Märchen

Fabeln, Traumgeschichten

WELTBILD BÜCHERDIENST

MÄRCHEN · FABELN
TRAUMGESCHICHTEN

Märchen
Fabeln
Traumgeschichten

Weltbild Bücherdienst

Die vorliegende Auswahl
besorgte Alexander Heine

© Weltbild-Bücherdienst
mit Genehmigung der Rechte-Inhaber
Redaktion/Herstellung: SVS, Stuttgart/Essen
Einbandgestaltung: Aab-Design, Stuttgart
Satz: Typobauer Filmsatz GmbH, Ostfildern 3
Gesamtherstellung: Carl Ueberreuter,
Druckerei Ges. m. b. H., Korneuburg

Der Bauer und sein Sohn

Märchen

Morgens beim Aufstehn sagt einmal der Peter ganz erschrocken zu seinem Weib: „Ei, schau doch, Ev', was hab' ich da für blaue Flecken! Am ganzen Leib schwarzblau! – und denkt mir doch nicht, daß ich Händel hatte?" – „Mann!" sagte die Frau, „du hast gewiß wieder den Hansel, die arme Mähr', halb lahm geschlagen? Vom Ehni hab' ich das wohl öfter denn hundertmal gehört: wenn einer sein Vieh malträtiert, sei's Stier, sei's Esel oder Pferd, da schickt es seinem Peiniger bei Nacht die blauen Mäler zu. Jetzt haben wir's blank." Der Peter aber brummte: „Hum, wenn's nichts weiter zu bedeuten hat!" schwieg still und meinte, die Flecken möchten ihm den Tod ansagen; deshalb er auch etliche Tage zahm und geschmeidig war, daß es dem ganzen Haus zugut' kam. Kaum aber ist ihm die Haut wieder heil, da ist er wie immer der grimmige Peter mit seinem roten Kopf und lauter Flüchen zwischen den Zähnen. Der Hansel sonderlich hatte sehr böse Zeit, dazu noch bittern Hunger, und wenn ihm oft im Stall die Knochen alle weh taten von allzu harter Arbeit, sprach er wohl einmal vor sich hin: „Ich wollt', es holte mich ein Dieb, den würd' ich sanft wegtragen!"

Es hatte aber der Bauer einen herzguten Jungen, Frieder mit Namen, der tat dem armen Tier alle Liebe. Wenn die Stalltür aufging, etwas leiser wie sonst, drehte der Hansel gleich den müden Kopf herum, zu sehn, ob es der Frieder sei, der ihm heimlich sein Morgen- oder Vesperbrot brachte. So kommt der Junge auch einmal hinein, erschrickt aber nicht wenig; denn auf des Braunen seinem Rücken sitzt ein schöner Mädchenengel mit seinem silberhellen Rock und einem Wiesenblumenkranz im gelben Haar und streicht dem Hansel die Bükkel und Beulen glatt mit seiner weißen Hand. Der Engel sieht den Frieder an und spricht:

„Dem wackern Hansel geht's noch gut,
Wenn ihn die Königsfrau reiten tut.
Arm Frieder
Wird Ziegenhüter,
Kriegt aber Überfluß,
Wenn er schüttelt die Nuß,
Wenn er schüttelt die Nuß!"

Solches gesagt, verschwand der Engel wieder und war nicht mehr da. Den Knaben überlief's, er huschte hurtig aus der Tür. Als er aber den Worten, die er vernommen, weiter nachsann, ward er fast traurig. Ach! dachte er, der Ziegenbub vom Flecken sein, das ist doch gar ein faul und ärmlichs Leben, da kann ich meiner Mutter nicht das Salz in die Suppe verdienen. Aber Nüss'? woher? in meines Vaters Garten wachsen keine; und wenn ich sie auch ganzer Säcke voll schütteln sollte, wie der Engel verheißt, davon wird niemand satt. Ich weiß, was ich tun will, wann ich die Ziegen hüten muß: ich sammle Besenreißig nebenher und lerne Besen binden, da schafft sich doch ein Kreuzer. Solche Gedanken hatte Frieder jenen ganzen Tag, sogar in der Schule, und schaute darein wie ein Träumer. „Wieviel ist sechs mal sechs?" fragte der Schulmeister beim Einmaleins. „Nun, Frieder, was geht dir heut' im Kopf herum? schwätz!" Der Bub, voll Schrecken, wußte nicht, sollt' er sagen: „Besenreißig" oder „sechsunddreißig", denn eigentlich war beides richtig; er sagte aber: „Besenreißig!" Da gab es ein Gelächter, daß alle Fenster klirrten, und blieb noch lang ein Sprichwort in der Schule, wenn einer in Gedanken saß: der hat Besenreißig im Kopf.

In der Nacht konnte Frieder nicht schlafen. Einmal kam es ihm vor, als sei es im Hof nicht geheuer; er richtete sich auf und sah durchs Fenster über seinem Bett. Sieh da! drang eine Helle aus dem Stall und kam der Hansel heraus und der Engel auf ihm, der ritt ihn aus dem Hof so sachten Tritts, als ging' es über Baumwolle weg. Im ersten Augenblick will Frieder schreien, doch gleich besinnt er sich und denkt, es ist ja Hansels Glück – legt sich also geruhig wieder hin und weint nur still in die Kissen, daß jetzt der Hansel fort sein soll und nimmer wiederkommen.

Wie nun die zwei auf offener Straße waren und der Gaul im hellen Mondschein seinen Schatten sah, sprach er für sich: „Ach! bin ich nicht ein dürres Bein! eine Königin säße mir nimmermehr auf." Der Engel sagte weiter nichts hiegegen und lenkte bald seitwärts in einen Feldweg ein, wo sie nach einer guten Strecke an eine schöne Wiese kamen; sie war voll goldener Blumen und hieß die unsichtbare, denn sie von ordinären Leuten nicht gesehen ward und ging bei Tage immer in einen nahen Wald hinein, daß sie kein Mensch ausfand. Kam aber guter armer Leute Kind mit einem Kühlein oder Geiß daher, dem zeigte der Engel die Wiese; es wuchs ein herrliches Futter auf ihr, auch mancherlei seltsame Kräuter, davon ein Tier fast wunderbar gedieh. Auf demselbigen Platz stieg der Engel jetzt ab, sprach: „Weide, Hans!" lief dann am Bach hinunter und schwand in die Lüfte, nur wie ein Stern am Himmel hinzückt. Der Hansel seinerseits fraß aber tapfer zu; und als er satt war, tat's ihm leid, so fett und milchig war das zarte Gras. Endlich kommt ihm der Schlaf; also legt er sich stracks an den Hügel dort bei den runden Buchen und ruht bei vier Stunden. Weckt ihn mit eins ein Jägerhorn, da war es Tag und stund die Sonne hell und klar am Himmel. Risch, springt er auf, sieht seinen Schatten auf dem grünen Rasen, verwundert sich und spricht: „Ei! was bin ich für ein schmucker Kerl geworden! unecket, glatt und sauber!" So war es auch, und glänzte seine Haut als wie in Öl gebadet.

Nun aber jagte der König des Landes schon etliche Tage in selbiger Gegend und ging just aus dem Wald hervor mit seinen Leuten. „Ah schaut! ah schaut!“ rief er: „was für ein schönes Roß! wie es die stolzen Glieder übt in Sprüngen und luftigen Sätzen!“ So sprechend trat er nahe herzu mit den Herren vom Hofe, die vernahmen sich alle über das Pferd und klopften ihm liebkosend auf den Hals. Sagte der König: „Reit!, Jäger, in das Dorf hinein, zu fragen, ob dieses Tier nicht feil! Sag' ihnen, es käm' an keinen schlechten Herrn!“ Derselbe Jägersmann ritt eine Schecke, welche dem Hansel wohlgefiel, derhalben er von selbst mit in den Flecken trabte, wo die Bauern alsbald neugierig die Köpfe aus den Fenstern streckten. „Hört, Leute! wessen ist der feine Braun?“ ruft der Jäger durch die Gassen. „Mein ist er nicht! – Das ist kein hiesiger!“ hieß es von allen Seiten. „Sieh, Frieder, guck!“ sagte der Peter, „das ist ein ungrischer. Ich wollt' der wär' mein.“ Zuletzt beteuerte der Hufschmied, ein solches Tier sei auf sechs Meilen im Revier gar nicht zu Hause. Da tritt der Jäger samt dem Hansel zum König zurück, vermeldend: „Das Roß ist herrenlos.“ – „Behalten wir's denn!“ versetzte der König, und ging der Zug also weiter.

Indessen meint der Peter, es wäre Zeit, sein Vieh zu füttern, und stößt mit Gähnen die Stalltür auf. Hu! macht der Rüpel Augen, wie er den leeren Stand der Mähre sieht. Lang waren ihm alle Gedanken wie pelzen. „Zum Guckuck!“ fuhr er endlich auf, „wird nicht viel fehlen, war da vorhin der fremde Gaul mein Hansel, und ist's mit des Teufels Blendwerk geschehen, daß ihn kein Mensch dafür erkannte!“ Der Peter wollte sich die Haar' ausraufen: allein was konnte er machen? Der Gaul war fort. Es haben mich nur die zwei Öchslein gedauert. An denen ließ der Unmensch seinen Grimm in diesen Tagen aus, und mußten sie für ihrer drei arbeiten. Was ihnen aber, nächst Püffen, Schlägen, Hungerleiden, das Leben vollends ganz verleidete, das war das Heimweh nach dem braven Hans. Sie trauerten und wurden wie verstockt und taten alles hinterstfür; deshalb der Peter leis zu seinem Weibe sprach: „Es ist schon nicht anders, die Ochsen sind mir auch verhext.“ Bald wurden die Ehleute eins, daß sie das Paar für ein Spottgeld dem Metzger abließen; der schlachtete sie in der Stadt. Allein was geschieht? In einer Nacht, da alles schlief, klopft es dem Peter am Laden; schreit er: „Wer ist da drauß?“ Antworten ihm zwo tiefe Baßstimmen:

„Der Walse und der Bleß
Müssen wandeln deinetwegen,
Wollen zu fressen, fressen in ihre kalten Mägen!“

Dem Peter schauerte die Haut, er zupfte sein Weib: „Steh' du auf, Ev!!“ – „Ich nicht!“ antwortete die Frau, „sie wollen halt ihr' Sach von dir.“ So stund der Großmaul auf mit Zittern warf ihnen Futter hinaus, und wie sie damit fertig waren, gingen sie wieder.

Nun kam das Unglück Schlag auf Schlag. Der Peter brachte zwar vom nächsten Markt wieder zween Stiere heim, allein da zeigte sich's, es wollte mit aller Lieb' kein Vieh mehr in dem Stalle bleiben: die beiden Stiere samt der Kuh

wurden krank, man mußte sie mit Schaden aus dem Hause tun. Der Peter läuft zu einem Hexenbanner, will sagen Erzspitzbuben, legt ihm gutwillig einen Taler hin, dafür kriegt er ein Pulver, mit dem soll er den Stall durchräuchern, Schlag zwölfe am Mittag. Er räucherte auch wirklich so handig, daß er die Glut ins Stroh brachte, und schlug der rote Hahn alsbald die Flügel auf dem Dach, das heißt, Stallung und Scheuer ging in lichten Flammen auf; mit knapper Not konnte die Löschmannschaft das Wohnhaus retten. Peter, wo will's mit dir hinaus? – Die nächste Nacht klopft es am Kammerladen. „Wer ist da?"

„Der Walse und der Bleß
Kommen in Wind und Regen,
Wollen zu fressen, fressen in ihre kalten Mägen!"

Da fuhr der Peter in Verzweiflung aus dem Bett, schlug die Hände überm Kopf zusammen und rief: „Ach mein! ach mein! soll ich die Toten füttern und hab' doch bald für die Lebendigen nichts mehr!" Das erbarmte die Tiere, sie gingen fort, kamen auch nimmermehr.

Anstatt daß der Peter jetzt in sich geschlagen hätte und seinen Frevel gutgemacht, bot er dem Jammer Trutz im Wirtshaus unter lustigen Gesellen. Je mehr sein Weib ihn schalt und lamentierte, um desto weniger schmeckt's ihm daheim; er machte dabei Schulden, kein General hätt' sich dran schämen dürfen, und bald kam es so weit, daß man ihm Haus und Gut verkaufte. Jetzt mußte er taglöhnen, und auch sein armes Weib spann fremder Leute Faden. Der Frieder aber, der saß richtig vor dem Dorf, hielt einen Stecken in der Hand und wartete der Ziegen oder band Besenreis auf den Verkauf.

Drei Jahre waren so vergangen, begab sich's einmal wieder, daß der König das Wildschwein jagte, und war auch die Königin diesmal dabei. Weil es aber Winterszeit war und sehr kalt, wollten die Herrschaften das Mittagsmahl nicht gern im Freien nehmen, sondern die königlichen Köche machten ein Essen fertig im Greifenwirtshaus, und speiste man im obern Saal vergnüglich, dazu die Spielleute bliesen. Das Volk aber stund auf der Gasse, zu horchen. Als nunmehr nach der Tafel die Pferde wieder vorgeführt wurden und man auch das Leibroß der Königin zäumte, stund vornean der Ziegenbub, der sprach gar keck zum Reitknecht hin: „Das Roß ist meines Vaters Roß, daß Ihr's nur wißt" Da lachte alles Volk laut auf; der Braune aber wieherte dreimal für Freuden und strich mit seinem Kopf an Frieders Achsel auf und nieder. Dies alles sah und hörte die Königin vom Fenster hochverwundert und sagt' es gleich ihrem Gemahl. Derselbe läßt den Ziegenbuben rufen, und dieser tritt bescheidentlich, doch munter in den Saal, mit Backen rosenrot, und war er auch sonst ein sauberer Bursche mit lachenden Augen, ging aber barfuß. Red't ihn der König an: „Du sagtest ja, das schöne Pferd da unten wär' deines Vaters, nicht?" – „Und ist auch wahr, Herr, mit Respekt zu melden." – „Wie willst du das beweisen, Bursch!?" – „Ich will es wohl, wenn Ihr's vergönnt. Den Reitknecht hört' ich rühmen, das Roß ließe niemand aufsitzen außer die Königin, der es gehöre. Nun sollt Ihr aber sehn, ob

mir's nicht stille hält und nachläuft wenn ich ihm Hansel rufe: darnach mögt Ihr denn richten, ob ich die Wahrheit sprach." Der König schwieg ein Weilchen, sprach dann zu einem seiner Leute: „Bringt mir drei wackre Männer aus der Gemeinde her, damit wir hören, was sie dem Knaben zeugen." Als nun die Männer kamen und über das Pferd gefragt wurden, so fiel ihr Ausspruch nicht zu Frieders Gunsten aus. Da tät der Knabe seinen Mund selbst auf und hub an, treu und einfältig die Geschichte vom Engel zu erzählen, wie er den Hansel entführte, auch wie er ihm unlängst wieder erschienen sei und ihm die unsichtbare Wiese gezeigt habe, welche den Hansel so stattlich gemacht. Darüber waren freilich die Anwesenden hoch erstaunt, etliche blickten schelmisch, allein die Königin sagte: „Gewiß, das ist ein frommer Sohn und steht ihm die Wahrheit an der Stirn geschrieben." Der König selber schien dem Buben wohlgesinnt, doch, weil er guter Laune war, sprach er: „Das Probstück wollen wir ihm nicht erlassen." Hiermit rief er den Frieder an ein Seitenfenster, das nach dem Freien ging auf einen Grasplatz, weit und flach, in dessen Mitte stund ein großer Nußbaum, wohl hundert Schritt vom Haus; es lag aber alles dicht überschneit, denn es im Christmond war. „Du siehst", sagte der König, „die große Wiese hier." – „O ja, warum denn nicht?" rief ein Hofmann, des Königs Spaßmacher, halblaut dazwischen: „es ist zwar eine von den unsichtbaren, denn sie ist über und über mit Schnee zugedeckt." Die Hofleute lachten; der König aber sprach zum Knaben: „Laß dich ein loses Maul nicht irren! Schau, du sollst mir auf dem Hansel einen Ring rund um den Nußbaum in den Schnee hier reiten, und wenn es gut abläuft, soll aller Boden innerhalb des Rings dein eigen sein!" Da freuten sich die Schranzen, meinend, es gäbe einen rechten Schnack; der Frieder wurde aber so freundlich, daß er die weißen Zähne nicht wieder unterbringen konnte. Das Roß ward vorgeführt (nachdem man ihm zuvor den goldnen Frauensattel abgenommen), es jauchzte hellauf und alles Volk mit ihm, und Frieder saß oben mit einem Schwung. Erst ritt er langsam bis zur Wiese vor, hielt an und maß mit dem Aug' nach allen Seiten den Abstand vom Baum, dann setzt' er den Hansel in Trab und endlich in gestreckten Lauf, das ging wie geblasen, und war es eine Lust ihm zuzusehen, wie sicher und wie leicht der Bursche saß. Er war aber nicht dumm und nahm den Kreis so weit, als er nur konnte; gleichwohl lief derselbe am Ende so schön zusammen, als wär' er mit dem Zirkel gemacht. Mit Freudengeschrei ward der Frieder empfangen, im Nu saß er ab, küßte den Hansel auf den Mund, und der König am Fenster winkt' ihm herauf in den Saal. „Du hast", sprach er zu ihm, „dein Probstück wohl gemacht; die Wiese ist dein. Den Hansel anbelangend, den kann ich dir nicht wiedergeben: ich hab' ihn meiner Königin geschenkt; soll aber dein Schade nicht sein." Mit diesen Worten drückte er ihm ein Beutelein in die Hand, gespickt voll Dublonen. Des war der Knabe sehr zufrieden, zumal die Königin hinzusetzte: er möge alle Jahr' zur Stadt kommen, in ihrem Schloß vorsprechen und den Hansel besuchen. „Ja", rief der Frieder, „und da bring' ich Euch zur Kirchweih' allemal ein Säcklein grüne Nüss' vom Baum!" – „Bleib' es dabei!" sagte die Königin; so schieden sie. Der Frieder lief heim durch all das Volksge-

wühl und Gejubel hindurch, zu seinen Eltern. Der Peter hatte den Ritt von weitem heimlich mit angesehen, und jetzt tat er in seinem Herzen ein Gelübde – ich brauche ja wohl nicht zu sagen, worin das bestand. Genug, der Hansel und der Frieder hatten ihm wieder auf einen grünen Zweig geholfen: er wurde ein braver, ehrsamer Mann, dazu ein reicher, der einen noch reichern Sohn hinterließ. Seit dieser Zeit hat sich im ganzen Dorf kein Mensch an einem Tier mehr versündigt.

Die Hand der Jezerte

Märchen

In des Königes Garten, eh' das Frühlicht schien, rührte der Myrtenbaum die Blätter, sagend:

„Ich spüre Morgenwind in meinen Zweigen; ich trinke schon den süßen Tau: wann wird Jezerte kommen?"

Und ihm antwortete die Pinie mit Säuseln:

„Am niedern Fenster seh' ich sie, des Gärtners Jüngste, schon durchs zarte Gitter. Bald tritt sie aus dem Haus, steigt nieder die Stufen zum Quell und klärt ihr Angesicht, die Schöne."

Drauf antwortete der Quell:

„Nicht Salböl hat mein Kind, nicht Öl der Rose; es tunkt sein Haar in meine lichte Schwärze, mit seinen Händen schöpft es mich. Stille! ich höre das Liebchen."

Da kam des Gärtners Tochter zum Born, wusch sich und kämmte sich und flocht ihre Zöpfe.

Und sieh, es traf sich, daß Athmas, der König, aus dem Palaste ging, der Morgenkühle zu genießen, bevor der Tag anbrach; und wandelte den breiten Weg daher auf gelbem Sand und wurde der Dirne gewahr, trat nahe zu und stand betroffen über ihre Schönheit, begrüßte die Erschrockene und küßt' ihr die Stirn.

Seit diesem war sie Athmas lieb und kam nicht mehr von seiner Seite Tag und Nacht; trug köstliche Gewänder von Byssus und Seide und war geehrt von den Vettern des Königs, weil sie sich hold und demütig erwies gegen Große und Kleine und gab den Armen viel.

Übers Jahr aber wurde Jezerte krank, und half ihr nichts, sie starb in ihrer Jugend.

Da ließ der König ihr am Garten des Palasts ein Grabgewölbe bauen, wo der Quell entsprang, darüber einen kleinen Tempel, und ließ ihr Bildnis drin aufstellen aus weißem Marmor, ihre ganze Gestalt, wie sie lebte, ein Wunderwerk der Kunst. Den Quell aber hielt das Volk heilig.

Alle Monden einmal ging der König dahin, um Jezerte zu weinen. Er redete mit niemand jenen Tag, man durfte nicht Speise noch Trank vor ihn bringen.

Er hatte aber eine andere Buhle, Naïra; die ward ihm gram darob und eiferte im stillen mit der Toten; gedachte, wie sie ihrem Herrn das Andenken an sie verkümmere und ihm das Bild verderbe.

Sie beschied insgeheim Jedanja zu sich, einen Jüngling, so dem König diente; der trug eine heimliche Liebe zu ihr, das war ihr nicht verborgen. Sie sprach zu ihm: „Du sollst mir einen Dienst erzeigen, dran ich erkennen will, was ich an dir habe. Vernimm! Ich höre von Jezerten immerdar, wie schön sie gewesen, so daß ich viel drum gäbe, nur ihr Bildnis zu sehn, und ob ich zwar das nicht vermag, weil mein Herr es verschworen, will ich doch eines von ihr sehen, ihre Hand, davon die Leute rühmen, es sei ihresgleich nicht mehr zu finden. So sollst du mir nun dieses Wunder schaffen und mir vor Augen bringen, damit ich es glaube."

„Ach, Herrin", sagte er, „ich will dich selbst hinführen, daß du Jezerte beschauest, bei Nacht."

„Mitnichten!" antwortete sie: „wie könnte ich aus dem Palaste gehen? Tu, wie ich sagte, Lieber und stille mein Gelüst. –"

Und sie verhieß ihm große Gunst, da versprach es der Knabe.

Auf eine Nacht ersah er die Gelegenheit durch Pforten und Gänge und kam zum Grabmal unbeschrien, denn die Wache stand in den Höfen. Er hatte aber einen künstlichen Haken, der öffnete das Schloß, und wie er eintrat, sah er das Bildnis stehn im Schein der Lampen; die brannten Tag und Nacht.

Er trat herzu, faßte die eine Hand und brach sie ab, hart über dem Gelenke, barg sie in seinen Busen, eilte und zog die Tür hinter sich zu.

Wie er nun längs der Mauer hinlief, vernahm er ein Geräusch und deuchte ihm, als käme wer. Da nahm er in der Angst die Hand und warf sie über die Mauer hinweg in den Garten und floh. Die Hand fiel aber mitten in ein Veilchenbeet und nahm keinen Schaden. Alsbald gereuete den Jüngling seine Furcht, denn sie war eitel, und schlich in den Garten, die Hand wieder zu holen; er fand sie aber nicht und suchte, bis der Tag anfing zu grauen, und war wie verblendet. So machte er sich fort und kam in seine Kammer.

Am andern Morgen, als die Sonne schien, lustwandelte Athmas unter den Bäumen. Er kam von ungefähr an jenes Beet und sah die weiße Hand in den Veilchen und hob sie auf mit Schrecken, lief hinweg, und es entstand ein großer Lärm durch den Palast. Kamen auch alsbald Knechte des Königs und sagten ihm an: „Wir haben in der Dämmerung Jedanja gesehn durch den Garten hin fliehen und haben seine Fußstapfen verfolgt." Darauf ward der Jüngling ergriffen und in das Gefängnis geworfen.

Naïra mittlerweile bangte nicht, denn sie war keck und sehr verschlagen. Berief in der Stille Maani zu sich, Jedanjas Bruder, und sagte: „Mich jammert dein Bruder, ich möchte ihm wohl heraushelfen, wenn er den Mut hätte, zu tun, wie ich ihn heiße, und du mir eine Botschaft an ihn brächtest."

Maani sprach: „Befiehl und nimm mein eigen Leben, daß ich nur den Knaben errette!"

Da hieß Naïra ihn schnell einen Pfeil herbeiholen. Sie aber nahm einen Griffel und schrieb der Länge nach auf den Schaft diese Worte:

„Verlange vor den König und sprich: ‚Jedanja liebte Jezerten und war von ihr geliebt, und hängt sein Herz noch an der Toten, also daß er im blinden Wahn die Übeltat verübte.' So spreche mein Freund und fürchte nicht, daß ihn das Wort verderbe! Die dieses rät, wird alles gutmachen."

Nachdem sie es geschrieben, sagte sie: „Nimm hin und schieße diesen Pfeil zu Nacht durchs Gitter, wo dein Bruder liegt im Turm!"

Maani ging und richtete es kühnlich aus.

Den andern Tag rief Athmas den Gefangenen vor sich und redete zu ihm: „Du hast das nicht von selbst getan. So bekenne den, wer dich gedungen!"

Der Jüngling sagte: „Herr, niemand."

Und als er Grund und Anlaß nennen sollte seines Frevels, verweigert' er's und schwieg, so hart man ihn bedrohte, und mußten ihn die Knechte wieder wegführen. Sie schlugen ihn und quälten ihn im Kerker, drei Tage nacheinander, solchermaßen, daß er nahe daran schien zu sterben. Dies litt er aber listigerweise, der Absicht, daß er Glauben finden möge, wenn er nunmehr zu reden selbst begehrte. Ließ sich also am vierten Morgen, da die Peiniger aufs neue kamen, zu dem König bringen, fiel zitternd auf sein Angesicht, schien sprachlos, wie vor großer Angst und Reue, bis ihm verheißen ward, das Leben zu behalten, wofern er die Wahrheit bekenne. Da sagte er:

„So wisse, Herr! Bevor des Gärtners Tochter meinem Herrn gefiel, daß er sie für sich selbst erwählte, war sie von Jedanja geliebt, und sie liebte ihn wieder. Hernach floh ich hinweg aus Kummer und kehrte nicht zur Stadt zurück, bis ich vernahm, Jezerte sei gestorben. Die ganze Zeit aber habe ich nicht aufgehört, das Kind zu lieben. Und da ich jüngst bei Nacht, von Sehnsucht übernommen, wider dein Gebot in das Gewölbe ging, und sah das Bild, trieb mich unsinniges Verlangen, den Raub zu begehn."

Der König hatte sich entfärbt bei dieser Rede und stand verworren eine Zeitlang in Gedanken; dann hieß er die Diener Jedanja frei lassen, denn er zweifelte nicht mehr, daß dieser wahr gesprochen. Doch befahl er dem Jüngling und allen, die jetzo zugegen gewesen, bei Todesstrafe, nicht zu reden von der Sache.

Athmes war aber fortan sehr bekümmert, denn er dachte, Jezerte habe ihm gelogen, da sie ihm schwur, sie habe keinen Mann gekannt, bis sie der König gefunden; also daß er nicht wußte, sollt' er die Tote ferner lieben oder hassen.

Einstmals, da Naïra sich bei ihm befand wie gewöhnlich, erblickte sie an seinem Sitz ein Kästchen von dunklem Holz, mit Perlen und Steinen geziert. Daran verweilten ihre Augen, bis Athmas es bemerkte und ihr winkte, das Kästchen zu öffnen. Sie lief und hob den Deckel auf, da lag Jezertes Hand darin auf einem Kissen. Sie sah dieselbe mit Verwunderung an und pries sie laut mit vielem Wesen vor dem König. Und er, indem er selber einen Blick hintat, sprach ohne Arg: „Schaut sie nicht traurig her, gleich einer Taube in der Fremdę? Siehe, es war ein weißes Taubenpaar, nun hat der Wind die eine verstürmt von ihrer Hälfte weg. Ich will, daß sie der Grieche wieder mit dem Leib zusammenfüge."

Diese Rede empfand Naïra sehr übel. Sie fing aber an, mit falschen Worten ihren Herrn zu trösten, und sagte arglistig dabei, Jezerte möge wohl vor Gram um ihren Knaben krank geworden und gestorben sein. Hiemit empörte sie des Königes Herz und schaffte sich selbst keinen Vorteil, vielmehr ward er mißtrauisch gegen sie.

Er ging und sprach bei sich: Sollte es sein, wie dies Weib mir sagt, so will ich doch nimmer das Bildnis vertilgen. Wann jetzt die Zeit der heiligen fünf Nächte kommt, will ich's versenken in das Meer, nicht allzufern der Stadt. Es sollen sich ergötzen an seiner Schönheit holde Geister in der Tiefe, und der Mond mit täuschendem Schein wird es vom Grund herauf heben. Dann werden die Schiffer dies Trugbild sehn und werden sich des Anblicks freuen.

Nicht lang hernach, da der König vor solchen Gedanken nicht schlief, erhob er sich von seinem Lager und ging nach dem Grabmal, sah das Bild, daran das abgebrochene Glied vom Künstler mit einer goldenen Spange wieder wohl befestigt war, daß niemand hätte einen Mangel finden können, der es nicht wußte. Er kniete nieder, abgewendet von Jezerte, mit dem Gesicht gegen die Wand und flehte Gott um ein gewisses Zeichen, ob das Kind unschuldig war oder nicht; wo nicht, so wollt' er Jezerte vergessen von Stund' an. Er hatte aber kaum gebetet, so ward der ganze Raum von süßem Duft erfüllt, als von Veilchen; als hätte Jezertes Hand von jenem Gartenbeet allen Wohlgeruch an sich genommen und jetzo von sich gelassen mit eins. Da wußte Athmas gewiß, sie sei ohne Tadel, wie er und jedermann sie immerdar gehalten; sprang auf, benetzte ihre Hand mit Tränen und dankte seinem Gott. Zugleich gelobte er ein großes Opfer und ein zweites mit reichen Gaben an das arme Volk, wenn ihm der Täter geoffenbart würde.

Und sieh, den andern Morgen erschien Naïra zur gewohnten Stunde nicht in des Königs Gemächern und ließ ihm sagen, sie sei krank, er möge auch nicht kommen, sie zu besuchen. Sie lag im Bette, weinte sehr vor ihren Frauen und tobte, stieß Verwünschungen aus und sagte nicht, was mit ihr sei; auch schickte sie den Arzt mit Zorn von sich.

Da sie nach einer Weile stiller geworden, rief sie herzu ihre Vertrauteste und wies ihr dar ihre rechte Hand, die war ganz schwarz, wie schwarzes Leder, bis an das Gelenk. Und sprach mit Lachen zu der ganz entsetzten Frau: „Diesmal, wenn du nicht weißt zu schmeicheln und ein Bedenken hast zu sagen, sie ist viel weißer als das Elfenbein und zärter als ein Lotosblatt, will ich dir nicht feind sein!" – Dann weinte sie von neuem, besann sich und sagte mit Hast: „Nimm allen meinen Schmuck, Kleider und Gold zusammen und schaffe, daß wir heute in der Nacht entkommen aus dem Schloß! Ich will aus diesem Lande."

Das letzte Wort war ihr noch nicht vom Munde, da tat sich in der Wand dem Bette gegenüber eine Tür auf ohne Geräusch, die war bis diese Stunde für jedermann verborgen, und durch sie trat der König ein in das Gemach.

In ihrem Schrecken hielt Naïra beide Hände vors Gesicht, alsdann fuhr sie zurück und barg sich in die Kissen. Er aber rief: „Bei meinem Haupt, ich wollte, daß meine Augen dieses nicht gesehen hätten!" – So zornig er auch schien, man konnte doch wohl merken, daß es ihm leid tat um das Weib.

Er ging indes, wie er gekommen war, und sagte es dem Fürsten, seinen Räten, an, alles, wie es gegangen. Diese verwunderten sich höchlich, und einer, Eldad, welcher ihm der nächste Vetter war, frug ihn: „Was will mein Herr, daß Naïra geschehe, und was dem Buben, den du losgelassen hattest?" – Der König sagte:

„Verbannet sei die Lügnerin an einen wüsten Ort. Ihr Blut begehre ich nicht; sie hat den Tod an der Hand. Jedanja mögt ihr fangen und verwahren."

Es war aber im Meer, zwo Meilen vom Strand, an dem die Stadt gelegen, eine Insel, von Menschen nicht bewohnt, nur Felsen und Bäume. Dahin beschloß Eldad sie bringen zu lassen; denn beide hatten sich immer gehaßt. Als ihr nun das verraten ward, obwohl es annoch geheim bleiben sollte, sprach sie sogleich zu ihren Frauen: „Nicht anderes hat er im Sinn, denn daß ich dort umkomme. Ihr werdet Naïra nicht sehen von dieser Insel wiederkehren."

Fortan hielt sie sich still und trachtete auf keine Weise dem zu entgehn, das ihrer wartete. Sie machte sich vielmehr bereit zur Reise auf den andern Morgen. Denn schon war bestellt, daß ein Fahrzeug drei Stunden vor Tag sie an der hintern Pforte des Palasts empfange.

Und als sie in der Frühe völlig fertig war und angetan mit einem langen Schleier und schaute durchs Fenster herab' in die Gärten, da der Mond hell hinein schien, sprach sie auf einmal zu den Frauen: „Hört, was ich jetzo dachte, indem ich also stand und mir mein ganz Elend vor Augen war. Ich sagte bei mir selbst: du möchtest dies ja wohl erdulden alles, die Schmach, den Bann und den Tod, wenn du nicht müßtest mit dir nehmen das böse Mal an deiner Hand; denn es grauete mir vor mir selbst. In meinem Herzen sprach es da: Wenn du die Hand eintauchtest in Jezertes Quell beim Tempel, mit Bitten, daß sie dir vergebe, da wärest du rein. – Wer ginge nun gleich zu dem Hauptmann der Wache, daß er den Fürsten bitte, mir so viel zu gestatten?"

Und eine der Frauen lief alsbald. Der Hauptmann aber wollte nicht. Naïra sagte: „So gehe du selbst an den Quell, es wird dir niemand wehren, und tauche dieses Tuch hinein und bring' es mir!"

Doch keiner traute sich, ihr diesen Liebesdienst zu tun. Naïra rief und sah auf ihre Hand: „O wenn Jezertes Gottheit wollte, ein kleiner Vogel machte sich auf und striche seinen Flügel durch das Wasser und käme ans Fenster, daß ich ihn berühre!" – Dies aber mochte nicht geschehn; und kamen jetzt die Leute, Naïra abzuholen. Sie fuhr auf einem schlechten Boot, mit zween Schergen und acht Ruderknechten schnell dahin; saß auf der mittlern Bank allein, gefesselt; zu ihren Füßen etwas Vorrat an Speisen und Getränk, nicht genug für fünf Tage. Und saß da still, in dichte Schleier gewickelt, daß die Blicke der Männer sie nicht beleidigten, auch daß sie selbst nicht sehen mußte; und war, als schiffte sie schon jetzt unter den Schatten.

Bei jenem Eiland als sie angekommen waren, lösten die Begleiter ihre Bande und halfen ihr aussteigen; setzten drei Krüge und einen Korb mit Brot und Früchten auf den Stein und stießen wieder ab ungesäumt.

Die Männer behielten den Ort im Gesicht auf der Heimfahrt, so lange sie vermochten, und sahen die Frau verhüllt dort sitzen, im Anfang ganz allein, so wie sie dieselbe verlassen, darnach aber gewahrten sie eine andere Frauengestalt, in weißen Gewändern, sitzend neben ihr.

Da hielten die Ruderer inne mit rudern, und die Schergen berieten sich untereinander, ob man nicht umkehren solle. Der eine aber sagte: „Es gehet

nicht natürlich zu, es ist ein Geist. Fahrt immer eilig zu, daß man's dem Fürsten anzeige. –" So taten sie und meldeten's Eldad; der aber verlachte und schalt sie sehr.

Jedanja unterdessen, nachdem er zeitig inne geworden, daß möchte seine Unwahrheit an Tag gekommen sein, hatte sich außer den Mauern der Stadt, unter dem Dach einer Tenne, versteckt. Und seine Brüder verkündigten ihm, Naïra sei heut' nach dem Felsen gebracht. Alsbald verschwor er sich mit ihnen und etlichen Freunden, sie zu befrein, und wenn es alle den Hals kosten sollte.

Um Mitternacht bestiegen sie ein kleines Segelschiff, sechs rüstige Gesellen, mit Waffen wohl versehen. Sie mußten aber einen großen Umweg nehmen, weil Wächter waren am Strand verteilt und weithin hohes Felsgestad', da kein Schiff an- und abgehen konnte.

Dennoch am Abend des zweiten Tags, nach Ankunft der Naïra auf der Insel, erreichten sie dieselbige und erkannten bald den rechten Landungsplatz; sahen allda die Krüge und den Korb und fanden alles unberührt. Es überkam Jedanja große Angst um das Weib, das er liebte. Und suchten lang nach ihr und fanden sie zuletzt auf einem schönen Hügel unter einem Palmbaum liegen, tot, der Schleier über ihr Gesicht mit Fleiß gelegt, die Hände bloß und alle beide weiß wie der Schnee.

Da kamen die Jünglinge bald überein, es sollten ihrer vier auf gradem Weg zur Stadt zurücksteuern, derweil zwei andere bei der Leiche blieben. Jedanja selber wollte sich freiwillig vor den König stellen, ihm alles redlich zu gestehn und zu berichten, denn er kannte ihn für gut und großmütig und wußte wohl, es sei mit seinem Willen nicht also verfahren gegen Naïra. Auch kam er glücklich vor Athmas zu stehen, obwohl Eldad es verhindern wollte.

Wie nun der König alle diese Dinge, teils von dem Jüngling, teils von andern, aus dem Grund erforscht, auch jetzt erfahren hatte, was die Männer auf dem Boot gesehen, daraus er wohl merkte, Jezerte sei mit Naïra gewesen, da war er auf das äußerste bestürzt und so entrüstet über seinen Vetter, daß er ihn weg für immer jagte von dem Hof.

Zugleich verordnete der König, Naïra auf der Insel mit Ehren zu bestatten, ließ die Wildnis lichten und Gärten anlegen. In deren Mitte auf dem Hügel erbaute man das Grab bei dem Palmbaum, wo sie verschieden war.

Das Stuttgarter Hutzelmännlein

Wohl vor fünfhundert und mehr Jahren, zu denen Zeiten, als Graf Eberhard von Wirtemberg, ein tapferer Kriegsheld und ruhmvoller Herr, nach langen, schrecklichen Fehden mit des Deutschen Reichs Häuptern, mit dem Habsburger Rudolf und dessen Nachfolgern, zumal auch mit den Städten, das Schwabenland nun wieder zu Ruh' und Frieden kommen ließ, befand sich in Stuttgart ein Schustergesell' namens Seppe bei einem Meister, der ihm nicht gefiel, deshalb er ihm aufsagte; und weil er nie gar weit vor seine Vaterstadt hinaus gekommen, nicht Eltern noch Geschwister mehr hatte, so war er jetzt willens zu wandern.

Die letzte Nacht, bevor er reiste, saß er allein in der Gesellenkammer auf (die andern waren noch beim Wein oder sonst zum Besuch), sein Ranzen lag geschnürt vor ihm, sein Wanderstab daneben, der hübsche Bursche aber hing den Kopf, er wußte nicht so recht warum, und auf dem Tisch die Ampel brannte einen großen großen Butzen. Indem er jetzt aufschaute und nach dem Klämmchen griff, dem Zochen zu helfen, sah er auf seiner leeren Truche ein fremdes Männlein sitzen, kurz und stumpig, es hätte ihm nicht bis zum Gürtel gereicht. Es hatte ein schmutziges Schurzfell um, Pantoffeln an den Füßen, pechschwarze Haare, dazu aber hellblaue, freundliche Augen.

„Gott grüß' dich, Seppe! Kennst mich nit? Ich bin der Pechschwitzer, das Hutzelmännlein, der Tröster. Ich weiß, du bist ein braves Burgerskind, sorgst immerdar für anderer Leute Fußwerk und gehst doch selbst nicht auf dem besten Zeug. Da du nun morgen reisen willst, so hab' ich dir statt einem Wanderpfennig etwas mitgebracht von meiner eignen Arbeit: sind Glücksschuh', zwei Paar, schau her. Die einen legst du an, gleich morgen; sie ziehen sich nach dem Fuß und reißen nicht dein Leben lang; die andern aber nimm und stell' sie unterwegs an eine Straße, versteh' mich, unbeschrien, wo niemand zusieht. Vielleicht daß dir dein Glück nach Jahr und Tag einmal auf Füßen begegnet. Auch hast du hier noch obendrein etwas zum Naschen, ein Laiblein Hutzelbrot. So viel du davon schneid'st, so viel wachst immer wieder nach im Ranzen oder Kasten, wenn du auch nur ein Ränftlein fingersbreit übrig behältst. Ganz sollt du's nie aufzehren, sonst ist es gar. Behüt' dich Gott, und tu in allem, was ich sagte. Noch eins: kommst du etwa ins Oberland, Ulm zu und gen Blaubeuren, und findst von ungefähr ein Klötzlein Blei, nimm es zuhanden und bring's mir." – Der Seppe versprach's und dankte geziemend für alles; das Männlein aber war in einem Hui verschwunden.

Nun jauchzte der Geselle überlaut, beschmeckte bald das Brot, beschaute bald die zwei Paar Schuhe. Sie sahen ziemlich aus, wie er sie selber machte, nur daß sie feine wunderliche Stiche hatten und hübsch mit einem zarten, roten Leder ausgefüttert waren. Er zog sie an, spazierte so ein dutzendmal die Kammer auf und ab, da ihm denn in der Kürze freilich nichts Besonderes von Glück passieren wollte. Darnach ging er zu Bett und schlief, bis der Morgen rot wurde. Da deucht' es ihn, als wenn ihm jemand klopfte, zwei-, dreimal, recht vernehmlich, daß er jählings erwache. Die andern hörten's auch, doch schliefen sie gleich wieder ein. Das haben meine vier Rappen getan! dachte er und horchte hin, allein es rührte und regte sich nichts mehr.

Als er nun fix und fertig angezogen stand und gar vergnügt auf seine Füße niedersah, sprach er: „Jetzt laufen wir dem Teufel ein Bein weg! jetzt tausche ich mit keinem Grafen!" – Wohl und gut; nur eine Kleinigkeit hatte er versehen: er hat den einen Schuh von seinem Paar mit dem einen vom andern verwechselt. Ach wer ihm das gesagt hätte!

So schlich er denn leis die Stiege hinunter, die Meistersleute nicht zu wecken; denn Abschied hatte er gestern genommen, und statt der Suppe aß er gleich ein tüchtiges Stück Schnitzbrot in währendem Gehen. So etwas hatte er noch niemals über seinen Mund gebracht, wohl aber oft von seiner Großmutter gehört, daß sie einmal in ihrer Jugend bei einer Nachbarsfrau ein Stücklein vom echten bekommen, und daß es eine Ungüte vom Brot drum sei.

Wie er jetzt vor dem oberen Tor draußen war, zween Bogenschüsse oder drei, kam er an eine Brücke: da mußte er ein wenig niedersitzen, die Türme seiner Vaterstadt, das Grafenschloß, die Häuser und Mauern noch einmal in der Morgensonne besehen; dann, eh' er weiterging, fiel ihm noch ein: hier könnt' ich das Paar Schuh auf den Brückenrand stellen. Er tat's und zog fürbaß. – Eine Stunde über die Weinsteig hinaus kommt er in einen grünen Wald. Von ungefähr hört er auf einer Eiche den blauen Montag schreien, welches ein kurzweiliger Vogel ist, der seinen Namen davon hat, daß er immer einen Tag in der Woche mit der Arbeit aussetzt; da singt er nichts als Schelmenlieder und schaut gemächlich zu, wie andere Vögel ihre Nester richten, brüten und ihre Jungen ätzen; die seinigen krepieren ihm auch ordinär, deswegen er ein Raritätsvogel ist. So einen muß ich haben! denkt der Seppe: ich biet' ihn einem großen Herrn an unterwegs. Ein sonderer Vogel ist oft gern zwei Kälber wert, die Hepisauer haben ihre Kirchweih um einen Guckigauch verkauft: wenn ich nur einen Taler löse, tut mir's wohl. Wie komm' ich nur gleich da hinauf? – Seiner Lebtage hat er nie klettern können, diesmal aber ging's als hätten ihrer sechs an ihm gehoben, und wie er droben ist, da sieht er sieben Junge flügg', mit blauen Köpfen im Nest! Er streckt schon eine Hand darnach – krach! bricht ein fauler Ast, und drunten liegt der Schuster – daß er nicht Hals und Bein brach, was ein Wunder. „Ich weiß nicht", sagte er, indem er aufstand und die Platte rieb, „was ich von dem Pechschwitzer denken soll; das ist kein mutiger Anfang!"

Zu seinem Trost zog er sein Schnitzbrot aus dem Ranzen und fand dasselbe wahrlich beinah' schon wieder rund und ganz gewachsen. Er sprach dem

Laiblein aber im Marschieren so lang zu, bis ihm ganz übel war, und deuchte ihn, er habe sich für alle Zeit Urdrutz daran gegessen. Sei's drum! ein Sprüchlein sagt: „es ist nur geschlecket, das nimmer klecket."

Sein Sinn war allermeist auf Augsburg oder Regensburg gerichtet, denn diese Städte hatte er vor manchen andern rühmen hören; zuvörderst wollte er aber nach Ulm.

Mit großen Freuden sah er bald von der Bempflinger Höhe die Alb als eine wundersame blaue Mauer ausgestreckt. Nicht anders hatte er sich immer die schönen blauen Glasberge gedacht, dahinter, wie man ihm als Kind gesagt, der Königin von Saba Schneckengärten liegen. Doch war ihm wohl bekannt, daß oben weithin wieder Dörfer seien, als: Böhringen, Zainingen, Feldstetten, Suppingen, durch welche sämtlich nacheinander er passieren mußte.

Jetzt hing sich auf der Straße ein Schönfärbergesell' an ihn, gar sehr ein naseweises Bürschchen, spitzig und witzig, mit Backen rosenrot, Glitzäugelein, ein schwarzes Kräuselhaar dazu, und schwatzte oder pfiff in einem weg. Der Seppe achtete nicht viel auf ihn, zumal ihm eben jetzt etwas im Kopf umging, das hätte er sich gern allein im stillen überlegt. Am Weg stand eine Kelter, mit einem umgelegten Trog davor, auf diesen setzt' er sich, der Meinung, sein Weggenoss' soll weiter gehen. Der aber warf sich seitwärts hinter ihm ins Gras und schien bald eingeschlafen, von der Hitze müd'. Da war es still umher; ein einziges Heimlein sang am staubigen Rain so seine Weise ohn' Aufhören fort.

Endling da fing der Seppe vor sich selbst, doch laut genug, zu sprechen an: „Jetzt weiß ich, was ich tu': ich werd' ein Scherenschleifer. Wo ich halt geh' und steh', juckt's mich, ein Rad zu treten, und sollt's ein Spinnrad sein!" (Dem war auch richtig so und konnte gar nicht anders sein, denn einer seiner Schuhe war für ein Mädchen gefeit und gesegnet,) „Die Art von Schleiferei" – so sprach der Seppe weiter – „muß einer doch bald können, und so ein Kerl führt seine Werkstatt lustig auf einem Schubkarrn durch die Welt, sieht alle Tage eine andre Stadt, da pflanzt er sich im Schatten an einem Markteck auf und dreht seinen Stein, daß die Funken wegfliegen. Die Leute mögen sprechen, was sie wollen, das ist jetzt einmal mein Beruf und mein Genie, ich spür's in allen Gliedern; und wo mir recht ist, hat mein Ehni seliger einmal gesagt: ‚der Seppe ist unter dem Zeichen des Wetzsteins geboren'."

Bei diesen Reden richtete sich das Färberlein halb in die Höh': der ist ein Letzkopf, dachte es: und ich bin meines Lebens neben ihm nicht eines Glaubens länger sicher; – stand sachte auf, schlich sich hinweg, in einem guten Bogen über das Ackerfeld, und fußete sodann der graden Straße nach, als brennte ihm der Steiß, Metzingen zu. Der Schuster, welcher endlich auch aufbrach, sah ihn von weitem rennen, argwöhnte aber nichts und zog, seines Vorsatzes herzlich vergnügt, demselben Flecken zu. Allein wie schaute er hoch auf, da alle Leute dort die Köpfe nach ihm aus den Fenstern streckten und ihm die Kinder auf der Gasse an zwanzig, mit Geschrei nachsprangen und sangen:

Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz,
Laß dei' Rädle schnurra!
Stuagart ist a grauße Stadt,
Lauft a Gänsbach dura.

Der Seppe hatte einen Stiefelszorn, schwang öfter seinen Knotenstock gegen den Schwarm, sie schrien aber nur um desto ärger, und also macht' er sich, so hurtig er nur konnte, aus dem Wespennest hinaus. Noch vor der letzten Hütte draußen hörte er ein Stimmlein verhallend im Wind:

Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz!

Er hätte für sein Leben gern den Färber, welcher ihm den Possen spielte, da gehabt und ihm das Fell geruckt, wie er's verdiente, der aber blieb im Ort zurück, wo er in Arbeit stand. Sonst war der Wicht in Büßingen daheim, wie er dem Seppe sagte.

Derselbe ließ sich den erlittenen Schimpf nicht allzulang anfechten noch seinen Vorsatz dadurch beugen. Er machte seinen Trott so fort, und widerfuhr ihm diesen Tag nichts weiter von Bedeutung, als daß er etlichmal rechts ging, wo er links gesollt hätte, und hinwiederum links, wo es rechts gemeint war; das freilich nach dem Zeugnis aller Reis'beschreiber schon gar die Art nicht ist, um zeitig und mit wenig Kosten an einen Ort zu kommen.

Einstweilen langte es doch eben noch bis Urach, wo er zur Nachtherberge blieb. Am Morgen ging's hinauf die hohe Steige auf das Gebirg', nicht ohne vieles Stöhnen, denn sein einer Schuh – er merkte es schon gestern – hatte ihm ein Hühneraug' gedrückt, das machte ihm zu schaffen. Da, wo die Steig am End' ist, holte er zum Glück ein gutes Bäuerlein aus Suppingen auf einem Wagen mit etwas Schreinwerk ein, das hieß ihn ungebeten bei ihm aufsitzen.

Als sie nun eine Weile so, die große Ebene hinfahrend, beieinander saßen, fing der Bauer an: „Mit Vergunst, i muaß jetz doch fürwitzig froga: gelt, Ihr sind g'wiß a Drehar?" – „Warum?" – „Ei", sprach das Bäuerlein und sah auf des Gesellen Fuß, „do der Kamrad arbeit't allfort, ma moint, er müaß all' mei' vier Räder tretta!"

Der Seppe schämte sich ein wenig, im Herzen war er aber selig froh und dachte: hat mir der Bauer da ein Licht aufstecken müssen! Auf einen Drehstuhl will's mit dir hinaus und anderst nirgends hin!

Von nun an war der Schuster wie ein umgewend'ter Handschuh, ganz ein andrer Mensch, gesprächig, lustig, langte den Schnitzlaib heraus, gab ihn dem Bäuerlein bis auf den Anschnitt, sagend: „Lieber Mann, des bin ich froh, daß Ihr mir angesehen, daß ich ein Dreher bin!" – „Ha", sprach der andere, sell ist guat merka." – Der Alte kaute einen Bissen und machte ordentlich die Augen zu dabei, so gut schmeckte es ihm; das übrige hob er als Heimbringens auf für Weib und Kinder. Darnach ward er redselig, erzählte dem Gesellen allerlei; vom Hanf- und Flachsbau auf der Alb; wie sie im Winter gut in ihren strohgedeckten

Hütten säßen, ingleichen wie man solche Dächer mit besonderer Kunst verfertigte. Auch wußte er ihm viel zu sagen von Blaubeuren, einem Städtlein und Kloster im Tal, zwischen mächtigen Felsen gelegen; da komme er hindurch und möge er sich ja den Blautopf auch beschauen, wie alle Fremde tun.

Du aber, wohlgeneigter Leser, lasse dich, derweil die beiden so zusammen diskurrieren, auch etlicher Dinge besonders berichten, die, ob sie sich zwar lang vor Seppes Zeit begeben, nichtsdestominder zu dieser Geschichte gehören. Vernimm hienach die wahre und anmutige

Historie von der schönen Lau.

Der Blautopf ist der große runde Kessel eines wundersamen Quells bei einer jähen Felsenwand gleich hinter dem Kloster. Gen Morgen sendet er ein Flüßchen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieser Teich ist einwärts wie ein tiefer Trichter, sein Wasser von Farbe ganz blau, sehr herrlich, mit Worten nicht wohl zu beschreiben; wenn man es aber schöpft, sieht es ganz hell in dem Gefäß.

Zu unterst auf dem Grund saß ehmals eine Wasserfrau mit langen fließenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines schönen, natürlichen Weibs, dies eine ausgenommen, daß sie zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimmhaut hatte, blühweiß und zärter als ein Blatt vom Mohn. Im Städtlein ist noch heutzutage ein alter Bau, vormals ein Frauenkloster, hernach zu einer großen Wirtschaft eingerichtet, und hieß darum der Nonnenhof. Dort hing vor sechzig Jahren noch ein Bildnis von dem Wasserweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte sie die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, ihr Angesicht sah weißlich, das Haupthaar schwarz, die Augen aber, welche sehr groß waren, blau. Beim Volk hieß sie die arge Lau im Topf, auch wohl die schöne Lau. Gegen die Menschen erzeigte sie sich bald böse, bald gut. Zuzeiten, wenn sie im Unmut den Gumpen übergehen ließ, kam Stadt und Kloster in Gefahr, dann brachten ihr die Bürger in einem feierlichen Aufzug oft Geschenke, sie zu begütigen, als: Gold- und Silbergeschirr, Becher, Schalen, kleine Messer und andre Dinge, dawider zwar, als einen heidnischen Gebrauch und Götzendienst, die Mönche redlich eiferten, bis derselbe auch endlich ganz abgestellt worden. So feind darum die Wasserfrau dem Kloster war, geschah es doch nicht selten, wenn Pater Emeran die Orgel drüben schlug und kein Mensch in der Nähe war, daß sie am lichten Tag mit halbem Leib heraufkam und zuhorchte; dabei trug sie zuweilen einen Kranz von breiten Blättern auf dem Kopf und auch dergleichen um den Hals.

Ein frecher Hirtenjung' belauschte sie einmal in dem Gebüsch und rief: „Hei, Laubfrosch! git's guat Wetter?" Geschwinder als ein Blitz und giftiger als eine Otter fuhr sie heraus, ergriff den Knaben beim Schopf und riß ihn mit hinunter, in eine ihrer nassen Kammern, wos sie den ohnmächtig gewordenen jämmer-

lich verschmachten und verfaulen lassen wollte. Bald aber kam er wieder zu sich, fand eine Tür und kam, über Stufen und Gänge, durch viele Gemächer in den schönen Saal. Hier war es lieblich, glusam mitten im Winter. In einer Ecke brannte, indem die Lau und ihre Dienerschaft schon schlief, auf einem hohen Leuchter mit goldenen Vogelfüßen als Nachtlicht eine Ampel. Es stand viel köstlicher Hausrat herum an den Wänden, und diese waren samt dem Estrich ganz mit Teppichen staffiert, Bildweberei in allen Farben. Der Knabe hurtig nahm das Licht herunter von dem Stock, sah sich in Eile um, was er noch sonst erwischen möchte, und griff aus einem Schrank etwas heraus, das stak in einem Beutel und war mächtig schwer, deswegen er vermeinte, es sei Gold; lief dann und kam vor ein erzenes Pförtlein, das mochte in der Dicke gut zwo Fäuste sein, schob die Riegel zurück und stieg eine steinerne Treppe hinauf in unterschiedlichen Absätzen, bald links, bald wieder rechts, gewiß vierhundert Stufen, bis sie zuletzt ausgingen und er auf ungeräumte Klüfte stieß; da mußte er das Licht dahinten lassen und kletterte so mit Gefahr seines Lebens noch eine Stunde lang im Finstern hin und her, dann aber brachte er den Kopf auf einmal aus der Erde. Es war tief Nacht und dicker Wald um ihn. Als er nach vielem Irregehen endlich mit der ersten Morgenhelle auf gängige Pfade kam und von dem Felsen aus das Städtlein unten erblickte, verlangte ihn am Tag zu sehen, was in dem Beutel wäre; da war es weiter nichts als ein Stück Blei, ein schwerer Kegel, spannenlang, mit einem Öhr an seinem obern Ende, weiß vor Alter. Im Zorn warf er den Plunder weg, ins Tal hinab, und sagte nachher weiter niemand von dem Raub, weil er sich dessen schämte. Doch kam von ihm die erste Kunde von der Wohnung der Wasserfrau unter die Leute.

Nun ist zu wissen, daß die schöne Lau nicht hier am Ort zu Hause war; vielmehr war sie, als eine Fürstentochter, und zwar, von Mutterseiten her halbmenschlichen Geblüts, mit einem alten Donaunix am Schwarzen Meer vermählt. Ihr Mann verbannte sie, darum, daß sie nur tote Kinder hatte. Das aber kam, weil sie stets traurig war, ohn' einige besondere Ursach'. Die Schwiegermutter hatte ihr geweissagt, sie möge eher nicht eines lebenden Kindes genesen, als bis sie fünfmal von Herzen gelacht haben würde. Beim fünften Male müßte etwas sein, das dürfe sie nicht wissen, noch auch der alte Nix. Es wollte aber damit niemals glücken, soviel auch ihre Leute deshalb Fleiß anwendeten; endlich da mochte sie der alte König ferner nicht an seinem Hofe leiden und sandte sie an diesen Ort, unweit der obern Donau, wo seine Schwester wohnte. Die Mägde zogen sie, pur für die Langeweile, sechsmal des Tages anders an – denn außerhalb dem Wasser ging sie in köstlichen Gewändern, doch barfuß –, erzählten ihr alte Geschichten und Mären, machten Musik, tanzten und scherzten vor ihr. An jenem Saal, darin der Hirtenbub gewesen, war der Fürstin ihr Gaden oder Schlafgemach, von welchem eine Treppe in den Blautopf ging. Da lag sie manchen lieben Tag und manche Sommernacht, der Kühlung wegen. Auch hatte sie allerlei lustige Tiere, wie Vögel, Küllhasen und Affen, vornehmlich aber einen possigen Zwerg, durch welchen vormals einem Ohm der Fürstin war von ebensolcher Traurigkeit geholfen worden. Sie spielte

alle Abend Damenziehen, Schachzagel oder Schaf und Wolf mit ihm; so oft er einen ungeschickten Zug getan, schnitt er die raresten Gesichter, keines dem andern gleich, nein, immer eines ärger als das andere, daß auch der weise Salomo das Lachen nicht gehalten hätte, geschweige denn die Kammerjungfern oder du selber, liebe Leserin, wärst du dabei gewesen; nur bei der schönen Lau schlug eben gar nichts an, kaum daß sie ein paarmal den Mund verzog.

Es kamen alle Jahr um Winters Anfang Boten von daheim, die klopften an der Halle mit dem Hammer, da frugen dann die Jungfern:

Wer pochet, daß einem das Herz erschrickt?

Und jene sprachen:

Der König schickt!
Gebt uns wahrhaftigen Bescheid,
Was Guts ihr habt geschafft die Zeit.

Und sie sagten:

Wir haben die ferndigen Lieder gesungen
Und haben die ferndigen Tänze gesprungen,
Gewonnen war es um ein Haar! –
Kommt, liebe Herren, übers Jahr.

So zogen sie wieder nach Haus. Die Frau war aber vor der Botschaft und darnach stets noch einmal so traurig.

Im Nonnenhof war eine dicke Wirtin, Frau Betha Seysolffin, ein frohes Biederweib, christlich, leutselig, gütig; zumal an armen reisenden Gesellen bewies sie sich als eine rechte Fremdenmutter. Die Wirtschaft führte zumeist ihr älterer Sohn, Stephan, welcher verehlicht war; ein anderer, Xaver, war Klosterkoch, zwo Töchter noch bei ihr. Sie hatte einen kleinen Küchengarten vor der Stadt, dem Topf zunächst. Als sie im Frühjahr einst am ersten warmen Tag dort war und ihre Beete richtete, den Kappis, den Salat zu säen, Bohnen und Zwiebel zu stecken, besah sie sich von ungefähr auch einmal recht mit Wohlgefallen wieder das schöne blaue Wasser überm Zaun und mit Verdruß daneben einen alten garstigen Schutthügel, der schändete den ganzen Platz; nahm also, wie sie fertig war mit ihrer Arbeit und das Gartentürlein hinter sich zugemacht hatte, die Hacke noch einmal, riß flink das gröbste Unkraut aus, erlas etliche Kürbiskern' aus ihrem Samenkorb und steckte hin und wieder einen in den Haufen. (Der Abt im Kloster, der die Wirtin, als eine saubere Frau, gern sah – man hätte sie nicht über vierzig Jahr geschätzt, er selber aber war gleich ihr ein starkbeleibter Herr – stand just am Fenster oben und grüßte herüber, indem er mit dem Finger drohte, als halte sie zu seiner Widersacherin.) Die Wüstung grünte nun den ganzen Sommer, daß es eine Freude war, und hingen dann im

Herbst die großen gelben Kürbis an dem Abhang nieder bis zu dem Teich.

Jetzt ging einstmals der Wirtin Tochter, Jutta, in den Keller, woselbst sich noch von alten Zeiten her ein offener Brunnen mit einem steinernen Kasten befand. Beim Schein des Lichts erblickte sie darinne mit Entsetzen die schöne Lau, schwebend bis an die Brust im Wasser; sprang voller Angst davon und sagt's der Mutter an; die fürchtete sich nicht und stieg allein hinunter, litt auch nicht, daß ihr der Sohn zum Schutz nachfolge, weil das Weib nackt war.

Der wunderliche Gast sprach diesen Gruß:

„Die Wasserfrau ist kommen
Gekrochen und geschwommen,
Durch Gänge steinig, wüst und kraus,
Zur Wirtin in das Nonnenhaus.
Sie hat sich meinethalb gebückt,
Mein' Topf geschmückt
Mit Früchten und mit Ranken,
Das muß ich billig danken."

Sie hatten einen Kreisel aus wasserhellem Stein in ihrer Hand, den gab sie der Wirtin und sagte: „Nehmt dieses Spielzeug, liebe Frau, zu meinem Angedenken! Ihr werdet guten Nutzen davon haben. Denn jüngsthin habe ich gehört, wie Ihr in Eurem Garten der Nachbarin klaget, Euch sei schon auf die Kirchweih angst, wo immer die Bürger und Bauern zu Unfrieden kämen und Mord und Totschlag zu befahren sei. Derhalben, liebe Frau, wenn wieder die trunkenen Gäste bei Tanz und Zeche Streit beginnen, nehmt den Topf zur Hand und dreht ihn vor der Tür des Saals im Öhrn, da wird man hören durch das ganze Haus ein mächtiges und herrliches Getöne, daß alle gleich die Fäuste werden sinken lassen und guter Dinge sein, denn jählings ist ein jeder nüchtern und gescheit geworden. Ist es an dem, so werfet Eure Schürze auf den Topf, da wickelt er sich alsbald ein und lieget stille."

So redete das Wasserweib. Frau Betha nahm vergnügt das Kleinod samt der goldenen Schnur und dem Halter von Ebenholz, rief ihrer Tochter Jutta her (sie stand nur hinter dem Krautfaß an der Staffel), wies ihr die Gabe, dankte und lud die Frau, so oft die Zeit ihr lang wär', freundlich ein zu fernerem Besuch, darauf das Weib hinabfuhr und verschwand.

Es dauerte nicht lang, so wurde offenbar, welch einen Schatz die Wirtschaft an dem Topf gewann. Denn nicht allein, daß er durch seine Kraft und hohe Tugend die übeln Händel allezeit in einer Kürze dämpfte, er brachte auch dem Gasthaus bald erstaunliche Einkehr zuwege. Wer in die Gegend kam, gemein oder vornehm, ging ihm zulieb'; insonderheit kam bald der Graf von Helfenstein, von Wirtemberg und etliche große Prälaten; ja ein berühmter Herzog aus Lombardenland, so bei dem Herzoge von Bayern gastweis war und dieses Wegs nach Frankfurt reiste, bot vieles Geld für dieses Stück, wenn es die Wirtin lassen wollte. Gewiß auch war in keinem anderen Land seinesgleichen zu sehn und zu

hören. Erst, wenn er anhub sich zu drehen, ging es doucement her, dann klang es stärker und stärker, so hoch wie tief, und immer herrlicher, als wie der Schall von vielen Pfeifen, der quoll und stieg durch alle Stockwerke bis unter das Dach und bis in den Keller, dergestalt, daß alle Wände, Dielen, Säulen und Geländer schienen davon erfüllt zu sein, zu tönen und zu schwellen. Wenn nun das Tuch auf ihn geworfen wurde und er ohnmächtig lag, so hörte gleichwohl die Musik sobald nicht auf, es zog vielmehr der ausgeladene Schwall mit starkem Klingen, Dröhnen, Summen noch wohl bei einer Viertelstunde hin und her.

Bei uns im Schwabenland heißt so ein Topf aus Holz gemeinhin eine Habergeis; Frau Betha ihrer ward nach seinem vornehmsten Geschäfte insgeheim genannt der Bauren-Schwaiger. Er war gemacht aus einem großen Amethyst, des Namen besagen will: wider den Trunk, weil er den schweren Dunst des Weins geschwinde aus dem Kopfe vertreibt, ja schon von Anbeginn dawider tut, daß einen guten Zecher das Selige berühre; darum ihn auch weltlich und geistliche Herren sonst häufig pflegten am Finger zu tragen.

Die Wasserfrau kam jeden Mond einmal, auch je und je unverhofft zwischen der Zeit, weshalb die Wirtin eine Schelle richten ließ, oben im Haus, mit einem Draht, der lief herunter an der Wand beim Brunnen, damit sie sich gleichbald anzeigen konnte. Also ward sie je mehr und mehr zutunlich zu den wackeren Frauen, der Mutter samt den Töchtern und der Söhnerin.

Einstmals an einem Nachmittag im Sommer, da eben keine Gäste kamen, der Sohn mit den Knechten und Mägden hinaus in das Heu gefahren war, Frau Betha mit der Ältesten im Keller Wein abließ, die Lau im Brunnen aber Kurzweil halben dem Geschäft zusah und nun die Frauen noch ein wenig mit ihr plauderten, da fing die Wirtin an: „Mögt Ihr Euch denn einmal in meinem Haus und Hof umsehn? Die Jutte könnte Euch etwas von Kleidern geben; ihr seid von einer Größe."

„Ja", sagte sie, „ich wollte lange gern die Wohnungen der Menschen sehn, was alles sie darin gewerben, spinnen, weben, ingleichen auch wie Eure Töchter Hochzeit machen und ihre kleinen Kinder in der Wiege schwenken."

Da lief die Tochter fröhlich mit Eile hinauf, ein rein Leintuch zu holen, bracht' es und half ihr aus dem Kasten steigen, das tat sie sonder Mühe und lachenden Mundes. Flugs schlug ihr die Dirne das Tuch um den Leib und führte sie bei ihrer Hand eine schmale Stiege hinauf in der hintersten kkcke des Kellers, da man durch eine Falltür oben gleich in der Töchter Kammer gelangt. Allda ließ sie sich trocken machen und saß auf einem Stuhl, indem ihr Jutte die Füße abrieb. Wie diese ihr nun an die Sohle kam, fuhr sie zurück und kicherte. „War's nicht gelacht?" frug sie selber sogleich. – „Was anders?" rief das Mädchen und jauchzte: „gebenedeiet sie uns der Tag! ein erstes Mal wär' es geglückt!" – Die Wirtin hörte in der Küche das Gelächter und die Freude, kam herein, begierig, wie es zugegangen, doch als sie die Ursach' vernommen – du armer Tropf, so dachte sie, das wird ja schwerlich gelten! – ließ sich indes nichts merken, und Jutte nahm etliche Stücke heraus aus dem Schrank, das Beste was sie hatte, die Hausfreundin zu kleiden. „Seht", sagte die Mutter: „sie will wohl

aus Euch eine Susann Preisnestel machen." – „Nein", rief die Lau in ihrer Fröhlichkeit, „laß mich die Aschengruttel sein in deinem Märchen!" – nahm einen schlechten runden Faltenrock und eine Jacke; nicht Schuh noch Strümpfe litt sie an den Füßen, auch hingen ihre Haare ungezöpft bis auf die Knöchel nieder. So strich sie durch das Haus von unten bis zu oberst, durch Küche, Stuben und Gemächer. Sie verwunderte sich des gemeinsten Gerätes und seines Gebrauchs, besah den rein gefegten Schenktisch und darüber in langen Reihen die zinnenen Kannen und Gläser, alle gleich gestürzt, mit hängendem Deckel, dazu den kupfernen Schwenkkessel samt der Bürste und mitten in der Stube an der Decke der Weber Zunftgeschmuck, mit Seidenband und Silberdraht geziert, in dem Kästlein von Glas. Von ungefähr erblickte sie ihr eigen Bild im Spiegel, davor blieb sie betroffen und erstockt eine ganze Weile stehn, und als darauf die Söhnerin sie mit in ihre Stube nahm und ihr ein neues Spiegelein, drei Groschen wert, verehrte, da meinte sie Wunders zu haben; denn unter allen ihren Schätzen fand sich dergleichen nicht.

Bevor sie aber Abschied nahm, geschah's, daß sie hinter den Vorhang des Alkoven schaute, woselbst der jungen Frau und ihres Mannes Bett sowie der Kinder Schlafstätte war. Saß da ein Enkelein mit rotgeschlafenen Backen, hemdig und einen Apfel in der Hand, auf einem runden Stühlchen von guter Ulmer Hafnerarbeit, grünverglaset. Das wollte dem Gast außer Maßen gefallen; sie nannte es einen viel zierlichen Sitz, rümpft' aber die Nase mit eins, und da die drei Frauen sich wandten zu lachen, vermerkte sie etwas und fing auch hell zu lachen an, und hielt sich die ehrliche Wirtin den Bauch, indem sie sprach: „Diesmal führwahr hat es gegolten, und Gott schenk' Euch so einen frischen Buben, als mein Hans da ist."

Die Nacht darauf, daß sich dies zugetragen, legte sich die schöne Lau getrost und wohlgemut wie schon in langen Jahren nicht, im Grund des Blautopfs nieder, schlief gleich ein, und bald erschien ihr ein närrischer Traum.

Ihr deuchte da, es war die Stunde nach Mittag, wo in der heißen Jahreszeit die Leute auf der Wiese sind und mähen, die Mönche aber sich in ihren kühlen Zellen eine Ruhe machen, daher es noch einmal so still im ganzen Kloster und rings um seine Mauern war. Es stund jedoch nicht lange an, so kam der Abt herausspaziert und sah, ob nicht etwa die Wirtin in ihrem Garten sei. Dieselbe aber saß als eine dicke Wasserfrau mit langen Haaren in dem Topf, allwo der Abt sie bald entdeckte, sie begrüßte und ihr einen Kuß gab, so mächtig, daß es vom Klostertürmlein widerschallte, und schallte es der Turm ans Refektorium, das sagt' es der Kirche, und die sagt's dem Pferdstall, und der sagt's dem Fischhaus, und das sagt's dem Waschhaus, und im Waschhaus da riefen's die Zuber und Kübel sich zu. Der Abt erschrak bei solchem Lärm; ihm war, wie er sich nach der Wirtin bückte, sein Käpplein in Blautopf gefallen; sie gab es ihm geschwind, und er watschelte hurtig davon.

Da aber kam aus dem Kloster heraus unser Herrgott, zu sehn, was es gebe. Er hatte einen langen weißen Bart und einen roten Rock. Und frug den Abt, der ihm just in die Hände lief.

„Herr Abt, wie ward Euer Käpplein so naß?"

Und er antwortete:

„Es ist mir ein Wildschwein am Wald verkommen,
Vor dem hab' ich Reißaus genommen;
Ich rannte sehr uns schwitzet' baß,
Davon ward wohl mein Käpplein so naß."

Da hob unser Herrgott, unwirs ob der Lüge, seinen Finger auf, winkt' ihm und ging voran, dem Kloster zu. Der Abt sah hehlings noch einmal nach der Frau Wirtin um, und diese rief: „Ach liebe Zeit, ach liebe Zeit, jetzt kommt der gut' alt' Herr in die Prison!"

Dies war der schönen Lau ihr Traum. Sie wußte aber beim Erwachen und spürte noch an ihrem Herzen, daß sie im Schlaf sehr lachte, und ihr hüpfte noch wachend die Brust, daß der Blautopf oben Ringlein schlug.

Weil es den Tag zuvor sehr schwül gewesen, so blitzte es jetzt in der Nacht. Der Schein erhellte den Blautopf ganz, auch spürte sie am Boden, es donnere weitweg. So blieb sie mit zufriedenem Gemüte noch eine Weile ruhen, den Kopf in ihre Hand gestützt, und sah dem Wetterblicken zu. Nun stieg sie auf, zu wissen, ob der Morgen etwa komme: allein es war noch nicht viel über Mitternacht. Der Mond stand glatt und schön über dem Rusenschloß, die Lüfte aber waren voll vom Würzgeruch der Mahden.

Sie meinte fast der Geduld nicht zu haben bis an die Stunde, wo sie im Nonnenhof ihr neues Glück verkünden durfte, ja wenig fehlte, daß sie sich jetzt nicht mitten in der Nacht aufmachte und vor Juttas Türe kam (wie sie nur einmal, Trostes wegen, in übergroßem Jammer nach der jüngsten Botschaft aus der Heimat tat), doch sie besann sich anders und ging zu besserer Zeit.

Frau Betha hörte ihren Traum gutmütig an, obwohl er ihr ein wenig ehrenrührig schien. Bedenklich aber sagte sie darauf: „Baut nicht auf solches Lachen, das im Schlaf geschah; der Teufel ist ein Schelm. Wenn Ihr auf solches Trugwerk hin die Boten mit fröhlicher Zeitung entließet, und die Zukunft strafte Euch Lügen, es könnte schlimm daheim ergehen."

Auf diese ihre Rede hing die schöne Lau den Mund gar sehr und sagte: „Frau Ahne hat der Traum verdrossen!" – nahm kleinlauten Abschied und tauchte hinunter.

Es war nah bei Mittag, da rief der Pater Schaffner im Kloster dem Bruder Kellermeister eifrig zu: „Ich merk', es ist im Gumpen letz! die Arge will Euch Eure Faß wohl wieder einmal schwimmen lehren. Tut Eure Läden eilig zu,eevermachet alles wohl!"

Nun aber war des Klosters Koch, der Wirtin Sohn, ein lustiger Vogel, welchen die Lau wohl leiden mochte. Der dachte ihren Jäst mit einem Schnak zu stillen, lief nach seiner Kammer, zog die Bettscher' aus der Lagerstätte und steckte sie am Blautopf in den Rasen, wo das Wasser auszutreten pflegte, und

stellte sich mit Worten und Gebärden als einen viel getreuen Diener an, der mächtig Ängsten hätte, daß seine Herrschaft aus dem Bette fallen und etwa Schaden nehmen möchte. Da sie nun sah das Holz so recht mit Fleiß gesteckt und über das Bächlein gespreizt, kam ihr in ihrem Zorn das Lachen an, und lachte überlaut, daß man's im Klostergarten hörte.

Als sie hierauf am Abend zu den Frauen kam, da wußten sie es schon vom Koch und wünschten ihr mit tausend Freuden Glück. Die Wirtin sagte: „Der Xaver ist von Kindesbeinen an gewesen als wie der Zuberklaus, jetzt kommt uns seine Torheit zustatten."

Nun aber ging ein Monat nach dem andern herum, es wollte sich zum dritten- oder viertenmal nicht wieder schicken. Martini war vorbei, noch wenig Wochen, und die Boten standen wieder vor der Tür. Da ward es den guten Wirtsleuten selbst bang, ob heuer noch etwas zustande käme, und alle hatten nur zu trösten an der Frau. Je größer deren Angst, je weniger zu hoffen war.

Damit sie ihres Kummers eher vergesse, lud ihr Frau Betha einen Lichtkarz ein, da nach dem Abendessen ein halb Dutzend muntre Dirnen und Weiber aus der Verwandtschaft in einer abgelegenen Stube mit ihren Kunkeln sich zusammensetzten. Die Lau kam alle Abend in Juttas altem Rock und Kittel und ließ sich weit vom warmen Ofen weg in einem Winkel auf den Boden nieder und hörte dem Geplauder zu, von Anfang als ein stummer Gast, ward aber bald zutraulich und bekannt mit allen. Um ihretwillen machte sich Frau Betha eines Abends ein Geschäft daraus, ihr Weihnachtskripplein für die Enkel beizeiten herzurichten: die Mutter Gottes mit dem Kind im Stall, bei ihr die drei Weisen aus Morgenland, ein jeder mit seinem Kamel, darauf er hergereist kam und seine Gaben brachte. Dies alles aufzuputzen und zu leimen, was etwa lotter war, saß die Frau Wirtin an dem Tisch beim Licht mit ihrer Brille, und die Wasserfrau mit höchlichem Ergötzen sah ihr zu, sowie sie auch gerne vernahm, was ihr von heiligen Geschichten dabei gesagt wurde, doch nicht, daß sie dieselben dem rechten Verstand nach begriff oder zu Herzen nahm, wie gern auch die Wirtin es wollte.

Frau Betha wußte ferner viel lehrreicher Fabeln und Denkreime, auch spitzweise Fragen und Rätsel; die gab sie nacheinander im Vorsitz auf zu raten, weil sonderlich die Wasserfrau von Hause aus dergleichen liebte und immer gar zufrieden schien, wenn sie es ein und das andre Mal traf (das doch nicht allzu leicht geriet). Eines derselben gefiel ihr vor allen, und was damit gemeint ist, nannte sie ohne Besinnen:

„Ich bin eine dürre Königin,
Trag' auf dem Haupt eine zierliche Kron',
Und die mir dienen mit treuem Sinn,
Die haben großen Lohn.

Meine Frauen müssen mich schön frisiern,
Erzählen mir Märlein ohne Zahl,
Sie lassen kein einzig Haar an mir,
Doch siehst du mich nimmer kahl.

Spazieren fahr' ich frank und frei,
Das geht so rasch, das geht so fein;
Nur komm' ich nicht vom Platz dabei

Sagt, Leute, was mag das sein?"

Darüber sagte sie, in etwas fröhlicher denn zuvor: „Wenn ich dereinstens wiederum in meiner Heimat bin und kommt einmal ein schwäbisch Landeskind, zumal aus eurer Stadt, auf einer Kriegsfahrt oder sonst durch der Walachen Land an unsere Gestade, so fuhr' er mich bei Namen, dort wo der Strom am breitesten hineingeht in das Meer – versteht, zehn Meilen einwärts in dieselbe See erstreckt sich meines Mannes Reich, soweit das süße Wasser sie mit seiner Farbe färbt –, dann will ich kommen und dem Fremdling zu Rat und Hilfe sein. Damit er aber sicher sei, ob ich es bin und keine andere, die ihm schaden möchte, so stelle er dies Rätsel. Niemand aus unserem Geschlechte außer mir wird ihm darauf antworten, denn dortzuland sind solche Rocken und Rädlein, als ihr in Schwaben führet, nicht gesehn, noch kennen sie dort eure Sprache; darum mag dies die Losung sein."

Auf einen andern Abend ward erzählt vom Doktor Veylland und Herrn Konrad von Wirtemberg, dem alten Gaugrafen, in dessen Tagen es noch keine Stadt mit Namen Stuttgart gab. Im Wiesental, da wo dieselbe sich nachmals erhob, stund nur ein stattliches Schloß mit Wassergraben und Zugbrücke, von Bruno, dem Domherrn von Speyer, Konradens Oheim, erbaut, und nicht gar weit davon ein hohes steinernes Haus. In diesem wohnte dazumal mit einem alten Diener ganz allein ein sonderlicher Mann, der war in natürlicher Kunst und in Arzneikunst sehr gelehrt und war mit seinem Herrn, dem Grafen, weit in der Welt herumgereist, in heißen Ländern, von wo er manche Seltsamkeit an Tieren, vielerlei Gewächsen und Meerwundern heraus nach Schwaben brachte. In seinem Öhrn sah man der fremden Sachen eine Menge an den Wänden herum hangen: die Haut vom Krokodil sowie Schlangen und fliegende Fische. Fast alle Wochen kam der Graf einmal zu ihm; mit andern Leuten pflegte er wenig Gemeinschaft. Man wollte behaupten, er mache Gold; gewiß ist, daß er sich unsichtbar machen konnte, denn er verwahrte unter seinem Kram einen Krackenfischzahn. Einst nämlich, als er auf dem Roten Meer das Bleilot niederließ, die Tiefe zu erforschen, da zockt' es unterm Wasser, daß das Tau fast riß. Es hatte sich ein Krackenfisch im Lot verbissen und zween seiner Zähne darinne gelassen. Sie sind wie eine Schustersahle spitz und glänzend schwarz. Der eine stak sehr fest, der andre ließ sich leicht ausziehen. Da nun ein solcher Zahn, etwa in Silber oder Gold gefaßt und bei sich getragen, besagte hohe Kraft besitzt und zu den größten Gütern, so man für Geld nicht haben kann, gehört, der Doktor aber dafür hielt, es zieme eine solche Gabe niemand besser als einem weisen und wohldenkenden Gebieter, damit er überall, in seinen eigenen und Feindes Landen, sein Ohr und Auge habe, so gab er einen dieser Zähne seinem Grafen, wie er ja ohnedem wohl schuldig war, mit Anzeigung von dessen Heimlichkeit,

davon der Herr nichts wußte. Von diesem Tage an zeigte sich der Graf dem Doktor gnädiger als allen seinen Edelleuten oder Räten und hielt ihn recht als seinen lieben Freund, ließ ihm auch gern und sonder Neid das Lot zu eigen, darin der andere Zahn war, doch unter dem Gelöbnis, sich dessen ohne Not nicht zu bedienen, auch ihn vor seinem Ableben entweder ihm, dem Grafen, erblich zu verlassen oder auf alle Weise der Welt zu entrücken, wo nicht in gänzlich zu vertilgen. Der edle Graf starb aber um zwei Jahre eher als der Veylland und hinterließ das Kleinod seinen Söhnen nicht, man glaubt, aus Gottesfurcht und weisem Vorbedacht hab' er's mit in das Grab genommen oder sonst verborgen.

Wie nun der Doktor auch am Sterben lag, so rief er seinen treuen Diener Kurt zu ihm ans Bett und sagte: „Lieber Kurt! Es gehet diese Nacht mit mir zum Ende, so will ich dir noch deine guten Dienste danken und etliche Dinge befehlen. Dort bei den Büchern, in dem Fach zu unterst in der Ecke, ist ein Beutel mit hundert Imperialen, den nimm sogleich zu dir; du wirst auf Lebenszeit genug daran haben. Zum zweiten, das alte geschriebene Buch in dem Kästlein daselbst verbrenne jetzt vor meinen Augen hier in dem Kamin. Zum dritten findest du ein Bleilot dort, das nimm, verbirg's bei deinen Sachen, und wenn du aus dem Hause gehst in deine Heimat, gen Blaubeuren, laß es dein erstes sein, daß du es in den Blautopf wirfst." – Hier mit war er darauf bedacht, daß es, ohne Gottes besondere Fügung, in ewigen Zeiten nicht in irgendeines Menschen Hände komme. Denn damals hatte sich die Lau noch nie im Blautopf blicken lassen und hielt man selben überdies für unergründlich.

Nachdem der gute Diener jenes alles teils auf der Stelle ausgerichtet, teils versprochen, nahm er mit Tränen Abschied von dem Doktor, welcher vor Tage noch das Zeitliche gesegnete.

Als nachher die Gerichtspersonen kamen und allen kleinen Quark aussuchten und versiegelten, da hatte Kurt das Bleilot zwar beiseit' gebracht, den Beutel aber nicht versteckt, denn er war keiner von den Schlauesten, und mußte ihn da lassen, bekam auch nach der Hand nicht einen Deut davon zu sehen, kaum daß die schnöden Erben ihm den Jahreslohn auszahlten.

Solch Unglück ahndete ihm schon, als er, auch ohnedem betrübt genug, mit seinem Bündelein in seiner Vaterstadt einzog. Jetzt dachte er an nichts, als seines Herrn Befehl vor allen Dingen zu vollziehen. Weil er seit dreiundzwanzig Jahren nimmer hier gewesen, so kannte er die Leute nicht, die ihm begegneten, und da er gleichwohl einem und dem andern Guten Abend sagte, gab's ihm niemand zurück. Die Leute schauten sich, wenn er vorüber kam, verwundert an den Häusern um, wer doch da gegrüßt haben möchte, denn keines erblickte den Mann. Dies kam, weil ihm das Lot in seinem Bündel auf der linken Seite hing; ein andermal, wenn er es rechts trug, war er von allen gesehen. Er aber sprach für sich: „Zu meiner Zeit sind dia Blaubeuramar so grob ett gwä!"

Beim Blautopf fand er seinen Vetter, den Seilermeister, mit dem Jungen am Geschäft, indem er längs der Klostermauer, rückwärts gehend, Werg aus seiner Schürze spann, und weiterhin der Knabe trillte die Schnur mit dem Rad. – „Gott

grüaß di, Vetter Seiler!" rief der Kurt und klopft' ihm auf die Achsel. Der Meister guckt sich um, verblaßt, läßt seine Arbeit aus den Händen fallen und lauft, was seine Beine mögen. Da lachte der andere, sprechend: „Der denkt, mei' Seel, i wandele geistweis! D'Leut hant g'wiß mi für tot hia g'sagt, anstatt mein' Herra – ei so schlag!"

Jetzt ging er zu dem Teich, knüpfte sein Bündel auf und zog das Lot heraus. Da fiel ihm ein, er möchte doch auch wissen, ob es wahr sei, daß der Gumpen keinen Grund noch Boden habe (er wär' gern auch ein wenig so ein Spiriguckes wie sein Herr gewesen), und weil er vorhin in des Seilers Korb drei große starke Schnürbund liegen sehn, so holte er dieselben her und band das Lot an einen. Es lagen just auch frischgebohrte Teichel, eine schwere Menge, in dem Wasser bis gegen die Mitte des Topfs, darauf er sicher Posto fassen konnte, und also ließ er das Gewicht hinunter, indem er immer ein Stück Schnur an seinem ausgestreckten Arm abmaß, drei solcher Längen auf ein Klafter rechnete und laut abzählte: „– 1 Klafter, 2 Klafter, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10;" – da ging der erste Schnurbund aus und mußte er den zweiten an das Ende knüpfen, maß wiederum ab und zählte bis auf 20. Da war der andere Schnurbund gar. – „Heidaguguk, ist dees a Tiafe!" – und band den dritten an das Trumm, fuhr fort zu zählen: „21, 22, 23, 24 – Höll-Element, mei' Arm will nimme! – 25, 26, 27, 28, 29, 30 – Jetzet guat Nacht, 's Meß hot a End! Do heißt's halt, mir nex, dir nex, rappede kappede, so isch usganga!" – Er schlang die Schnur, bevor er aufzog, um das Holz, darauf er stand, ein wenig zu verschnaufen, und urteilte bei sich: der Topf ist währle bodalaus.

Indem der Spinnerinnen eine diesen Schwank erzählte, tat die Wirtin einen schlauen Blick zur Lau hinüber, welche lächelte; denn freilich wußte sie am besten, wie es gegangen war mit dieser Messerei; doch sagten beide nichts. Dem Leser aber soll es unverhalten sein.

Die schöne Lau lag jenen Nachmittag auf dem Sand in der Tiefe, und, ihr zu Füßen, eine Kammerjungfer, Aleila, welche ihr die liebste war, beschnitte ihr in guter Ruh die Zehen mit einer goldenen Schere, wie von Zeit zu Zeit geschah.

Da kam hernieder langsam aus der klaren Höh' ein schwarzes Ding, als wie ein Kegel, des sich im Anfang beide sehr verwunderten, bis sie erkannten, was es sei. Wie nun das Lot mit neunzig Schuh den Boden rührte, da ergriff die scherzlustige Zofe die Schnur und zog gemach mit beiden Händen, zog und zog so lang, bis sie nicht mehr nachgab. Alsdann nahm sie geschwind die Schere und schnitt das Lot hinweg, erlangte einen dicken Zwiebl, der war erst gestern in den Topf gefallen und war fast eines Kinderkopfes groß, und band ihn bei dem grünen Schossen an die Schnur, damit der Mann erstaune, ein ander Lot zu finden, als das er ausgeworfen. Derweile aber hatte die schöne Lau den Krackenzahn im Blei mit Freuden und Verwunderung entdeckt. Sie wußte seine Kraft gar wohl, und ob zwar für sich selbst die Wasserweiber oder -männer nicht viel darnach fragen, so gönnen sie den Menschen doch so großen Vorteil nicht, zumalen sie das Meer und was sich darin findet von Anbeginn als ihren Pacht und Lehn ansprechen. Deswegen denn die schöne Lau mit dieser ungefähren

Beute sich dereinst, wenn sie zu Hause käme, beim alten Nix, ihrem Gemahl, Lobs zu erholen hoffte. Doch wollte sie den Mann, der oben stund, nicht lassen ohn' Entgelt, nahm also alles, was sie eben auf dem Leibe hatte, nämlich die schöne Perlenschnur an ihrem Hals, schlang selbe um den großen Zwiebel, gerade als er sich nunmehr erhob; und daran war es nicht genug: sie hing zuteuerst auch die goldne Schere noch daran und sah mit hellem Aug', wie das Gewicht hinaufgezogen ward. Die Zofe aber, neubegierig, wie sich das Menschenkind dabei gebärde, stieg hinter dem Lot in die Höhe und weidete sich zwo Spannen unterhalb dem Spiegel an des Alten Schreck und Verwirrung. Zuletzt fuhr sie mit ihren beiden aufgehobenen Händen ein male viere in der Luft herum, die weißen Finger als zu einem Fächer oder Wadel ausgespreizt. Es waren aber schon zuvor auf des Vetters Seilers Geschrei viel Leute aus der Stadt herausgekommen, die standen um den Blautopf her und sahn dem Abenteuer zu, bis wo die grausigen Hände erschienen; da stob mit eins die Menge voneinander und entrann.

Der alte Diener aber ward von Stund an irrsch im Kopf ganzer sieben Tage und sah der Lau ihre Geschenke gar nicht an, sondern saß da, bei seinem Vetter, hinterm Ofen, und sprach des Tags wohl hundertmal ein altes Sprüchlein vor sich hin, von welchem kein Gelehrter in ganz Schwabenland Bescheid zu geben weiß, woher und wie oder wann erstmals es unter die Leute gekommen. Denn von ihm selber hatte es der Alte nicht; man gab es lang vor seiner Zeit, gleichwie noch heutigestags, den Kindern scherzweis auf, wer es ganz hurtig nacheinander ohne Tadel am öftesten hersagen könne; und lauten die Worte:

„'s leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura,
glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei."

Die Wirtin nannt' es einen rechten Leirenbendel und sagte: „Wer hätte auch den mindesten Verstand da drin gesucht, geschweige eine Prophezeiung!"

Als endlich der Kurt mit dem siebenten Morgen seine gute Besinnung wiederfand und ihm der Vetter die kostbaren Sachen darwies, so sein rechtliches Eigentum wären, da schmunzelte er doch, tat sie in sichern Verschluß und ging mit des Seilers zu Rat, was damit anzufangen. Sie achteten alle fürs beste, er reise mit Perlen und Schere gen Stuttgart, wo eben Graf Ludwig sein Hoflager hatte, und biete sie demselben an zum Kauf. So tat er denn. Der hohe Herr war auch nicht karg und gleich bereit, so seltene Zier nach Schätzung eines Meisters für seine Frau zu nehmen; nur als er von dem Alten hörte, wie er dazu gekommen, fuhr er auf und drehte sich voll Ärger auf dem Absatz um, daß ihm der Wunderzahn verloren sei. Ihm war vordem etwas von diesem kund geworden, und hatte er dem Doktor, bald nach Herrn Konrads Hintritt, seines Vaters, sehr darum angelegen, doch umsonst.

Dies war nun die Geschichte, davon die Spinnerinnen damals plauderten. Doch ihnen war das Beste daran unbekannt. Eine Gevatterin, so auch mit ihrer Kunkel unter ihnen saß, hätte noch gar gern gehört, ob wohl die schöne Lau das

Lot noch habe, auch was sie damit tue? und red'te so von weitem darauf hin; da gab Frau Betha ihr nach ihrer Weise einen kleinen Stich und sprach zur Lau: „Ja, gelt, jetzt macht Ihr Euch bisweilen unsichtbar, geht herum in den Häusern und guckt den Weibern in die Töpfe, was sie zu Mittag kochen? Eine schöne Sach' um so ein Lot für fürwitzige Leute!"

Inmittelst fing der Dirnen eine an, halblaut das närrische Gesetzlein herzusagen; die andern taten ein gleiches, und jede wollt' es besser können, und keine brachte es zum dritten oder viertenmal glatt aus dem Mund; dadurch gab es viel Lachen. Zum letzten mußte es die schöne Lau probieren, die Jutta ließ ihr keine Ruhe. Sie wurde rot bis an die Schläfe, doch hub sie an und klüglicherweise gar langsam:

„'s leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeuren."

Die Wirtin rief ihr zu, so sei es keine Kunst, es müsse gehen wie geschmiert! Da nahm sie ihren Anlauf frisch hinweg, kam auch alsbald vom Pfad ins Stoppelfeld, fuhr buntüberecks und wußte nimmer gicks noch gacks. Jetzt, wie man denken kann, gab es Gelächter einer Stuben voll, das hättet ihr nur hören sollen, und mitten draus hervor der schönen Lau ihr Lachen, so hell wie ihre Zähne, die man alle sah!

Doch unversehens mitten in dieser Fröhlichkeit und Lust, begab sich ein mächtiges Schrecken.

Der Sohn vom Haus, der Wirt, – er kam gerade mit dem Wagen heim von Sonderbuch und fand die Knechte verschlafen im Stall – sprang hastig die Stiege herauf, rief seine Mutter vor die Tür und sagte, daß es alle hören konnten: „Um Gottes willen, schickt die Lau nach Haus! Hört Ihr denn nicht im Städtlein den Lärm? der Blautopf leert sich aus, die untere Gasse ist schon unter Wasser, und in dem Berg am Gumpen ist ein Getös und Rollen, als wenn die Sündflut käme!" – Indem er noch so sprach, tat innen die Lau einen Schrei: „Das ist der König, mein Gemahl, und ich bin nicht daheim!" – Hiermit fiel sie von ihrem Stuhl sinnlos zu Boden, daß die Stube zitterte. Der Sohn war wieder fort, die Spinnerinnen liefen jammernd heim mit ihren Rocken, die andern aber wußten nicht, was anzufangen mit der armen Lau, welche wie tot da lag. Eins machte ihr die Kleider auf, ein anderes strich sie an, das dritte riß die Fenster auf, und schafften doch alle miteinander nichts.

Da streckte unverhofft der lustige Koch den Kopf zur Tür herein, sprechend: „Ich hab' mir's eingebildet, sie wär' bei euch! Doch, wie ich sehe, geht's nicht allzu lustig her. Macht, daß die Ente in das Wasser kommt, so wird sie schwimmen!" – „Du hast gut reden!" sprach die Mutter mit Beben: „hat man sie auch im Keller und im Brunnen, kann sie sich unten nicht den Hals abstürzen im Geklüft?" – „Was Keller"' rief der Sohn: „was Brunnen! das geht ja freilich nicht – laßt mich nur machen! Not kennt kein Gebot – ich trag' sie in den Blautopf." – Und damit nahm er, als ein starker Kerl, die Wasserfrau auf seine Arme. „Komm, Jutta – nicht heulen! – geh mir voran mit der Latern!"' – „In Gottes

Namen!" sagte die Wirtin: „doch nehmt den Weg hinten herum durch die Gärten: es wimmelt die Straße mit Leuten und Lichtern." – „Der Fisch hat sein Gewicht!" sprach er im Gehn, schritt aber festen Tritts die Stiege hinunter, dann über den Hof und links und rechts, zwischen Hecken und Zäunen hindurch.

Am Gumpen fanden sie das Wasser schon merklich gefallen, gewahrten aber nicht, wie die drei Zofen, mit den Köpfen dicht unter dem Spiegel, ängstig hin und her schwammen, nach ihrer Frau ausschauend. Das Mädchen stellte die Laterne hin, der Koch entledigte sich seiner Last, indem er sie behutsam mit dem Rücken an den Kürbishügel lehnte. Da raunte ihm sein eigener Schalk ins Ohr: wenn du sie küßest, freute dich's dein Leben lang, und könntest du doch sagen, du habest einmal eine Wasserfrau geküßt. – Und eh' er es recht dachte, war's geschehen. Da löschte ein Schluck Wasser aus dem Topf das Licht urplötzlich aus, daß es stichdunkel war umher, und tat es dann nicht anders, als wenn ein ganz halb Dutzend nasser Hände auf ein paar kernige Backen fiel, und wo es sonst hintraf. Die Schwester rief: „Was gibt es denn?" – „Maulschellen, heißt man's hier herum!" sprach er: „ich hätte nicht gedacht, daß sie am Schwarzen Meer sottige Ding' auch kenneten!" – Dies sagend, stahl er sich eilends davon, doch weil es vom Widerhall drüben am Kloster auf Mauern und Dächern und Wänden mit Maulschellen brazzelte, stund er bestürzt, wußte nicht recht wohin, denn er glaubte den Feind vorn und hinten. (Solch einer Witzung brauchte es, damit er sich des Mundes nicht berühme, den er geküßt, unwissend zwar, daß er es müssen tun der schönen Lau zum Heil.)

Inwährend diesem argen Lärm nun hörte man die Fürstin in ihrem Ohnmachtschlaf so innig lachen, wie sie damals im Traum getan, wo sie den Abt sah springen. Der Koch vernahm es noch von weitem, und ob er's schon auf sich zog und mit Grund, erkannte er doch gern daraus, daß es nicht weiter Not mehr habe mit der Frau.

Bald kam mit guter Zeitung auch die Jutta heim, die Kleider, den Rock und das Leibchen im Arm, welche die schöne Lau zum letztenmal heut' am Leib gehabt. Von ihren Kammerjungfern, die sie am Topf in Beisein des Mädchens empfingen, erfuhr sie gleich zu ihrem großen Trost, der König sei noch nicht gekommen, doch mög' es nicht mehr lang anstehn, die große Wasserstraße sei schon angefüllt. Dies nämlich war ein breiter hoher Felsenweg, tief unterhalb den menschlichen Wohnstätten, schön grad und eben mitten durch den Berg gezogen, zwo Meilen lang von da bis an die Donau, wo des alten Nixen Schwester ihren Fürstensitz hatte. Derselben waren viele Flüsse, Bäche, Quellen dieses Gaus dienstbar; die schwellten, wenn das Aufgebot an sie erging, besagte Straße in gar kurzer Zeit so hoch mit ihren Wassern, daß sie mit allem Seegetier, Meerrossen und Wagen füglich befahren werden mochte, welches bei festlicher Gelegenheit zuweilen als ein schönes Schaugepräng' mit vielen Fakkeln und Musik von Hörnern und Pauken geschah.

Die Zofen eilten jetzo sehr mit ihrer Herrin in das Putzgemach, um sie zu salben, zöpfen und köstlich anzuziehen; das sie auch gern zuließ und selbst mithalf, denn sie in ihrem Innern fühlte, es sei nun jegliches erfüllt zusamt dem Fünften, so der alte Nix und sie nicht wissen durfte.

Drei Stunden wohl nachdem der Wächter Mitternacht gerufen, es schlief im Nonnenhof schon alles, erscholl die Kellerglocke zweimal mächtig, zum Zeichen, daß es Eile habe, und hurtig waren auch die Frauen und Töchter auf dem Platz.

Die Lau begrüßte sie wie sonst vom Brunnen aus, nur war ihr Gesicht von der Freude verschönt, und ihre Augen glänzten, wie man es nie an ihr gesehen. Sie sprach: „Wißt, daß mein Ehgemahl um Mitternacht gekommen ist. Die Schwieger hat es ihm voraus verkündigt ohnelängst, daß sich in dieser Nacht mein gutes Glück vollenden soll, darauf er ohne Säumen auszog, mit Geleit der Fürsten, seinem Ohm und meinem Bruder Synd und vielen Herren. Am morgen reisen wir. Der König ist mir hold und gnädig, als hieß' ich von heute an erst sein Gespons. Sie werden gleich vom Mahl aufstehn, sobald sie den Umtrunk gehalten. Ich schlich auf meine Kammer und hierher, noch meine Gastfreunde zu grüßen und zu herzen. Ich sage Dank, Frau Ahne, liebe Jutta, Euch Söhnerin und Jüngste dir. Grüßet die nicht zugegen sind, die Männer und die Mägde. In jedem dritten Jahr wird euch Botschaft von mir; auch mag es wohl geschehn, daß ich noch bälder komme selber, da bring' ich mit auf diesen meinen Armen ein lebend Merkmal, daß die Lau bei euch gelacht. Das wollen euch die Meinen allezeit gedenken, wie ich selbst. Für jetzo, wisset, liebe Wirtin, ist mein Sinn, einen Segen zu stiften in dieses Haus für viele seiner Gäste. Oft habe ich vernommen, wie Ihr den armen wandernden Gesellen Gut's getan mit freier Zehrung und Herberg'. Damit Ihr solchen fortan mögt noch eine weitere Handreichung tun, so werdet Ihr zu diesem Ende finden beim Brunnen hier einen steinernen Krug voll guter Silbergroschen: davon teilt ihnen nach Gutdünken mit, und will ich das Gefäß, bevor der letzte Pfennig ausgegeben, wieder füllen. Zudem will ich noch stiften auf alle hundert Jahr fünf Glückstage (denn dies ist meine holde Zahl), mit unterschiedlichen Geschenken, also, daß, wer von reisenden Gesellen der erste über eure Schwelle tritt am Tag, der mir das erste Lachen brachte, der soll empfangen, aus Eurer oder Eurer Kinder Hand, von fünferlei Stücken das Haupt. Ein jeder, so den Preis gewinnt, gelobe, nicht Ort noch Zeit dieser Bescherung zu verraten. Ihr findet aber solche Gaben jedesmal hier nächst dem Brunnen. Die Stiftung wisset, mache ich für alle Zeit, solang ein Glied von Eurem Stammen auf der Wirtschaft ist."

Nach diesen Worten redete sie noch manches leise mit der Wirtin und sagte zuletzt: „Vergesset nicht das Lot! der kleine Schuster soll es nimmermehr bekommen." – Da nahm sie nochmals Abschied und küßte ein jedes. Die beiden Frauen und die Mädchen weinten sehr. Sie steckte Jutten einen Fingerreif mit grünem Schmelzwerk an und sprach dabei: „Ade, Jutta! Wir haben zusammen besondere Holdschaft gehabt, die müsse fernerhin bestehen!" – Nun tauchte sie hinunter, winkte und verschwand.

In einer Nische hinter dem Brunnen fand sich richtig der Krug samt den verheißnen Angebinden. Es war in der Mauer ein Loch mit eisernem Türlein versehen, von dem man nie gewußt, wohin es führe; das stand jetzt aufgeschlagen und war daraus ersichtlich, daß die Sachen durch dienstbare Hand auf

diesem Weg seien hergebracht worden, deshalb auch alles wohl trocken verblieb. Es lag dabei: ein Würfelbecher aus Drachenhaut, mit goldenen Buckeln beschlagen, ein Dolch mit kostbar eingelegtem Griff, ein elfenbeinen Weberschifflein, ein schönes Tuch von fremder Weberei und mehr dergleichen. Aparte aber lag ein Kochlöffel aus Rosenholz mit langem Stiel, von oben herab fein gemalt und vergoldet, den war die Wirtin angewiesen, dem lustigen Koch zum Andenken zu geben. Auch keins der andern war vergessen.

Frau Betha hielt bis an ihr Lebensende die Ordnung der guten Lau heilig, und ihre Nachkommen nicht minder. Daß jene sich nachmals mit ihrem Kind im Nonnenhof zum Besuch eingefunden, davon zwar steht nichts in dem alten Buch, das diese Geschichten berichtet, doch mag ich es wohl glauben.

Es waren seit der Fürstin Abschied nah bei hundert Jahr vergangen, als unser Seppe, der Schuster, im Dörflein Suppingen vom Wagen stieg, dem Bäuerlein noch vielmals dankte und sich von ihm den Weg Blaubeuren zu nachweisen ließ. Bis Mittag, sagte der Mann, könne er gar wohl dort sein.

Das hätte sich auch nicht gefehlt, bald aber fing sein Hühneraug' ihn wieder zu buksieren an. Er mußte alle fünfzig Schritt hinsitzen, und wenn er einmal saß, trat er das Rad so fleißig, als wenn er auf Bestellung zu arbeiten hätte. Endlich zum letztenmal riß er sich auf und hinkte vollends die Steig hinab.

Sie läuteten im Kloster drei, da er ins Städtlein kam.

Während er nun auf die Herberge zu ging, lief eben Jörg Seysolff, der Wirt und Bräumeister, über den Hof und sprach zu seinem Weib, die auf der Hausbank saß und ihren Salat zum Abendessen putzte: „Schau, Emerenz, da kommt auch schon der dritt'!" – „Ei, weiß Gott!" sagte sie, „und ist ein Unterländer" – „Ach mein, knappt der daher! dem sei es 'gunnt."

Der Seppe sah hoch auf, als ihn die Leute so mit sonderlicher Freundlichkeit begrüßten. Sie gingen alle beide gleich mit ihm hinauf. Er ließ sich eine Halbe geben, ein Sauerkraut mit Schweinefleisch aufwärmen.

Der Wirt, wie er vernahm, daß er von Stuttgart käme, frug ihn nach dem und jenem: ob sie auch Hagelwetter drunten hätten, was jetzt die Gerste gelte, bis wann des Grafen Jüngste Hochzeit habe, von deren Schönheit man überall höre. Der Seppe diente ihm auf alles ordentlich, dagegen er sich übers Essen manches von hiesigen Geschichten, besonders von dem Wasserweib, erzählen ließ. Auch zeigte ihm der Wirt das alte Konterfei von ihr im Hausgang an der Stiege sowie das herrliche Kunstwerk, den Bauren-Schwaiger, an welchem er sich nicht satt sehn und hören konnte. „Das laßt mir", sagte er, „doch einmal einen Dreher heißen, wo den gemacht hat!" – „Ja", meinte Jörg, „die Arbeit ist auch nicht an einem Tag gemacht." – „Will's glauben", sagte der Seppe und seufzte, denn er gedachte an seine Dreherei.

Nachdem er nun gegessen und getrunken, frug er nach seiner Schuldigkeit. „Zween Batzen!" war die Antwort. Die legt' der Seppe auf den Tisch. „Bekämt Ihr sechzehn Kreuzer 'naus", sagte der Wirt, zählte sie hin und steckte die zween Batzen ein, wie wenn es sich so in der ganzen Welt von selbst verstünde.

Es war jedoch ein alter Brauch von der Frau Betha Zeiten her, den Reisenden auf solche Weise ihren Zehrpfennig zu reichen. Der Schuster lächelte, als wollt' er fragen, wie ist das gemeint? – „Laßt's gut sein, lieber Gesell", sprach Jörg Seysolff: „kommt mit zu meinem Ehni, der sagt Euch schon mehr."

Er führte ihn durch einen langen Gang an eine stille Tür, die tat er vor ihm auf. Da saß in einer säuberlichen Stube ein gar schöner Greis von achtzig Jahr in einem Sorgenstuhl beim Fenster. Die Sonne fiel eben ein wenig zwischen den Vorhänglein durch auf einen kleinen Tisch, so vor ihm stand, schneeweiß gedeckt, darauf nichts weiter denn ein blauer Topf mit Wasser und noch etwas in einem Tuche war. Der Alte aber war der kleine Hans, Frau Bethas Herzblatt, gewesen. Er redete den Schuster in Gegenwart des Wirtes also an:

„Hab Gott zum Gruß auf dieser Schwell'!
Obwohl das Glück dein Reis'gesell',
Ob solches mit dir in der Wiegen
Von Mutterleib aus kam zu liegen,
Ob du es in dem Gürtel hegest,
Ob du es in den Sohlen trägest."

Hierauf behändigte der Greis dem Seppe das Tüchlein und sprach: „Du magst es einmal, wenn du Meister bist und gründest deinen eignen Herd, deiner Liebsten verehren, am Heiratstag, dazu dir aller Segen werde."

Was aber war im Tuch? Eine silberne Haube, – man konnte nichts Schöneres sehen. Der Seppe wäre deckenhoch gesprungen, wenn sich's geschickt hätte.

Nun sagte ihm der Alte, wem er das Angebind' verdanke; dann ließ er ihn Verschwiegenheit geloben, zu dessen sichtlicher Bekräftigung er einen Finger in dem Topfe netzen und auf den Mund legen mußte. Auch gab er dem Gesellen noch eine christliche Vermahnung, empfing den Dank desselben, und ganz am End' empfahl er ihm, wenn er ein Klötzlein Blei von ungefähr wo finde hier herum, so möge er solches daher in den Nonnenhof bringen. In seines Herzens Freude fast hätte er's versprochen, da fiel ihm zum Glück noch der Pechschwitzer ein; deswegen er nur sagte: „Ich will sehn."

Jetzt machte er sich auf die Bahn und lenkte seine Schritte zuvörderst hinter das Kloster, wo ihm der Quell gleich in die Augen strahlte. So viel man ihm davon gerühmt, doch hätte er sich solche Wunderpracht in seinem Sinn nicht eingebildet, und meinte er bei sich, es ist nicht anders denn als wenn zum wenigsten ein Stücker sechs Blaufärber samt einem vollen Kessel eben erst darin ersoffen wären.

Wie er sich recht daran ersättigt und im Andenken an das Wasserweib etliche Vaterunser aus gutem Herzen für ihr Heil gebetet hatte (denn er der Meinung war, sie sitze schon bei hundert Jahr samt andern armen Heidenseelen auf der hellen Wiese, da sie in Wahrheit jung und schön wie ehedem noch bei den Ihren lebte), vergaß er auch das Klötzlein nicht, nach welchem so viel Fragens war. Er hatte von dem Doktor Veylland und dem Lot schon als ein kleiner Bube

den Urgroßvater hören erzählen. Der Bauer wußte nichts davon, den Wirt im Nonnenhof befrug er aber nicht, weil ihm erst jetzt einkam, es seie mit dem Blei wohl gar dasselbe Lot gemeint. Nun sah er hinter manchen Busch und Baum und weiterhin an seiner Straße hier und dort in einen Graben, fand aber nichts dergleichen und ließ sich endlich deshalb keine grauen Haare wachsen.

Der Schmerzen seines Fußwerks ganz und gar vergessen und nichts als Glücksgedanken und Habergeisen in dem Kopf, hinkt' er so immerfort das Blautal hinunter. Bisweilen, wenn es ihm sein Linker zu arg machte, hockt' er auf einen Stein, packte die silberne Haube heraus und legte sie vor sich aufs Knie, an seinen zukünftigen Schatz dabei denkend. Es war nur gut, daß ihm nicht wissend, was schon zween andere Gesellen, ein Feilenhauer und ein Nagelschmied, nur eine halbe Stunde, eh' er kam, aus dem Nonnehof davongetragen, er hätte seine Haube nur noch mit halben Freuden angesehen. Die beiden Burschen waren auf der Steig hinter der Stadt an dem Schuster vorübergekommen und hatten ihn gegrüßt, doch weil er eben saß und in Gedanken mit dem Rad im besten Werken war, so sah er gar nicht auf und brummte nur so für sich hin: „Schönen guten Morgen!" – obzwar die Sonne ihm von Abend auf den Buckel schien. „Ja morgen nach dem Bad!" sagte der eine, und lachten sich beide die Haut voll darüber.

Mit sinkender Nacht kam er wohl- oder übelbehalten nach Ulm.

Es war gerade Markt und hie und da Musik und Tanz. Er trat in eins der nächsten Wirtshäuser, wo ihrer sechs Gesellen beim Wein an einem Tisch beisammen saßen und einen Rundgesang anstimmten. Mann für Mann sang einzeln sein Gesetz, darauf mit Macht der Chor einfiel und sie alle die Gläser anstießen. Der Leser mag wohl so viel Verse vernehmen, als sie eben jetzt sangen; das Lied im ganzen ist viermal so lang.

Erster Gesell
Seid ihr beisammen all?
Ihr Freund', auf allen Fall
Zeigt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an,
Mit großem Freudenschall!

Chor
Zeigt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an!

Zweiter
Eine Wiege vor die Freud',
Eine Bahre vor das Leid:
Meinem Hobel ist das alles gleich,
Der denkt, ich mach' den Meister reich,
Spän' gibt es allezeit.

Chor
Seinem Hobel ist etc.

Dritter

Meine Arbeit ist wohl fein,
Von Gold und Edelstein;
Allein das kriegt man bald gar satt,
Zumal man es nicht eigen hat:
Gebt mir so güldnen Wein.

Chor

Ich glaub's ihm schon, das wird man satt etc.

Vierter

Wen freut ein kecker Mut,
Nicht dau'rt sein junges Blut,
Ich schaff' ihm Wehre mannigfalt,
Zu Scherz und Ernst, wid'r Feindsgewalt;
Mein Zeug ist allweg gut.

Chor

Und gilt es wider Feindsgewalt,
Ein Spieß und Schwert uns auch gefallt.

Fünfter

Der Schneider sitzt am Glas;
Vom Wirt nehm' ich die Maß,
Zu Hause schaff' ich gar nicht viel,
Meine Stich' mach' ich beim Kartenspiel,
Da weiß ich doch, für was.

Chor

Ei, Bruder Leipziger, beßr' Er sich,
Denn, sieht Er, das ist liederlich.

Sechster

Meine Kunst, das glaubt gewiß,
Schreibt sich vom Paradies.
Von Mägdlein bin ich wertgeschätzt,
Ich hab' ja, was ihr Herz ergetzt,
Veiel und Röslein süß.

Chor

Von Mägdlein ist er etc.

Jetzt kam die Reihe an den Schuster, und da derselbe sein Gesetzlein so aus froher Kehle sang, ward es dem Seppe um den Brustfleck weh, daß er sein gutes Handwerk lassen sollte. Dabei vermerkte er, wie ihn sein rechter Schuh zweimal ganz weidlich vor Vergnügen zwickte, so zwar, wie wenn er sagen wollte: hörst du, Narr?

Erster

Gebt meinem Stand die Ehr!'
Den Schuster braucht man sehr.
Zwar führ' ich nicht den besten Gout,
Allein wer macht euch Hochzeitschuh',
Wenn ich kein Schuster wär'?

Chor *Zwar führt er nicht etc.*

Dem Seppe quoll bereits das Wasser in den Augen; er sprach bei sich mit ingrimmigen Schmerzen: du bist kein Schuster und bist auch kein Dreher, du bist der wirtenbergisch Niemez! Und schwur in seine Seele, hinfort zu bleiben war er war.

Zweiter *Und wer kein Pietist*
Und auch kein Hundsfott ist,
Der mag sich wohl beim Wein erfreun –
Mein letzter Schluck soll ehrlich sein.
So meint's ein guter Christ.

Chor *Stoßt an, Kameraden, stimmet ein:*
Mein letzter Schluck soll ehrlich sein!

Hier stand der Seppe auf, trat hin zu den Kompanen und grüßte mit bescheidener Ansprache. Da machten sie ihm Platz an ihrem Tisch, tranken ihm zu und hörten, was für ein Landsmann er sei, welches Gewerbs, wohin er wollte. „Warum bleibt Ihr nicht hier?" sagte Vinzenz, der Schuster: „in Ulm ist es schön, und Arbeit findet Ihr dermal genug." – Er ließ sich nicht schwer überreden, und schon den andern Tag stand er bei einer jungen Witwe ein, von welcher ihm der Herbergvater sagte.

Als er das erstemal in deren Haus einging, empfing er eine Warnung: sein Rechter wollte nicht über die Schwelle; doch achtete er weiter nicht darauf.

Die Witwe war eine schöne Person, und wie der Seppe schon nicht leicht mehr eine ansah, daß ihm nicht einfiel, was der Pechschwitzer sagte: „Vielleicht begegnet dir dein Glück einmal auf Füßen": so prüfte er auch jetzt, obwohl mit schüchternen Blicken, die stattliche Frau. Sie sah sehr blaß, nicht gar vergnügt und sparte ihr Worte gegen jedermann. Ihr Tun in allen Dingen war aber sanft und klug, so daß sie einen jungen Mann wohl locken konnte.

Es mag zuvor schon manchem so mit ihr gegangen sein, beim Seppe blieb es auch nicht aus, und desto minder, da ihm nach den ersten Wochen deuchte, er gelte vor den andern etwas bei der Meisterin. Geschah es, daß sie ihrer einen nötig hatte, zu einer kleinen Hilfe außerhalb der Werkstatt, dann rief sie immer zehnmal gegen eines ihn vom Stuhl hinweg, und wenn er samstag für die Küche Holz klein sägte, sie aber backte eben Zwiebelkuchen, da trug sie ihm gewiß ein Stück, warm von dem Ofen weg, zum voraus in den Schopf hinaus; das schmeckte zu solchem Geschäft aus der Faust ganz außer Maßen.

Von dort an aber gebärdeten sich des Hutzelmanns lederne Söhne sehr übel; insonderheit auf der Gesellenkammer war oft die halbe Nacht in Seppes Kasten, wo sie standen, ein Gepolter und Gerutsch, als hätten sie die ärgesten Händel miteinander, und die Gesellen schimpften und fluchten nicht wenig deshalb. „Es ist der Marder", sagten sie. „Er hat den alten Schlupf zwischen den Dielen

wieder gefunden; wird nicht viel fehlen, hat er Junge; wir brechen morgen auf und bescheren ins Kindbett." – Der Seppe schwieg dazu, am andern Morgen aber holt' er in der Stille einen schweren platten Stein aus einem Bühnenwinkel vor, den stellte er bedachtsam mit dem Rand auf sie, quer über den Reihen. „So", sprach er, „jetzt, ihr Ketzer, ihr schwernötige, jetzt bocket, gampet und durnieret, wenn ihr könnnt!" – Da molestierten sie hinfort auch niemand mehr.

Nun, lieber Leser, ist es Zeit, daß du erfahrest, wie es derweil ergangen mit dem andern Paar, das der Gesell' an jenem Morgen auf der Brücke ließ, als er aus Stuttgart wanderte.

Nicht tausend Schritte war er hinweg, kam eine Bäuerin von Häsloch her und sah die Schuh'. Die hat der Böse hingestellt, mir zur Versuchung! dachte sie, bekreuzte sich und lief ihrer Wege. Spazierte drauf – denn es war ein Feiertag – ein Seifensieder aus der Stadt gemächlich, nach seinem Weinberg zu schauen. Derselbe aber war ein Frommer. Wie er die herrenlose Ware sieht, denkt er, „wie geht das zu? die wären meiner Frau wie angemessen! Ich will mich nicht vergreifen, das sei fern: nur wenn ich wiederkomme und sie stehn noch da, mag mir's ein Zeichen sein, daß sie der liebe Gott mir schenkt für meine Christel." Damit das Pärlein aber nicht etwan von der Sonnenhitze leide, nahm es der kluge Mann und stellte es unter die Brücke in Schatten, wo es nicht leicht ein Mensch entdecken mochte.

Bald drauf kommt aus dem Tor ein sauberes Bürgermädchen, Vrone Kiderlen, einer Witfrau Tochter; trug ein Grättlein am Arm und wollte Himbeern lesen im Bupsinger Wald. (Der hatte seinen Namen von einer Ortschaft auf dem Berg, von welcher heutzutag die Spur nicht mehr vorhanden ist, doch heißt der Wald daher noch jetzo der Bopser.) Indem sie nun über das Brücklein geht, patscht etwas unten, und so ein paarmal nacheinander. Was mag das sein? denkt sie und steigt hinunter an den Bach. „Heilige Mutter! nagelneue Schuh'!" ruft sie und schaut sich um, ob sie nicht jemand sehe, der sie vexieren wollte oder ihr den schönen Fund tun ließ, weil eben heut' ihr Wiegentag war. Sie nahm das Paar, zog es zur Probe einmal an und freute sich, wie gut es ihr paßte, und wie gar leicht sich darin gehen ließ. Bald aber kam ihr ein Bedenken an, und schon hat sie den einen wieder abgestreift; der andere hingegen wollte ihr nicht mehr vom Fuß. Sie drückte, zog und preßte, daß ihr der Schweiß ausbrach, half nichts – und war sie doch so leicht hineingekommen.

Je mehr sie diesem Ding nachdachte, desto verwunderlicher kam's ihr vor. So eine verständige Dirne sie war, am Ende glaubte sie gewiß, die Schuhe seien ihr von ihrer Namensheiligen Veronika auf diesen Tag beschert und dankte alsbald der Patronin aus ehrlichem Herzen. Dann zog sie ohne weiters auch den andern wieder an, schob ihre alten in den Deckelkorb und stieg getrost den Berg hinauf.

Im Wald traf sie ein altes Weib bereits im Himbeerlesen an. Diese gesellte sich zu ihr, obwohl sie einander nicht kannten. Während aber nun beide so hin

und her suchten, geschah's, daß sich der Vrone an den linken Fuß eine kostbare Perlenschnur hing, die da im Moose verloren lag. Das Mädchen merkt' es nicht und trat beim nächsten Schritt von ungefähr sich mit dem andern Schuh die Schnur vom linken los; das sah das Weib von hinten, hob heimlich das Geschmeide auf und barg's in ihrem Rock.

Die Schnur war aber keine andere denn jene von der schönen Lau und war an die Tochter des jetzigen Grafen, die schöne Irmengard, von dessen Frau Ahne vererbt.

Als endlich die zwei nacheinander heimgingen, verkündigte just in den Straßen des Grafen Ausrufer, daß gestern im Bupsinger Forst, unfern dem Lusthaus, ein Nuster mit Perlen verloren gegangen, und wer es wieder schaffe, dem sollten fünfzehn Goldgulden Finderlohn werden. Da freute sich das Weib, zog eilig ihre besten Kleider daheim an, kam in das Schloß und ward sogleich vor die junge Gräfin gelassen. „Ach Frau, ach liebe Frau!" rief diese ihr schon in der Tür entgegen, „Ihr habt wohl mein Nuster gefunden? gebt her, ich will es Euch lohnen!" –

Nun zog das Weib ein Schächtelein hervor, und wie das Fräulein es aufmachte, lagen sechs oder sieben zierliche Mauschwänze drin, nach Art eines Halsbands künstlich geschlungen. Das Fräulein tat einen Schrei und fiel vor Entsetzen in Ohnmacht. Das Weib in Todesängsten lief davon, ward aber von der Wache auf den Gängen festgenommen und in Haft zu peinlichem Verhör gebracht. Darin bekannte sie nichts weiter, als daß sie da und da den Perlenschmuck vom Boden aufgehoben und ihn, so schön, wie er gewesen, daheim in die Schachtel getan, der guten und ehrlichen Meinung, das gnädige Fräulein damit zu erfreuen. Im Wald sei aber eine Dirn' an sie geraten, die müss' es mit dem Bösen haben, von dieser sei der Streich. – Weil nun der Graf nicht wollte, daß man bei so bewandten Sachen viel Aufhebens mache, da mit Gewalt hier nichts zu richten sei, ließ man das Weib mit Frieden. Zum Glück kam nichts von ihren Reden an die Vrone, sie wäre ihres guten Leumunds wegen drob verzweifelt.

Auch anderweits erlebte sie in ihren Wunderschuhen viel Unheil, obschon der Segen nicht ganz mangelte. Als zum Exempel ging sie Sonntag nachmittag gern über einen Wiesplatz hinter ihrem Haus, eine Gespielin zu besuchen, da stieß sie sich ein wie das anderemal an so ein kleines verwünschtes Ding von einem Stotzen, wie sie pflegen auf Bleschen im Wasen zu stecken, fiel hin, so lang sie war, hub aber sicher einen Fund vom Boden auf: nicht allemal ein Stücklein altes Heidengold, einen silbernen Knopf oder Wirtel, dergleichen oft der Maulwurf aus der Erde stößt, doch war ihr ein ehrliches Gänsei, noch warm vom Legen, gewiß. Besonders ging es ihr beim Tanz: da sah man sie zuweilen so konträre, wiewohl kunstreiche Sprünge tun, daß alles aus der Richte kam und sie sich schämen mußte. Als ein gutes und fröhliches Blut zwar zog sie sich's nicht mehr als billig zu Gemüt und lachte immer selbst am ersten über sich, nur hieß es hinterdrein: „Schad' um die hübsche Dirne, sie wird mit einem Mal ein ganzer Dapp!" Die eigne Mutter schüttelte den Kopf

bedenklich, und eines Tages sagte sie, als ginge ihr ein Licht wie ein Fackel auf, zur Tochter: „Ich wette, die vertrackten Schuh' allein sind schuld! Der Alfanz hat mir gleich nur halb gefallen; wer weiß, was für ein Rauner sie hingestellt hat." – Das Mädchen hatte selber schon an so etwas gedacht, jedoch verstand sie sich nicht leicht dazu, sie gänzlich abzuschaffen, sie waren eben gar zu gut und dauerhaft. Indes ging sie noch jenen Tag zum Meister Bläse, sich ein Paar neue zu bestellen. Es war derselbige, bei welchem es der Seppe nicht aushalten mögen. Die Vrone sah auf dessen Stühlchen ungern einen andern sitzen, sie hatte ihn gekannt und gar wohl leiden können.

Wie nun der alte Bläse ihr das Maß am Fuß nahm, stachen ihm die fremden Schuhe alsbald in die Augen. Er nahm den einen so in seine feiste Hand, betrachtete ihn stillschweigend lang und sagte: „Da hat Sie was Apartes: darf man fragen, wo die gemacht sind?" – Das Mädchen, welches bis daher von ihrem Fund noch weiter niemand hatte sagen wollen, gab scherzweis zur Antwort: „Ich hab' sie aus dem Bach gezogen." – Die fünf Gesellen lachten, der Alte aber brummte vor sich hin: „Das könnt' erst noch wahr sein."

Am Abend in der Feierstunde sprach er zu seinem Weib und seiner Tochter Sara: „Ich will euch etwas offenbaren. Die Kiderlen hat ein Paar Glücksschuh' am Fuß; ich kenne das Wahrzeichen." – „Ei", meinte die Tochter aus Neid, „sie haben ihr noch keinen Haufen Geld und auch noch keinen Mann gebracht." – „Es kann noch kommen", versetzte der Alte. – „Wohl", sagte die Mutter, „wenn man sie ihr nur abführen könnt'! ich wollte so etwas der Sare gönnen." – Da beschlossen sie dann miteinander, der Vater solle ein Paar Schuh' wie diese machen und die Sare sie heimlich verwechseln.

Der Mann begab sich gleich den andern Morgen an die Arbeit. So häkelig sie war, dennoch, die feinen, wundersam gezackten Nähte, die rote Fütterung mit einem abgetragenen Stück Leder, alles zumal geriet so wohl, daß er selbst sein Vergnügen dran hatte. Die böse List ins Werk zu setzen, ersannen sie bald auch Mittel und Wege.

Dicht bei der Stadt, wo man herauskommt bei dem Tor, welches nachmals, von dortiger Schießstatt her, das Büchsentor hieß, sah man zu jener Zeit noch einen schönen ansehnlichen Weiher, ähnlich dem Feuersee, der eine gute Strecke weiter oben dermalen noch besteht. Am Ufer war ein Becken- und Brettergerüst mit Tischen und Bänken hinein in das Wasser gebaut, wo die Frauen und Dirnen der Stadt ihre Wäsche rein zu machen pflegten. Hier stunden sie manchmal zu vierzig oder fünfzig, seiften und rieben um die Wette und hatten ein Gescherz und Geschnatter, daß es eine Lust war, alle mit bloßen Armen und Füßen. Nun paßten des Schusters wohl auf, bis die Vrone das nächstemal wusch; denn Bläses Haus lag hart am See, und stieß das Wasser unten an die Mauer. Auf einen Mittwoch Morgen, da eben schönes warmes Wetter war, kam denn die junge Kiderlen mit einer Zaine: geschwind sprang auch die Sare mit der ihren und traf es glücklich, neben sie an einen Tisch zu kommen. Da stellten beide ihre Schuh', wie es der Brauch war, unter die Bank. Die Vrone hatte seit acht Tagen heut' das erstemal ihr Glückspaar wieder

angelegt, mit Fleiß: denn weil sie richtig dieser ganzen Zeit das Melkfaß nimmer umgestoßen, das Spinnrad nimmer ausgetreten noch sonst einen bösen Tritt getan, so wollte sie, des Dinges ganz gewiß zu sein, jetzo die Gegenprobe machen. Die falsche Diebin war mit den paar Laken, so sie mitgenommen, in einer Kürze fertig, schlug sie zusammen, bückte sich, stak in einem Umsehn in des Pechschwitzers Schuhen, schob ihres Vaters Wechselbälge dafür hin und: „B'hüt' Gott, Vronele! mach' au bald ein End'!" – mit diesen Worten lief sie fort, frohlockend ihrer wohlvollbrachten Hinterlist. Und als die andere nach drei Stunden, um die Essenszeit, vergnügt auch heimging unter den letzten, nahm sie der Täuscherei nicht im geringsten wahr.

Der Pechschwitzer aber, der wußte den Handel haarklein und dachte jetzt darauf, wie er dem Bläse gleich die nächste Nacht den Teufel im Glas zeigen wollte.

Derselbe hatte allezeit, besonders auf die Krämermärkte, dergleichen eben wieder einer vor der Türe war, einen großen Vorrat seiner Ware in einer obern Kammer, die nach dem See hinausging, liegen. Nach Zwölfe in der Nacht vernahm die Schusterin ein seltsames Pflatschen auf dem Wasser, stieß und erweckte ihren Mann, damit er sehe, was sei. – „Ei, was wird's sein! Die Fisch' hant öfters solche Possen." – Er war nicht wohl bei Mute, hatte gestern beim Wein einen Bösen getan und hub gleich wieder an zu schnarchen und zu raunsen. Sie ließ ihm aber keine Ruh', bis er herausfuhr und ein Fenster auftat. Erst rieb er sich die Augen, alsdann sprach er verwundert: „Der See ist schwarz und g'rutzelt voll mit Wasserratten! Weit hinein, wohl fünfzehn Ellen von der Mauer. Junge und alte, Kerl wie die Ferkel sind darunter! Man sicht's perfekt, es ist sternhell. Ei, ei, sieh, sieh! die garstige Kogen! Wie sie die Schwänz' für Wohlsein schwenken, schlurfen, rudern und schwimmen. Ursach' ist aber, weil es diese Zeit so heiß gewesen, da bad't das Schandvolk gern."

Dem Bläse kam es so besonder und kurzweilig vor, daß er sich einen Stuhl ans Fenster ruckte, die Arme auf den Simsen legte und das Kinn darauf. So wollte er der Sache noch eine Weile warten. Die Augen wurden ihm allgemach schwer und fielen ihm gar zu, doch fuhr er fort zu seinem Weib zu sprechen, welches inmittelst wieder eingedoset war, unsinnige verkehrte Reden, wie einer führt im Traum und in der Trunkenheit. „Du Narr", sprach er, „was Armbrust, Bolz und Spieß in solchen Haufen! Das würd' viel batten! ... Mordsakerlot, ich wollt', das Bulver wär' erfunden allbereits! Mit drei, vier Traubenschuß aus einer Quartanschlang' oder Tarras wollt' ich nicht schlecht aufräumen da unter der Bagasche!"

Jetzt aber tat es wiederum Patsch auf Patsch. Der Schuster streckte seinen Kopf hinaus und wußte nicht, woran er sei mit allen seinen fünf Sinnen. Denn es flog nur so mit denen Tierern aus dem Kammerladen über ihm, ja unversehens fuhr ihm deren eines an den Schädel, und wie er's packt in seiner Faust, da sah es wahrlich einem schweren Bauernstiefel von seiner eigenen Arbeit gleich aufs Haar! Voll Schrecken rief er seinem Weib, schrie die Gesellen aus dem Schlaf, und bis sie kamen, pflanzet' er sich selbst mit einem Prügel an

die Tür der obern Bodenstiege, damit ihm der Spitzbuben keiner entkomme. Allein es ließ sich niemand sehn noch hören, und als die Gesellen erschienen, die Bühne wohl umstellten und der beherzteste von ihnen die Kammertür aufriß und keine Menschenseele zu verspüren war, fiel dem Bläse das Herz in die Hosen. Er sagte leis zu seiner Frau: „Die Sach' steht auf Saufedern, Weib – es steckt, schätz' ich, ein anderer dahinter, der ist mir zu gewaltig!" Und nannt' ihr den Pechschwitzer. Die Schusterin, die sonst ein Maul als wie ein Scharsach führte, war da auf einmal zahm, bebte an allen Gliedern, und so die Tochter auch. Der Bläse aber sprach zu den Gesellen: „Macht keinen Lärm! geht vor in Nachbar Lippens Hof, des Fischers, macht in der Stille ein paar Nachen los, nehmt, was ihr findet an Stangen und Netzen: wir müssen alle Ware noch vor Tag zusammenbringen, sonst hab' ich Schand und Spott der ganzen Stadt."

Indem sie gingen, rannte schon der Fischer über die Gasse und auf sie zu. Der hatte eben auf den See gehen wollen etlicher Karpfen wegen auf die Freitagsfasten, sah das wunderliche Wesen und lief, es dem Schuster zu melden. Indem sie nun zu sieben samt dem Lipp, in zwei Schifflein verteilt, bald hier, bald dorthin stachen, faheten und suchten, begann es von neuem zu werfen, und war es damit merklich auf ihre Köpfe abgezielt. Zwar kamen weder Schuh' noch Stiefel mehr, dafür aber Leisten, deren auch eine Last droben lag; nicht alte garstige Klötze allein, vernutzet und vom Wurm zerstochen, auch schöne neue zum Verkauf, sämtlich von gutem hartem Holz, und kamen tapfer nacheinander durch die Luft daher. Da schrie denn einer bald in dem, bald in dem andern Schifflein: „Hopp! Schaut auf!" – und schlug doch links und rechts ein mancher Donnerkeil nicht unrecht ein.

Der Fischer sagte zu dem Bläse: „Auf solche Weis', Gevatter, möcht' ich mein Handwerk nicht das ganz' Jahr treiben. In allweg aber sei's bezeugt, Ihr wisset mit den Netz wohl umzugehn. Von heut' an möget Ihr als Obermeister einer ehrsamen Stuagarter Schuhmacherzunft ganz kecklich einen Hecht so kreuzweis übern Leist in Euer Zeichen lassen malen, dem Sprichwort zum Trutz."

Der Morgen kam schon hell herbei, als sie nach vielem Schweiß, Angst, Not und Schrecken den Weiher wieder glatt und sauber hatten. Der größte Nachen wurde voll des nassen Zeuges, auch war wieder ziemlich alles beisammen, nur da und dort fand man am Tag ein und das andre Stück noch im Röhricht versteckt.

Von dieser Geschichte erging das Gerücht natürlicherweise gar bald an die Einwohnerschaft. Die mehrsten achteten's für Satanswerk, und schwanete es dem Meister schon, daß sich ein manches scheuen werde, ihm seine Ware abzunehmen, wie sich's in Wahrheit auch nachher befand. Nach einem Scherzwort etlicher Fazvögel aber ward von dort an lange Zeit eine besondere Gattung grober Schuhe, so hier gemacht und weit und breit versendet wurden, nicht anderst mehr verschrieben oder ausgeboten als mit Namen: echte, genestelte Stuttgarter Wasserratten.

Jetzt war des Meisters erste Sorge, daß das gestohlene Gut nur wieder fort aus

seinem Haus und an die Eigentümerin komme. Zwar seiner Frauen war am lichten Tag der Mut wieder gewachsen; ja, meinte sie, es sollte lieber alles, Kundschaft und Haus und Hof, hinfahren, nur diese Schuh' wenn sie behielten, da rindere ihnen (wie ein Sprichwort sagt) der Holzschlegel auf der Bühne. Der Bläse aber schüttelte das Haupt: „Meinst du, er könne uns nicht auch am Leib was schaden? Behüt' uns Gott vor Gabelstich, dreimal gibt neun Löcher!" – Er drohte seinem Weib mit Schlägen, wenn sie noch etwas sage, ging unmüßig im ganzen Haus herum, von einem Fenster zum andern, und wollte fast verzwatzeln, bis es dunkel ward, wo seine Tochter die vermaledeiten Schuhe unter den Schurz nahm und forttrug.

Sie schlich sich damit an der Kiderlen Scheuer von hinten und stellte sie in eine Fensterlucke, wo sie die Vrone, als sie früh in Stall ging, ihre Kuh zu futtern, auch sicherlich gefunden hätte, wenn sie vom Pechschwitzer nicht über Nacht wären wegstipitzt worden.

Indessen trug die gute Dirne das falsche Gemächt sonder Schaden, und wenn ein Tag herum war, hieß es beim Bettgehn allemal: „Jetzt aber, Mutter, glaubt Sie doch, daß es nicht Not gehabt hat selletwegen?" – Die Mutter sprach: „Beschrei' es nicht." – Auf solche Weise kam denn alles wiederum in sein Geleis und galt die Vrone wie vordem für ein kluges, anstelliges Mädchen.

Geraume Zeit, nachdem sich dieses zugetragen, saß der Bläse in seinem Weinberg draußen beim Herdweg auf der Bank am Gartenhaus, bekümmerten Gemüts, weil es die Zeit her stark hinter sich ging in seinem Geschäft. Indem er nun so in Gedanken den heurigen Herbst überschlug, was er ertragen könne, samt den Zwetschgen, davon die Bäume schwer vollhingen – horch! vispert etwas hinter ihm, und wer steht da? der Pechschwitzer, der Hutzelmann, der Tröster. Mein Schuster wurde käsebleich. „Erschrecket nicht, Zunftmeister! ich komme nicht in Bösem. Wir haben einen Stuß miteinander gehabt, das ist ja wieder gut, und wär' es nicht, will ich's vergüten, soviel an mir ist. Jetzt aber hätte ich ein klein's Anliegen, Obermeister." – „Und in was Stücken, liebes Herrlein, kann ich Euch dienstlich sein?" – „Mit Erlaubnis", sprach der Hutzelmann und nahm Platz auf der Bank und hieß den andern zu ihm sitzen: „Seht! jensmal in der Nacht, da ich auf Eurem obern Boden war und Ihr am Fenster unten, hörte ich Euch ein Wörtlein sprechen, das will mir nimmer aus dem Sinn. Ihr habt gesagt: ich wollt' nur, daß das Bulver schon erfunden wär'! Was meintet Ihr damit?"

Der Bläse, sich besinnend, machte ein Gesicht, als wenn ein Mensch aufwacht bei Nacht in einem Kuhstall, darein er seines Wissens mit eigenen Füßen nicht gekommen ist, lachte und sprach: „Herrlein – das hätte der Bläse gesagt? nun, wenn ich es noch weiß, soll mich der Teufel holen!" – „Ei, schwöret nicht, mein Freund!" entgegnet ihm der andere, „warum wollt Ihr es leugnen? Vertrauet mir's; nur so beim Beilichen, was das Bulver ist. Ich bin einmal in derlei Heimlichkeit ein stiegelfizischer, seht. Euer Schaden soll's nicht sein, und möget Ihr dafür etwas von meinen Künsten lernen." – Da stellte sich der Bläse an, als wenn er freilich etwas wüßte, und sprach: „Weil Ihr es seid, Pechschwitzer, so

möcht' ich Euch wohl gern zu Willen sein; vergönnt mir nur Bedenkfrist einen Tag, damit ich doch mein Weib auch erst darum befrage." – Der andre fand das nicht unbillig, bat ihn beim Abschied inständig nochmals, gelobte ihm Verschwiegenheit und wollte morgen wiederkommen.

„Jetzt, Sante Blasi, hilf!" – so rief der Alte aus, wie er allein war: „jetzt muß das Bulver raus aus meinem dicken Schustersgrind, und wenn's die halb' Welt kostet!" – Da saß er, hatte beide Ellenbogen auf den Knien und beide Fäuste an den Backen. „Vor die Ratten", sprach er, „kann's nicht sein. Warum? sotts Bulver hat man lang. Selle Nacht aber ist es mir wampel gewesen, mag leicht sein, hat mir's traumt vom güldnen Magen-Triet, so allein der König in Persia hat. – Es gibt ein Kräutlein, heiß Allermanns-Harnisch, und gibt ein anders, das heißt Dierletey, und wieder eins, *Mamortica:* kein Wurzler hat's noch Krämer. Daraus hat meiner Mutter selig ihre G'schwey eine Salben gemacht, die war vor alles gut. – Ich will halt einmal gehn und schauen, was zu machen ist, und will erst Spezies kaufen; Probieren ist über Studieren."

Auf seinem Weg zur Stadt sann er scharf nach. Auf einmal schnellt' er mit dem Finger in die Luft, und – „Wetter!" rief er aus, „kann einer so ein Stier sein und noch lang sinnieren hin und her, wo doch ein Ding glatt auf der Hand liegt! Was mag ein Schuster bei dem andern sonst für einen Vorteil suchen zu erfahren, wenn es nichts aus dem Handwerk ist? Da laß ich mich schon finden."

Er lief zum Krämer stracks, zu holen, was er brauchte. Daheim in einer hintern Stube setzte er sich an einen langen Tisch mit einer Halbmaß Wein, macht allda unterschiedliches Gemeng mit seinem besten Essig an zu einem schwarzen Quatsch, knetet und knauzet's wohl unter dem Daum, probiert's auf alle Weise, und war ihm lang nicht fein genug. Das dauerte bis an den andern Abend.

Wie nun der Hutzelmann auf die gesetzte Stunde pünktlich kam und ihm der Bläse mit Geschmunzel seinen Teig hinhielt, roch der daran und sagte: „Lieber Mann, da hätten wir halt eine neue Schuhwichs?" – „Aufzuwarten, ja." – „Mich will bedünken", sprach lächelnder Miene der Kleine: „Ihr habt selbst noch weit hin, bis Ihr das Bulver find't, und habt jetzt nur viel Arbeit, Müh' und Kösten unnötigerweis gehabt mit mir. Dafür wie auch um andrer Einbuß' willen soll Euch indes Vergütung werden. Ich will Euch das Rezept zu meiner Fett-Glanz-Stiefelwichsen geben, die mögt Ihr schachtelweis mit gutem Vorteil verkaufen."

Das Männlein wußte wohl, was es hiermit verhieß: denn Meister Bläse ward ein reicher Mann mit solcher Handelschaft in wenig Jahren. Seine Erben bewahren annoch das Geheimnis, und allen feinen Leuten unserer Tage (da zwar ein mehr belobtes Pulver zeither gefunden ist) wüßt' ich fürwahr eine bessere Wichs nicht zu nennen, obwohl ich nicht verschweigen darf, was der Pechschwitzer dazumal eben dem Bläse gar ehrlich bekannte: „Ein Ledder, wohl zu halten nach Ledders Natur, ist das fürnehmst' der Schmer allezeit, und hat er Glanzes genug an ihm selbsten." Welcher Ausspruch indes hier dahingestellt bleibe.

Laßt aber sehn, was seither der Gesell in Ulm für Glückssprünge mag gemacht haben.

Zween Monat – eher drunter als drüber – kann er daselbst gewesen sein, da war er mürb und gar bereits vor Liebe zu der Meisterin; und wenn er wohl bisweilen meinte, ein wenig mehr Gespräch und Fröhlichkeit stünd' ihr gut an, so dachte er doch immer gern eines alten wahrhaften Worts: Stille Schaf seind mille- und wollereich, wird ihnen gewartet. Alle Samstag nacht, wenn er auf seine Kammer ging, sprach er bei sich: „jetzt morgen tragst du ihr die Heirat an", und wenn er eben drauf und dran war, ließ er's wieder, aus Blödigkeit und Sorge, sie möchte ihn zuletzt doch stolz ablaufen lassen.

Nun hatten sie einstmals ein Schweinlein gemetzelt, das zweite, seitdem man den Lichtbraten hatte – es war schon im Hornung und schien ein vorzeitiger Frühling zu werden – da befand sich der Seppe am Morgen allein mit ihr in der Küche, das Fleischwerk in den Rauch zu hängen. Inmittelst, als er sich die Leiter unter dem Schlot zurechtstellte, die Würste sich in Ringen um die Arme hing, erzählte er ihr von Regensburg und Regensburger Würsten, was er vom Hörensagen wußte; und wie er so mit seiner Tracht aufstieg in das Kamin, sie aber unten stand beim Herd, sprach sie: „Nach Regensburg geht Ihr doch noch; es liegt Euch allfort in Gedanken."

Der Seppe, weil sie ihm nicht ins Gesicht sehn konnte – denn oberhalb stak er im Finstern – nahm sich ein Herz und sagte: „Wenn es auf mich ankäm', ich wollte leben und sterben bei Euch."

„Ihr sollte auch unvertrieben sein!" gab sie zur Antwort.

„Ja", sagte er und stockte. „es mag halt einer doch auch nicht sein Leben lang ledig bleiben."

Sie sagte nichts darauf. Da fing er wieder an: „Nach einem rechten Weibe kann ein armer Teufel heutigstags weit suchen."

Darauf sie ihm entgegnete: „Man sucht erst einmal in der Nähe."

Dem Seppe schossen bei dem Wort die Flammen in die Backen, als wollten sie oben zum Schornstein ausschlagen.

Die Stangen hingen alle voll, er hätte können gehn; allein der Angstschweiß brach ihm aus: er wußte nicht, wie er am hellen Tagslicht vor die Frau hintreten, noch was er weiter sagen solle. Drum nestelt' er und ruckt' und zappelte noch eifrig eine Weile an den Würsten hin und wieder. Auf einmal aber sprach er: „Meisterin, ich habe je und je schon oftmals gedacht, wir wären füreinander. Ich hätte eine Lieb' zu Ihr und groß Zutrauen."

„Davon läßt sich schon reden!" sagte sie. – nun stieg er flugs herab und stand vor ihr mit einem schwarzen Rußfleck um die Nase, darüber sie ein wenig lächelte und einen Zipfel ihrer weißen Schürze nahm und ihn abwischte. Das tat ihm ganz im Herzen wohl, er faßte ihre Hand und hatte ihren Mund geküßt, eh' sie sich das versah. Sie aber gab ihm ein Gleiches zurück. – „So seid Ihr nicht mehr meine Meisterin, Ihr seid jetzt meine Braut!" – „Sie bejaht' es, und waren sie beide vergnügt, schwatzten und kosten noch lang miteinander.

Bevor er wieder in die Werkstatt ging, sagte sie noch: „Wir wollen niemand

etwas merken lassen, bis Ihr das Meisterrecht habt und wir bald fürsche machen können."

Selbigen Abend eilte es dem Seppe nicht wie sonst nach dem Essen zum Bier. Er freute sich schon seit dem Morgen auf diese gute Stunde. Sobald die andern aus dem Haus, begab er sich auf seine Kammer, wusch und kämmte sich, legte ein sauberes Hemd und sein Sonntagswams an, zu Ehren dem Verspruch, und als er dann neben der Frau so recht in Ruh' und Frieden saß, die Läden und die Haustür zugeschlossen waren, ein frisches Licht im Leuchter angesteckt, so legt' er ihr zuvörderst die silberne Haube, seine Brautschenke, hin. Ja da empfing er freilich Lobs und Danks mit Haufen. Wo bringt's der Fantel her? mochte sie denken: da er es nicht gekauft noch hoffentlich vom Markt gestohlen hat! – Sie hätte es gar gern gewußt, doch band er sich die Zunge fest und lachte nur so.

Sie holte Wein herauf vom Keller, und er brachte den Schnitzlaib herunter. Der Leser bildet sich schon selber ein, sie werde heute schwerlich das erstemal davon gekostet haben: o nein, den Seppe kränkte nur, daß er nicht füglich alle Tage mit einem neuen Stück bei ihr ankommen konnte, indem die Meisterin schon ohnedas sich wunderte, was doch der Bursch für einen guten Döte habe an dem Stuttgarter Hofzuckerbäcker (wie er ihr weiß gemacht), dem's auf ein Laiblein alle acht Tag' nicht ankomme. Denn ob es ihm schon nicht verboten war, zu offenbaren, wie es damit bewandt, so scheute er sich doch. Jetzt fühlte sie ihm besser auf den Zahn und sagte: „Gesteht's nur, Seppe, gelt, Brot und Haube sind aus einem Haus?" – „Das nicht", erwidert' er: „das eine anbelangend, so will ich meine herzliebe Braut von Grund der Wahrheit berichten; denn mit dem Zuckerbäck, das war gespaßt. Habt Ihr in Ulm auch schon gehört vom Hutzelmann?" – „Kein Wort." – „Vom Pechschwitzer? vom Tröster?" – „Nichts." – „Gut denn." – Er nahm sein Glas, tat ihr Bescheid, fing an, der Frau treuherzig zu eröffnen alles, was ihm die Nacht vor seiner Reise widerfahren. Im Anfang schaute sie ihm so in das Gesicht dabei, als gält' es eben Scherz, doch weil er gar zu ernsthaft drein sah, dachte sie: er ist ein Wunderlecker und ein Träumer. Je mehr sie aber zweifelte, je mehr ereiferte er sich. „Da will ich meiner Liebsten zum Exempel vom Doktor Veylland eine Geschichte erzählen, die ist gewiß und wahr, ich hab' sie von meinem Großvater. Ihr höret sie einmal zum Zeitvertreib, nachher mögt Ihr dran glauben oder nicht.

„Der Veylland war ein guter Freund vom Graf Konrad von Wirtemberg, demselbigen, welcher den Grund zu meiner Vaterstadt gelegt, und trieb sein Wesen als ein stiller alter Herr in einem einzechten Gebäu, das stand daselbst im Tal unweit dem Platz, wo dermalen das Schloß zu sehen ist. Des Doktors vornehmstes Vergnügen war ein großer Garten hinter seinem Haus, drin pflanzte er das schönste Obst im ganzen Gau; nur daß ihm alle Herbst die Bupsinger Bauern die Hälfte wegstahlen, trotz einer hohen Mauer, so rings um das Haus und den Garten her lief. Dies ärgerte den Herrn, daß er oft krank darüber ward. Jetzt kommt einmal am lichten Tag, indem er eben bei verschlossener Tür in einem alten Buch studiert, der Hutzelmann zu ihm, der Pechschwitzer, der Tröster (welchen zuvor der Doktor noch nicht kannte) und bietet ihm ein

Mittel wider diese Gauchen, mit dem Beding, daß er ihm alljährlich einen Scheffel gute Wadelbiren lieferte zu Hutzeln. Der Doktor ging das unschwer ein. Da brachte jener unter seinem Schurzfell einen Stiefelknecht hervor von ordentlichem Buchenholz, noch neu und als ein wundersamer Krebs geschnitzt, mit einem platten Rücken und kurzen starken Scheren; am Bauch untenher war er schwarz angestrichen, darauf mit weißer Farbe ein Drudenfuß gemacht. ‚Nehmt diesen meinen Knecht', sagte der Hutzelmann: ‚und stellet ihn, wohin Ihr wollt im Haus, doch daß er freien Paß in Garten habe, etwa durch einen Kandel oder Katzenlauf. Im übrigen laßt ihn nur machen und kümmert Euch gar nichts um ihn. Es kann geschehen, daß Ihr mitten in der Nacht hört einen Menschen schreien, winslen und girmsen, da springet zu, greifet den Dieb und stäupet ihn; dann sprechet zu dem Knecht die Wort':

Zanges, Banges, laß ihn gahn,
Wohl hast du dein Amt getan.

Doch ehe Ihr den Bauern oder Nachtschach laufen laßt, sollt Ihr ihn heißen seine Stiefel oder Schuh' abtun, dabei mein Knecht ihm treffliche helfen wird, und diese Pfandstück' möget Ihr behalten, auch seinerzeit nach Belieben verschenken. Dafern mein Krebs in seiner Pflicht saumselig würde oder sonst sich unnütz machte, schenkt ihm nur etlich' gute Tritt' keck auf die Aberschanz; ich hoff', es soll nicht nötig sein. Sonst ist er ganz ein frommes Tier und zäh, man kann Holz auf ihm spalten; nur allein vor der Küchen sollt Ihr ihn hüten: er steigt gern überall herum und fällt einmal in einen Kessel mit heiß Wasser; das vertragt er nicht. Aber ich komme schon wieder und sehe selbst nach, lieber Herr. Gehabt Euch wohl.–

Der Doktor Veylland stellte jetzt den Stiefelknecht vor seine Stubentür. Da blieb er stehen bis zum Abend unverregt und sah so dumm wie ein ander Stück holz. Im Zwielichten aber, wie man just an nichts dachte, ging es auf einmal Holterpolter, Holterpolter die Stiege hinab und durchs Gußloch hinaus in den Garten. So sahen Herr und Diener ihn vom Fenster aus durchs grüne Gras an der Mauer hin schleichen und kratteln, an allen vier Seiten herum und immer so fort, die ganze liebe lange Nacht.

Der alte Diener hatte seine Lagerstatt im untern Stock gegen den Garten; nun streckt' er sich in Kleidern auf sein Lotterbett. Eine Stunde verstrich nach der andern, der Alte hörte nichts, als hin und wieder wie durch das Geäst ein reifes Obst herunterrauscht' und plumste. Doch gegen Morgen, eben da er sich aufs andre Ohr hinlegte und seine Zudeck' besser an sich nahm, denn es war frisch, erscholl von fernen her ein Zetermordgeschrei, als wenn es einem Menschen an das Leben geht. Der Diener sprang hinaus und sah auf sechzig Schritt, wie des Hutzelmanns Knecht einen baumstarken Kerl am Fersen hatte und mit Gewalt gegen das Haus herzerrte, also daß beide Teile rückwärts gingen, Dieb und Büttel (wie ja der Krebse Art auch ohnedem so ist), und war ein Zerren, Würgen, Sperren, Drängen und Reißen, dazu viel Keuchens und Schnaufens, Wimmerns und Bittens, daß es erbärmlich war zu hören und sehen.

Der arme Schächer, so ein Bupsinger Weinschröter war, trachtet' im Anfang wohl mitsamt dem Schergen durchzugehn, der aber hatte gut zwo Ochsenstärken und strafte ihn mit Kneipen jedesmal so hart, daß er sich bald gutwillig gab. Auf solche Weise kamen sie bis an das Haus, da hielt der Krebs gerade vor der Tür und stand der Doktor schon daselbst in seinem Schlafrock, lachend; sprach:

Zanges, Banges, laß ihn gahn,
Wohl hast du dein Amt getan!

Dann ließ er den Bauern die Bundschuh' austun, und mochte der laufen.

Die andre Nacht gleich wurden ihrer zween nacheinander eingebracht, die dritte wieder einer und alsofort bis auf die dreißig, lauter Bupsinger. Denn weil sich jeder schämte, sagt's keiner, die andern zu warnen. Der gute Knecht verfehlte nicht leicht seinen Mann; ein einzigmal kam er mit einem leeren Stiefel angerutscht und hielt denselben bis zum Morgen unverruckt mit großer Kraft in seinen Zangen, bis ihn von ungefähr der Herr vom Haus erblickte. Das Schuhwerk aber nagelte der Diener alles nach der Reih' im leeren Pferdstall an der Wand herum. – Es gibt noch ein liebliches Stücklein davon: wie nämlich einst der Graf mit seiner Frauen und zwei Söhnlein auf Besuch bei dem Veylland gewesen. Herr Konrad bauete bei dessen Garten eine Stuterei – daher nachmals die Stadt Stuttgarten hieß –,beschied seinen Werkmeister her auf den Platz und zeigte selbst, wie alles werden sollte. Es wollte aber gern der Doktor denen kleinen Junkherrn eine Kurzweil schaffen und bat den Hutzelmann derhalben, um daß er ein unschuldig Zinselwerk bereite; der versprach's. Als nun die Knaben nach der Mahlzeit in dem Garten spielten, da ward's lebendig in dem Stall, und kam bald aus der Tür hervor ein ganzer Zug von kleinen zierlichen Rößlein, lauter Rappen mit Sattel und Zeug, und das waren die Stiefel gewesen; sie gingen zwei und zwei und wurden von kleinen Roßbuben geführt, und das waren die Bundschuh'. Die Junker hatten ihre Freude mit den ganzen Abend. Auf einmal tat es außen an dem Garten einen Pfiff, der ganze Troß saß wie der Blitz ein jeder in seinem Sattel, die Rößlein aber waren zumal Heupferde geworden, grasgrün, einen Schuh lang, mit Flügeln, die setzten all' über die Mauer hinweg und kamen nicht mehr. Doch nachderhand fand man so Stiefel als Schuh' wie zuvor an die Stallwand genagelt.

Vor Jahren habe ich zu Stuttgart auf dem Markt ein Spiel gesehen in einem Dockenkasten, so auch von diesem handelte. Hätt' ich nur alles noch so recht im Kopf! Da wird gesagt zum Vorbericht in wohlgesetzten Reimen, was ich Euch erst erzählt, und sonst noch was voraus zu wissen nötig ist, von Bernd Jobsten, dem Hofnarrn. Der ward denselben Spätling fortgejagt vom Grafen, weil er nicht wollte seiner bösen Zunge Zaum und Zügel anlegen, absonderlich gegen die fremden Herrschaften und Gäste. Nun klagte er sein Mißgeschick dem Doktor, als welcher ihm schon einmal Gnade beim Herrn derhalben ausgewirkt, jetzt aber sich dessen nicht mehr unterstand, doch steuert' er ihm etwas auf den Weg und hieß ihn auch die Schuh' im Stall mitnehmen, wofern er etwa

meinte, sich ein Geldlein mit zu machen. ‚Ja', sagte der Narr: ‚das kommt mir schon recht – vergelt' es Gott!' – und holte sich gleich ab in einem großmächtigen Kräben und trug sie auf dem Rücken weg, talabwärts, wußte auch schon, was anfangen damit.

Am Necker unterm Kahlenstein fand er des Grafen Schäfer auf der Weid' und stellte seine Bürde ein wenig bei ihm ab, erzählte ihm, wie er den Dienst verscherzt, und was er da trage. Hiermit hebt denn die Handlung an, und spricht sofort der Narr:

Ich bin jetzt alt und gichtbrüchig,
Und meine Sünden beißen mich;
Drum will ich bau'n ein Klösterlein
Und selbe gehn zuerst hinein,
In angenehmer Schauenlichkeit
Verdrönsgen dieses Restlein Zeit.

Spricht der Schäfer
Klöster bauen kost't halt viel Geld.

Der Narr
Just darauf ist mein Sinn gestellt.
Hiezu bedarf es ein Heiltum,
Daß alle Leut' gleich laufen drum.
Ein Armes bringt sein Scherflein her,
Der Reich' schenkt Äcker, Hof, Wald und mehr.

Der Schäfer
Solch Heiltum kriegen ist nichts Klein's.

Der Narr
Hat mancher keins, er schnitzet eins.
Ich, Gott sei Dank, bin wohl versehn,
– Diese Schuh', mußt du verstehn,
Der vielberühmt' Doktor Veylland
Nächst an der Stadt Jerusalem fand
Unterm Schutt in einer eisen Truh',
Ein gar alt Pergament dazu
Mit Judeng'schrift. Selbes bekennt:
Als Mose nun hätt' Israels Heer
Geführet durch das Rote Meer
Und König Pharao, Reiter und Wagen
Ersäufet in der Tiefe lagen,
Frohlockt das Volk auf diesen Strauß,
Zog weinend Schuh' und Stiefel aus,
Am Stecken sie zu tragen heim,

Ins Land, wo Milch und Honigseim,
In ihren Häusern sie aufzuhenken
Zu solches Wunders Angedenken.
Aus sechshunderttausend ohngefahr
Erlas man diese dreißig Paar
Und brachte sie an sichern Ort
Als einen künftigen Segenshort,
Daß, wer das Leder küssen mag,
Sei ledig seiner Lebetag'
Von Allerweltsart Wassersnot,
Auch Wassersucht und sottem Tod.

Der Schäfer
Hast du das G'schrift auch bei der Hand?

Der Narr
Das, meint' ich, gäb' dir dein Verstand.
Es liegt im Kräben unterst drin;
Und hätt' ich's nicht, gält's her wie hin.
Die War' blieb trocken auf Meeres Grund
Und ist brottrocken auf diese Stund'!

Nun kenn' ich einen guten Pfaffen,
Der soll mir helfen mein Ding beschaffen,
Soll es anrühmen dem Provinzial,
Der meld't's gen Rom dem General.
Da wird sehr bald Bescheid ergehn,
Man wöll' der Sach' nit widerstehn,
Sie soll'n nur forschen bei diesem Jobst,
Was er lieber wär', Prior oder Propst.

Als denn der Narr zum Pater in seine Zelle kommt und ihm den Antrag stellt, begehrt derselbe allererst das Pergament zu sehen. Ja, sagt der Schelm, vorm Jahr noch hätt' er's ihm wohl weisen können, allein, ganz schrumpflich, mürb und brüchig, wie er es überkommen, sei es ihm nach und nach zuschanden gegangen. Dafür zieht er aus seinem Korb hervor ein alt schwer eisen Marschloß, vorgebend, es sei vor der Truchen gelegen. Der Mönch, wie leicht zu denken, hält ihm nichts drauf, verachtet ihm sein ganz Beginnen, verwarnet und bedrohet ihn gar. Der Narr, weil er vermeint, die Sach' an ihr selbsten gefiel' ihm schon, sie möchte wahr sein oder nicht, er scheue minder den Betrug als den Genossen – erboset er sich sehr in anzüglichen Reden und spricht mit der Letzt:

Sag, Pfaff', tust du die Bibel les'n?

Der Pater
War die ganz Wuch'n drüber g'sess'n.

Der Narr
Ich dacht nur, weil sie in Latein.

Der Pater
Wohl! daß nit jed's Vieh stört hinein.

Der Narr
Wohlan, so weißt du baß dann ich,
Was dort geweissagt ist auf dich
Und die Frau Mutter der Christenheit,
Wie ihr es nämlich treibt die Zeit.
Zum Exempel Proverbia
Im dreiß'gisten, was steht allda?
Die Eigel hat zwo Töchter schnöd:
Bringher, Bringher, heißen alle beed'.
Die ein' hat einen Ablaßkram,
Die ander heischet sonder Scham.
– Ei, das hofft' ich nur auch zu nutzen.
Pfaff', du tät'st mit, hätt's nit sein' Butzen.

So zieht er ab mit seinem Kräben, unter heftigem Schelten und Drohen des Mönchs. Noch aber läßt er sein Vorhaben nicht, ein Kloster zu erbauen, und sollen ihm die Bundschuh' und die Stiefel inallweg dazu helfen. Sobald er wieder auf der Straßen ist, spricht er:

Jetzt, wüßt' ich nur's Pechfisels Haus!
Der macht' mir ein' Trupp Münchlein draus;
Die schicket' ich dann in die Welt,
Zu kollektier'n ein Gottesgeld.
Vielleicht er macht sie mir gleich beritten
Auf Saumrößlein mit frommen Sitten:
Sie kämen doch viel 'ringer so 'rum,
Als wie per pedes apostolorum.

Nachdem er lang vergebens überall dem kleinen Schuster nachgefragt, so findet er denselben von ungefähr beim Bupsinger Brünnlein sitzen, an dem Berg, darin seine Wohnung und Werkstatt ist, und wo er eben einen Becher Wassers schöpfte. Der Narr mit großer Scheinheiligkeit entdeckt ihm sein Anliegen, doch der Pechschwitzer antwortet ihm:

Ich dient' Euch gern, mein guter Freund,
Aber was geistlich Sachen seind,
Laßt meine Kunst mit unverworr'n;
Es brächt' mir eitel Haß und Zorn.
Mein Rat ist darum: geht zur Stund',
Verkauft so gut Ihr könnt den Schund.
Bei die Bupsinger droben, hör' ich, wär'
Großer Mangel eine Weil' schon her.
So brauchet es kein lang' Hausieren.
Doch müßt Ihr nicht Eu'r Geld verlieren,
Woll'n sie mit dem Beutel nit schier heraus,
Droht, es käm' ihnen der Werr ins Haus.
Der Presser; das werden sie schon verstehn.

Darauf der Narr
Ich folg' Euch, Meister, und dank' Euch schön.

Jetzt kommt das Lustigste, das aber muß man sehen: wie nämlich Bernd Jobst in dem Dorf seinen Korb auf der Gasse ausschüttet, die Bauren aus den Häusern kommen und gleich ein groß Geriß anhebt, da jeder mit Geschrei sein Eigentum aussucht und alle sich untereinander als Diebe verraten. Sie weigern sich der Zahlung gar hartselig, bis sich der Jobst anstellt zu gehen und sich etwas verlauten läßt vom Werr, daß er ihn schicken wolle. Auf dieses ist mit eins ein jeder willig und bereit, ja auch der gröbst' Torangel zahlt, was ihn ein neues Paar vom Krämermarkt nicht kostete.

Allmittelst hat der Schäfer bei Gelegenheit dem Grafen erzählt, was Wunderlichs der Jobst vorhabe, der Doktor aber es bestätiget nach dem, was er vom Pechschwitzer vernommen, und ist das Ende von dem Lied, daß Herr Konrad dem Narren für diesmal Vergebung erteilt, weil ihm der Schwank gefallen."

So erzählte der Seppe. Die Meisterin hörte ihm nur so aus Höflichkeit zu und insgeheim mit Gähnen. „Ja, ja", sprach sie am Ende, „das sind mir einmal Sachen!" und nahm das Ränftlein in die Hand, das er von seinem Brot übriggelassen. Nun, muß man wissen, hatte sie am Fenster einen schönen großen Vogel, der saß in seinem Ring frei da. Ihr erster Mann nahm ihn einmal an Zahlungs Statt von einem bösen Kunden an, es war ein weißer Sittich mit einem schwarzen Schnabel und auch dergleichen Füßen. Er sollte, hieß es, alles sprechen, wenn er das recht Futter bekäme, und ob er zwar die ganze Zeit nicht sprach und sich der Schuster dessenthalb betrogen fand, so ward er doch der Frau Liebling.

Derselbe schaute jetzt der Meisterin, wie sie das Restlein Brot so hielt, mit einem krummen Kopf begierig auf die Finger. Da sagte sie zu ihrem Bräutigam: „Soll es der Heinz nicht haben?" – Der Seppe dachte freilich: damit geht manches Hundert schöner Laiblein ungesehn zuschanden; doch gab er ihr zur Antwort: „Was mein ist, das ist Euer, und was Euch hin ist, soll auch mir hin sein." – So schnellte sie den Brocken ihrem Heinz hinauf, der schnappte ihn,

zerbiß und schluckt' ihn nieder. Kaum aber war's geschehn, so hub der Sittich an zu reden und brachte laut und deutlich diese Worte vor:

„Gut, gut, gut – ist des Hutzelmanns sein Brot.
Wer einen hat umbracht und zween, schlägt auch den dritten tot."

Die Meisterin saß bleich als wie die Wand auf ihrem Stuhl, der Gesell aber, wähnend, sie sei darob verwundert vielmehr denn entsetzt, lachte und rief: „Der ist kein Narr! er meint, wenn man es einmal recht verschmeckte, fräß einer leicht auf einen Sitz drei Laib!" – Darauf die Frau zwar gleichermaßen groß Ergötzen an dem Tier bezeugte; doch mochte es ihr wind und weh inwendig sein, und als der Bräutigam, nachdem er lang genug von dem närrischen Vogel gered't und Scherz mit ihm getrieben, jetzo von andern, nötigen Dingen zu handeln begann: wie sie es künftighin im Haus einrichten wollten, wen von den Gesellen behalten, wem kündigen und so mehr, war sie mit den Gedanken unstet immer nebenaus; das wollten sie bei guter Zeit ausmachen, sagte sie, tat schläfrig, besah die Haube noch einmal und setzte sie auf vor dem Spiegel. – „Puh! friert's mich in der Hauben!" rief sie zumal und schüttelte sich ordentlich: „Das Silber kältet so." Dann sagte sie: „Wenn schwarze Band dran wären, mein! es wär' recht eine Armesünderhaube für eine fürstliche Person!" – und lachte über diese ihre Rede einen Schochen, daß den Gesellen ein Gräusel ankam. Gleich aber war sie wieder recht und gut, gespräch, liebkoste dem Gespons und machte ihn vergnügt, wie er nur je gewesen. Darnach so gaben sie einander küssend Gutenacht und ging er aller guten Dinge voll auf seine Kammer.

Den andern Morgen, es war Sonntag, sah er den schönen Sittich nicht mehr sitzen in dem Ring, und die Meisterin sagte mit unholder Miene: „Das Schnitzbrot hat ihm schlecht getan ich fand ihn unterm Bank da tot und steif und schafft' ihn mir gleich aus den Augen."

Das deuchte dem Gesellen doch fast fremde, auch sah er einen Blutfleck am Boden. Am meisten aber wunderte und kränkte ihn, daß ihm die Frau so schnorzig war.

Am Nachmittag, weil seine Braut nicht heimkam von der Kirche aus, spazierte er mit seinen Kameraden um den Wall nach einer neuen Schenke gegen Söflingen. Einer von ihnen schlug ein paarmal bei ihm auf den Busch und stichelte auf seine Liebste; da denn ein anderer, ein loser Hesse, den Scherz aufnahm und sagte: „Der Fang wär' recht für einen Schwaben, die haben gute Mägen, Schuhnägel zu verdauen."

Weil nun der Seppe nicht verstand, wie das gemeint sei, blieb er mit seinem Nebenmann, einem ehrlichen Sindelfinger, ein wenig dahinten und frug ihn darum. „Das ist dir eine neue Mär?" sprach der gar trocken: „deine Meisterin, sagt man, hab' in Zeit von drei Jahr ihren zween Männern mit Gift vergeben. Vom letzten soll es sicher sein, vom ersten glaubt's darum ganz Ulm. Den zweiten hat man erst verwichenes Frühjahr begraben. Die Richter hätten ihr das Urteil gern zum Tod gesprochen, konnten aber nichts machen, denn auf dem

Sterbebett sagte ihr Mann, er habe Schuhnägel gefressen. Dergleichen fanden sich nachher auch richtig in dem Leib, allein man glaubt, er habe sie in Schmerzen und Verzweiflungswut, als er das Gift gemerkt, nur kurze Zeit vor seinem End' geschluckt."

Dem Seppe verging das Gesicht. Er schritt und schwankte nur noch so wie auf Wollsäcken bis in die Schenke. Dort stahl er sich hinweg und ließ sein volles Glas dahinten.

Abwegs in einem einsamen Pfad saß er auf einer Gartenstaffel nieder, seine Lebensgeister erst wieder zu sammeln. Alsdann dankte er Gott mit gefalteten Händen, daß er ihn noch so gnädig errettet, überlegte und kam zu dem Beschluß, gleich in der nächsten Nacht das Haus der schlimmen Witwe, ja Ulm selbst insgeheim zu verlassen. Er blieb dort sitzen auf demgleichen Fleck, bis die Sonne hinab und es dunkel war. Dann ging er in die Stadt, strich, wie ein armer Sünder und Meineider, lang in den Straßen hin und her, und suchte zuletzt, von Durst und Hunger angetrieben, eine abgelegene Trinkstube, wo viele Gäste zechten, ihn aber niemand kannte. Dort barg er sich in einem dunklen Sorgeneck bei einem Fenster nach den Gärten und der Donau zu.

Er konnte, wie man spricht, von keinem Berg sein Unglück übersehen. Zu allem Herzleid hin nicht gar sechs Batzen im Vermögen – denn einen Rest Guthabens bei der Frau, wie hätte er ihn fordern mögen? – dazu sein gutes Hutzelbrot verheillost, das ihm jetzt auf der Reise für Hungersterben hätte dienen können, und endlich Spott und Schande vor und hinter ihm!

Es ging bei sich zu Rat, ob er in seine Heimat solle oder weiterziehen. Das eine kam ihn schier so sauer wie das andre an. Was werden deine Freunde sagen, wenn du schon wieder kommst, als wie der Brogel-Wenz vom welschen Krieg? (derselbe nämlich grüßte die Weinsteig schon wieder am siebenten Tag) – so dachte er; allein die Welt, soweit es in der Fremde heißt, kam ihm jetzt giftig, greulich vor, so öd' und traurig wie das Ulmer Elend, das er dort unten in den Gärten liegen sah, aus einem Fenster dämmerte der kleine Schein vom Licht des Siechenwärters, dabei vielleicht ein armer Tropf, fern von dem lieben Vaterland, jetzt seinen Geist aufgab. Darum, es koste was es wolle, heim ging sein Weg, nur Stuttgart zu! Von keinem Menschen gedachte er Abschied zu nehmen, am wenigsten von ihr, deren Gestalt und Mienen er mit Grauen immer vor sich sah. Deshalb er auch nicht eher aus dem Wirtshaus ging, als bis er sicher war, ihr nicht mehr zu begegnen, und seine Mitgesellen ebenfalls schon schliefen. Es war schon zwölfe, und die Scharwich kam zum zweitenmal, den letzten Gästen abzubieten.

Wie er nun langsam durch die leeren Gassen nach seinem Viertel lenkte, vernahm er oben in dem Giebel eines kleinen Hauses den Gesang von zwo Dirnen, deren eine, eines Kürschners Tochter, Kunigund, er wohl kannte, ein braves und sehr schönes Mädchen, mit welchem er im „Pflug" manchen Schleifer herumgetanzt hatte. Wär' er nicht gleich im Anfang so tief in die Witwe verschossen gewesen, die hätte ihm vor allen Ulmer Bürgerskindern wohl gefallen und er ihr auch.

Die Dirnen plauderten, wie es ihm vorkam, finsterlings im Bett und sangen das Lied von dem traurigen Knaben, dem sein Schatz verstarb, das hatte zum Titel: „Lieb' in den Tod" und eine so herrliche Weise als sonst vielleicht kein anderes. Da sie es noch einmal von vorn anfingen, stand er still und horchte hinter einer Beuge Faßholz stille zu.

Ufam Kirchhof, am Chor
Blüeht a Blo-Holder Strauß,
Do fleugt a weiß Täuble,
Vor's taga tuet, aus.

Es streicht wohl a Gässale
Nieder und zwua,
Es fliegt mer ins Fenster,
Es kommt uf mi zua.

Jetzt kenn' i mein' Schatz
Und sei linneweiß G'wand
Und sei silberes Ringle
Von mir an der Hand.

Es nickt mer en Grueß,
Setzt se nieder am Bett,
Frei luegt mer's ins G'sicht,
Aber anrüehrt me's net.

Drei Wocha vor Ostra,
Wann's Nachthüehle schreit,
Do macha mer Hochzig,
Mei Schatz hot mer's g'sait.

Mer macha kein' Lebtag,
Mer halta kein' Tanz.
Wer goht mit zur Kircha?
Wer flicht mer da Kranz?

In währndem Zuhören dachte der Seppe: die wird sich auch wohl wundern, wenn sie hört, ich sei bei Nacht und Nebel fort als wie ein Dieb! – und dachte ferner: wenn diese Gundel deine Liebste hätte werden sollen und wär' dir heut' gestorben, ob du jetzt übler dran wärest denn so oder besser? – Er wußte in der Kürze sich selbst keinen Bescheid darauf, stöhnte nur tief aus der Brust und ging weiter.

Beim Haus der Witwe angekommen, drehte er den Schlüssel in der Tür so leis er konnt um, schlich auf den Zehen an ihrer Schlafkammer vorbei, kam in

die seinige, von den Gesellen unberufen, und packte seine Sachen ein, nachdem er erst die guten Kleider aus- und andere angezogen, auch mit herzlicher Reue des Hutzelmanns Schuhe, die es so gut mit ihm gemeint, unter dem Stein hervorgenommen und sie nach langer Zeit das erstemal wieder an die Füße getan.

Und also schied er auf zeitlebens aus dem Haus, darin er sich vor wenig Stunden noch als wie in seinem Eigentum vergnüglich umgeschaut hatte. Er kam an das Liebfrauentor und schellte dem Wächter; der ließ ihn hinaus und war der einzig Mensch in ganz Ulm, welcher ihm Glück auf die Reise gewünscht.

Als er so in der Nacht, auf trockener Landstraße und bei gelinder Luft, nicht völlig eine halbe Stunde weit gewandert war, so regte sich sein Linker allbereits mit Jucken, Treten, Hopsen und sonst viel Ungebühr. „So", rief der Seppe grimmig: „Moinst, dia Gugelfuahr gang wieder an? I will D'r beizit d'rfür tua!" – saß nieder, riß den linken ab und faßte auch den rechten – -a fiel ihm ein: Den könntst du anbehalten: mit einem Fuß im Glück ist besser denn mit keinem; zog also einen Stiefel an zum andern Schuh, probiert' es eine Strecke, und wahrlich, es tat gut.

In seinem Innern aber, so arg es auch darin noch durcheinander ging, daß ihm das Heulen näher als das Pfeifen lag, so gab er sich doch selbst schon kühnlicheren Zuspruch mit Vernunft, nahm sein versehrtes Herz, drückt' es, gleich wie die Hausfrauen pflegen mit einem zertretenen Hühnlein zu tun, in sanften Händen wieder zurecht, und endlich ging sein Trost und letzter Schluß dahin, wie sein Vetter als sagte: „es hat nur drei gute Weiber gegeben: die eine ist im Bad ersoffen, die ander' ist aus der Welt geloffen, die dritte sucht man noch."

Unweit Gerhausen kam schon allgemach der Tag, bald sah er auch Blaubeuren liegen, und auf den Dächern rauchte hie und da schon ein Kamin.

Eine Ackerlänge vor dem Tor geschah ihm etwas unverhofft.

Dort zog der Weg sich unter den Felsen linkerhand an einer Steile hin. Der Seppe dachte eben, wenn er jetzt in das Städtlein käme, ein warmes Frühstück täte seinem Magen wohl, und rechnete, wie weit er damit komme, denn sein Beutel mochte nicht viel leiden. Bei dem Bräumeister konnte er aber mit Ehren nicht wieder einsprechen; er meinte, die Leute möchten sagen: „dem hat das Handwerksburschen-Einmaleins im Nonnenhof gefallen und mag ihm ganz eine kommode Rechnung sein!" Dies denkend, schritt er hitziger fürbaß – mit eins aber kann er nicht weiter, und ist er mit dem Schuh wie angenagelt an den Boden, zieht, reißt und schnellt, zockt noch einmal aus Leibeskräften, da fuhr er endlich aus dem Schuh – der aber flog zugleich den Rain hinunter, wohl eines Hauses Höhe, in einen Felsenspalt!

Gern oder ungern mußte ihm der Seppe nach. Als er nun mit Gefahr den Fleck erreicht, wo er ihn hatte fallen sehen, und in dem Steinriß mit der Hand herumsuchte, auch alsbald ihn erwischte, indem so stieß er an ein fremdes Ding, das zog er mit ans Licht: – „Hoho! davon kam dir dir Witterung!?" rief er und hielt das Bleilot in der Hand, betrachtet' es mit Freuden, schlupft in den Schuh

und ist wie der Wind wieder oben. Nachdem er den Fund in den Ranzen gesteckt, der jetzt freilich das Zwiefache wog, ging er nicht wenig getröstet hinein in die Stadt.

Die Leute machten erst die Läden auf und trieben das Vieh an die Tränke. Er kam än einem Bäckerhaus vorbei, da roch gerade so ein guter warmer Dunst heraus, daß es ihn recht bei der Nase hineinzog. Er ließ sich einen Schnaps und keinen kleinen Ranken Brot dazu geben; das hielt dann wieder Leib und Seele auf etliche Stunden zusammen.

Sofort auf seinem Weg probierte er das Lot auf alle Weise, wenn hin und wieder ein Metzger oder sonst ein Mensch bei ihm vorüberkam, und als er nur den Vorteil erst mit rechts und links weghatte, vertrieb er sich die Zeit, samt seinem Herzensbrast, auf das anmutigste und beste.

Auf der Höhe der Feldstätter Markung fuhr hinter ihm daher mit einem leeren Wagen und zween starken Ochsen ein Böhringer Bauer. Der Seppe wollte gern ein Stück weit von ihm mitgenommen sein und sprach ihn gar bescheiden und ziemlich darum an, der aber war ein grober Knollfink, tat, als hört' er ihn nicht. Ei, denkt mein Schuster: hörest du mich nicht, so hab' mich auch gesehn, und sollst mich dennoch führen! – verschwand wie ein Luftgeist im Rücken des Manns und setzte sich hinten aufs Brett. Da sprach der Bauer mit sich selbst und maulte: „Hätt' i viel z'taun, wenn i dia Kerle äll uflada wött – hotte ane, Scheck! – dia Scheuraburzler do! all Hunds-Odam lauft oar d'rher. Miar kommt koar über d' Schwell und uf da Waga, miar ett!" – Das hörte der Gesell mit großem Ergötzen und hielt sich immer still, gleichwie der andre auch still ward. Nach einer Weile holt der Böhringer just aus, auf schwäbische Manier die Nas' zu putzen, hielt aber jäh betroffen inn', denn hinter ihm sprach es, als wie aus einem hohlen Faß heraus, die Wort': *„Zehn Ochsen und ein Bauer sind zwölf Stück Rindvieh."*

Der Bauer, mit offenem Maul, schaut um, schaut über sich gen die Sperlachen, horcht, ruft Oha dem Gespann, steigt ab dem Wagen, guckt unterhalb zwischen die Räder, und da kein Mensch zu sehen war und auf der Ebene weit und breit kein Baum oder Grube noch sonst des Orts Gelegenheit darnach gewesen wäre, daß sich ein Mensch verbergen mochte: stand ihm das Haar gen Berg, saß eilends auf und trieb die Tiere streng in *einem* Trott, was sie erlaufen mochten, bis vor seinen Ort, denn er vermeinte nicht anders, als der Teufel habe ihm Spitzfündiges aufgegeben, und wenn er den Verstand nicht dazu habe, so gehe es ihm an das Leben.

Der Seppe stieg nicht bälder von dem Wagen, als bis der Bauer in seiner Hofrait hielt, dann wandelte er durchs Dorf, unsichtbarlich, und hatte mit diesem Abenteuer, die schöne Kurzweil ungerechnet, wohl eine halbe Meil' Weges Profit.

Er kam ins Tal hinunter und auf Urach, er wußte nicht wie.

Vor dem Gasthaus, demselben, wo er im Herweg übernachtet war, stiegen etliche reisende Herren von Adel samt ihren Knechten gerade zu Roß, er hörte, sie ritten auf Stuttgart. Herrn Eberhards Tochter hatte Hochzeit, als gestern,

gehabt mit Graf Rudolf von Hohenberg, auf ebendiese Zeit beging ihr Herr Vater, der Graf, seine silberne Hochzeit. Es dauerten die Lustbarkeiten noch drei Tage lang am Hof und in der Stadt, Turnier und andre Spiele. Das hörte der Geselle gern, der dachte, da hat man deiner nicht viel acht, und mögen deine Freunde glauben, du kamst des Lebtags wegen heim. Ihn lüstete nicht sehr darnach, demungeachtet säumte er sich nicht auf seinem Weg, und als er sich um die drei Groschen und etliche Heller, so er aus allen Taschen elendiglich zusammenzwickte, noch einmal wacker satt gegessen und getrunken, so setzt' er seinen Stab gestärkt und mutig weiter. Stets einem flinken Wässerlein, der Erms, nachgehend, befand er sich gar bald vor Metzingen.

Er dachte trutzig und getrost vor jedermanns Augen den Ort zu passieren,wo er vor einem halben Jahr den Schabernack erlitten, und war auf Schimpf und Glimpf gefaßt, nur wollte er zuvor den zweiten Stiefel noch außen vor dem Ort antun, damit er doch nicht mit Gewalt den Spott der Gaffer auf sich ziehe. Aber wie er sich dazu anschicken will, kommt ihm ein anderes dazwischen, das ließ ihm keine Zeit.

Gleich vor dem Flecken, frei auf einem Grundstück, lag eines Schönfärbers Haus; an dessen einer Seite hingen allerhand Stück Zeug, in Rot, Blau, Gelb und Grün gefärbt, auf Stangen und im Rahmen aufgezogen, davor ein grüner Grasplatz war. Dort nun, doch näher bei der Straße, sah der Seppe, nur einen Steinwurf weit von ihm, das nasenweise Färberlein stehen, das Gesicht nach dem Flecken gekehrt. Das Bürschlein hatte Gähnaffen feil, weil seine Meistersleute nicht daheim, oder paßte es auf eine hübsche Dirne, sah und hörte deshalb weiter nichts.

„Wohl bei der Heck', du Laff!" sagte der Seppe frohlockend vor sich, indem er risch seitab der Straße sprang: „jetzt will ich dir den Plirum geigen!" – warf seinen Ranzen links herum, lief eilig zu und stand unsichtbar auf dem Wasen, ein Dutzend Schritte hinter dem Färber. Geschwind besann er sich, was er zuerst beginne, trat an das Lattenwerk, zog wie der Blitz einen trockenen Streif des roten Zeugs herab und breitete denselben glatt aufs Gras; alsdann stellte er sich in leibhafter Gestalt, ohne Willkomm und Gruß nicht in gutem noch bösem ganz dichte vor den Färber hin. Der, seinen Feind erkennend, macht' ein Gesicht als wie der Esel, wenn er Teig gefressen hat; und plötzlich wollte er auf und davon. Der Schuster aber hatt' ihn schon gefaßt – kein Schraubstock zwängt ein Werkholz fester, denn unser Geselle das Büblein hielt bei seinen zween Armstecken. Er hieß ihn stille schweigen, so wolle er ihm aus Barmherzigkeit an seinem Leib nichts tun; nahm ihn sodann gelinde, legt' ihn aufs eine Tuchend überzwerch, drückt' ihm die Ellenbogen grad' am Leib und wergelt' ihn mit Händen geschickt im Tuch hinab, wie man ein Mangholz wälzet, daß er schön glatt gewickelt war bis an das Kinn. Darauf band er ihm ein grünes Band, das er auch von der Latte gezogen, kreuzweis von unten bis hinauf und knüpft's ihm auf der Brust mit einer schönen Schlaufe. Nach allem diesem aber nahm und trug er ihn, nicht anders als ein Pfätschenkind dahingetragen wird, auf seinen Armen weg (in deren einem er den Wanderstock am Riemen hangend

hatte). Weil er jedoch bei diesem ganzen Vornehmen das Lot links trug, und weil der Krackenzahn mehr nicht kann ungesehen machen, als das zum Mann gehört, so war es wunderbarlich, ja grausig, fremd und lustig gleichermaßen anzusehn, wie auf der breiten Straße, mitten inne, ein gesunder Knab', wie Milch und Blut, mit schwarzem Kräuselhaar, in Wickelkindsgestalt frei in der Luft herschwebete und schrie.

Das Volk lief zu aus allen Gassen, ein jedes lacht' und jammert in *einem* Atem, die Weiblein schrien Mirakel und: „Hilf Gott! es ist des Färbers Knab', der Vite! Springt ihm denn keiner bei von euch Mannsnamen?" – Doch niemand traute sich hinzu.

Da fing der Seppe an, sangweis mit heller Stimme.

Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz,
Laß dei' Rädle schnurra!
Stuagart ist a grauße Stadt,
Lauft a Gänsbach dura.

Und als das Kind sich ungebärdig stellte, schwang er's und flaigert's hin und her und sang:

Färbersbüable, schrei net so,
Mach mer keine Mändla!
D' Büasinger mit zwanzig Johr
Trait mer en de Wendla.
Heisasa! Hopsasa!
Wiea de kleien Kendla.

Die Leute fanden ihrem Staunen, Schrecken, Dattern und Zagen nicht Worte noch Gebärden mehr. Eins schob und stieß und drängte nur das andere dem Abenteuer immer nach oder voraus. Bei dem Gemeindehaus aber schwenkte sich der Seppe seitwärts nach dem Kirchplatz unversehens, daß alles vor ihm schreiend auseinanderfuhr.

Dort, mitten auf dem Platz, sah man den Vite sänftlich an die Erde niederkommen. Da lag denn ein seltsamer Täufling, zornheulend, sonder Hilfe, derweil der Schuster flüchtig durch die Menge wischte. Weit draußen vor dem Ort noch hörte er das Lärmen und Brausen der Leute.

Bei Tolfingen am Neckar spürte er anfangen in den Beinen, daß er verwichene Nacht in keinem Bett gewesen, jetzt fünfzehn Stunden Wegs in *einem* Strich gemacht, daneben ihn der letzte Possen auch manchen Tropfen Schweiß gekostet haben mag. Der Abend dämmerte schon stark, und er hatte noch fünf gute Stunden heim. Bei frischen Kräften hätte er Stuttgart nicht füglich vor Mitternacht können erlaufen, so schachmatt aber, wie er war, und mit vier Pfennigen Zehrgeld im Sack, schien ihm nicht ratsam, es nur zu probieren. Wo aber bleiben über die Nacht und doch kein Scheurenburzler sein? – Halt! dachte

Der Müller aß eben zu Nacht mit seinen Leuten und Gesind, darunter nur kein Kilian zu sehen war. Man sagte dem Schuster, der sei vor einem Vierteljahr gewandert.

Da stand der arme Schlucker mit seinem gottigen Glücksschuh und seinem Stiefel, wußte nicht, was er jetzt machen sollte. Indes hieß ihn die Müllerin ablegen und mitessen; und nach dem Tischgebet, dieweil der Mann leicht merken mochte, es sei ein ordentlicher Mensch und habe Kummer, bot er ihm an, über Nacht im Wartstüblein, wo die Mahlknechte rasten, auf eine der Pritschen zu liegen.

Das ließ er sich nicht zweimal sagen und machte sich alsbald hinunter, ein Jung wies ihm den Weg zwischen sechs Gängen hindurch, die gellten ihm die Ohren im Vorbeigehn nicht schlecht aus. Zwei Stieglein hinunter und eins hinauf, kam er in ein wohnliches, vertäfertes Gemach und streckte sich auf so ein schmales Lager hin. Wie grausam müd' er aber war, ein Schlaf kam nicht in seine Augen; Fenster und Boden zitterten in einem fort, es schellte bald da, bald dort, die Knechte tappten aus und ein, und die ganze Nacht brannte das Licht.

Um eins, da ihn der Oberknecht noch wachen sah, sprach der zu ihm: wenn er auf Nachtruh' halte, hier sei er in die unrechte Herberg' geraten, das Schlafen in der Mühle woll' gelernt sein wie das Psalmenbeten in der Hölle; er soll' aufstehn, sie wollten sich selbdritt die Zeit vertreiben mit Trischacken: langte die Karten vom Wandbrett herunter und stellte einen vollen Bierkrug auf den Tisch.

Der Seppe wollte nicht, bekannte auch, daß er Gelds ohne sei; allein da hieß es: „Schuster! dein Schnappsack hat ein leidlich Gewicht, und Stein' hast du keinswegs darin, wenn aber, so sei ein ehrlicher Schuldner." So gab er endlich nach und nahm sein Spiel vor sich. Wetter! wie paßten gleich die Kerl' da auf! Was er nur zog und hinwarf, allemal die besten Stiche. Jetzt wurden seine Sinne hell und wach zumal, er dachte: hei, da springt ein Wandergeld heraus Das erste Spiel gewonnen, das zweite desgleichen. Beim dritten und beim vierten zog er heimlich den Schuh aus unter dem Tisch, daß es nicht merklich würde, und verspielt's damit hintereinander, doch brachte er es vier- und sechsfach wieder ein, und pünktlich machte einer jedesmal die Striche auf die Tafel, daß man's nachher zusammenrechen könne.

Es war ihm über einen Gulden gutgeschrieben, und als den andern endlich so die Lust verging, war es ihm eben recht und legte er sich noch auf ein Stündlein nieder. Da fiel der Schlaf auch bald auf ihn als wie ein Maltersack, doch ohne Letzung.

Er war mit seinem Geist in Ulm und träumte nur von Greuel, Gift und peinlichem Gericht. Ein Mahljung', welcher durch das Stüblein lief, vernahm von ungefähr, wie er im Schlaf die Worte redete: „Für'n Galgen hilft kein Goller und fürs Kopfweh kein Kranz!" – ging hin und hinterbracht's den Knechten, die

kamen juxeshalber und standen um den Schlafenden, sein bitterlich Gesicht bescherzend. Auch nestelten sie ihm den Ranzen auf, aus Fürwitz, was er Schatzwerts darin habe, zogen das schwere Blei heraus und lachten ob des Knaben Einfalt solchermaßen, daß ihnen gleich das Schiedfell hätte platzen mögen.

„Tropf!" sprach der eine, „hast du sonst nichts gestohlen, darum springt dir der Strick nicht nach!" – und packten's ihm wieder säuberlich ein.

Als nun der Seppe endlich am lichten Tag erwacht war, gürtete er sich gleich, nahm Hut und Stock und fand die beiden Spielgesellen in der Mühle am Geschäft. Er hätte gern sein Geld gehabt, wenn es auch nur die Hälfte oder ein Drittel sein sollte. Sie aber lachend mit Faxen und Zeichen, bedeuteten ihm, sie verstünden nicht über dem Lärm, was er wolle, und hätten unmöglich der Zeit. Nun sah er wohl, er sei betrogen, kehrte den seellosen Schelmen den Rücken und ging hinauf, dem Müller seinen schuldigen Dank abzustatten. Dort in der Küche gab man ihm noch einen glatt geschmälzten Hirsenbrei; damit im Leibe wohl verwarmt, zog er zum Tor hinaus und über die Brücke, dann rechts Ober-Ensingen zu. Gern hätte er zuvor den Herbergvater in der Stadt um eine Wegspend' angegangen, er traute aber nicht, weil er in Ulm sich keinen Abschied in sein Büchlein hatte schreiben lassen.

Auf dem Berg, wo der Wolfschluger Wald anfangt, sah man damals auf einem freien Platz ein paar uralte Lindenbäume, ein offen Bethäuslein dabei, samt etlichen Ruhbänken. Allhie beschaute sich der Seppe noch einmal die ausgestreckte blaue Alb, den Breitenstein, den Teckberg mit der großen Burg der Herzoge, so einer Stadt beinah' gleichkam, und Hohen-Neuffen, dessen Fenster er von weitem hell her blinken sah. Er hielt dafür, in allen deutschen Landen möge wohl Herrlicheres nicht viel zu finden sein als dies Gebirg, zur Sommerszeit, und diese weite gesegnete Gegend. Uns hat an dem Gesellen wohl gefallen, daß er bei aller Übelfahrt und Kümmernis noch solcher Augenweide pflegen mochte.

Von ungefähr, als er sich wandte, fand er auf einem von den Ruhebänken ein Verslein mit Kreide geschrieben, das konnte er nicht sonder Müh' entziffern, denn sichtlich stand es nicht seit jüngst, und Schnee und Regen waren darüber ergangen. Es hieß:

Ich habe Kreuz und Leiden,
Das schreib' ich mit der Kreiden,
Und wer kein Kreuz und Leiden hat,
Der wische meinen Reimen ab!

Der Seppe ruhte lang mit starren Blicken auf der Schrift. Er dachte: Dem, welcher dies geschrieben, war der Mut so weit herunter als wie dir, kann sein noch weiter – tröst' ihn Gott! – Nachdenksam kehrte er sich zur Kapelle, legte Ranzen, Hut und Stock, wie sich gebührte, haußen ab und ging, seine Andacht zu halten, hinein; nach deren Verrichtung er sich bei den Namen und Sprü-

chen verweilte, so von allerhand Volk, von frommen Pilgrimen und müßigen Betern, an den Wänden umher mit Rotstein oder dem Messer angeschrieben war. In einem Eck ganz hinten stund zu lesen dieser Reim:

Bitt', Wandrer, für mich,
So bittst du für dich.
Mit Schmerzen ich büße,
In Tränen ich fließe.
Das Erbe der *Armen,*
Das heißet *Erbarmen.*

Recht wie ein Blitzstrahl zückten die Worte in ihn, und war ihm eben, als flehet' es ihn aus den Zeilen an mit gerungenen Händen um seine Fürbitte, als eine letzte Guttat an der Frau, so ihrer vor allen den lebenden Menschen bedürfe. Seit jener Stunde, wo er sich im stillen von ihr schied, war ihm noch kein Bedenken oder Sorge angekommen um das verderbte und verlorene Weib; nun aber fiel das treue Schwabenherz gleich willigliche auf seine Knie, vergab an seinem Teil und wünschte redlich, Gott möge ihren bösen Sinn zur Buße kehren und ihr dereinstens gnädig sein; für sich insonderheit bat er, Gott wolle seiner schonen und ihn kein blutig Ende an ihr erleben lassen. Hierauf erhob er sich, die Augen mit den Ärmel wischend, und setzte seine Reise fort.

Nach dreien Stunden, um Bernhausen auf den Fildern, hub sein Magen an mit ihm zu hadern und zu brummen. Er hätte sich mit seinem Lot in manches reichen Bauern Haus und Küche leitlich wie Rolands Knappe helfen können, welcher vermittelst seines Däumerlings dem Sultan sein Leibessen samt der Schüssel frei vor dem Maul wegnahm. Ihm kam jedoch vor Traurigkeit dergleichen gar nicht in den Sinn: auch hatte er sein Leben lang weder gestohlen noch gebettelt.

Kein leiderer Weggenoß ist aber denn der Hunger. Er rauft, wenn er einmal recht anfangt, einem Wandersmann schockweis die Kraft aus dem Gebein, nimmt von dem Herzen Trost und Freudigkeit hinweg, schreit allen alten Jammer wach, recht wie bei Nacht ein Hund den andern aufweckt, daß ihrer sieben miteinander heulen. Das dauerte bei dem Gesellen, bis endlich Degerloch da war und er nun um die Mittagszeit seine Vaterstadt im lichten Sonnenschein und Rauch vom Berg aus liegen sah. Da brannten ihm die salzigen Tropfen vor Freuden im Aug' und waren seine Füße alsbald wie neugeboren.

Von weitem hörte er Trompetenschall und sah es vor dem Tor und in den Straßen blinken und wimmeln. Die Ritter kamen in Harnisch und Wehr zurück vom großen Stechen; Roß und Mann bis an den Helmbusch voller Staub. Es wogte bunt von Grafen, Edelherrn und Knappen, von Bürgersleuten und vielem Landvolk.

Der Seppe drückte sich, wie er zur Stadt hineinkam, scheu nur an den Häusern

hin: denn ob er gleich unsichtbar ging, um seiner schlechten Kleidung willen, auch weil er übel, schwach und schwindlig war vor übergroßer Anstrengung, weshalb er nicht viel Grüßens oder Redens brauchen konnte, so war ihm doch bei jedem Schritt, wie wenn die Blicke aller Leute auf ihn zielten, und wurde rot und blaß, so fort als ein guter Bekannter oder ein Mädchen seiner alten Nachbarschaft bei ihm vorüber lachte. Er strebte einem engen Gäßlein zu im Bohnenviertel, wo eine alte Base von ihm wohnte. Am Eck schob er den Ranzen rechts herum, und schon von ihrem Fenster aus begrüßte ihn das gute Fräulein, seine Dot. Er sprang mit letzten Kräften die Stiege noch hinauf, aber unter der Tür knickt' er in den Knien zusammen und schwanden ihm zumal die Sinne. Die Frau rief ihren Hausmann, holte Wein und was sonst helfen mochte. In Bälde hatten sie den armen Lungerer so weit zurecht gebracht, daß er auf seinen Füßen stehn, sich hinter den Tisch setzen, essen und trinken konnte.

Dabei erzählte ihm das Mütterlein, was sich alle die Zeit her begeben; vom großen Beilager im Schloß, wie auch, daß morgen noch ein Haupttag sei. Weil nämlich eben Faßnacht in der Nähe war und die erlauchte Braut nichts lieber sah als einen schönen Mummenschanz, so wurde von dem Rat der Stadt beschlossen, daß ein solcher mit ausnehmender Pracht auf dem Markt gehalten werde. Der Graf dagegen wollte zu Mittag die Bürgerschaft in den Straßen bewirten, welches der Jahreszeit halben wohl geschehen mochte, indem der Winter so gelind und kurz ausfiel, daß wahrlich im Stuttgarter Tal fast die Bäume ausschlugen. „Auf diesen Tag nun, siehst du", sprach die Base, „tut jung und alt sein Bestes, der Arme wie der Reiche, wer keinen Heiden oder Mohren machen kann, der findet einen bunten Lappen zum Zigeuner, und wem die Larve fehlt, der färbt sich im Gesicht. Da hat vorhin die Kiderlen, die Vrone, die du kennst, sich Feierwams und Hosen von ihrem Vetter, meines Hausmanns Buben, abgeholt, und er verbutzet sich mit seiner Ahne ihrem Hochzeitstatt. Seppe, wir müssen uns für dich beizeiten auch nach was umtun. Für jetzo, schätz' ich aber, hast du das Bett am nötigsten." – „Ach, wohl, Frau Dot!" sprach er: „und ich wollt' nur, die Nacht hätt' ihre achtundvierzig Stund'!"– „Nun", meinte sie, „vier hast du, bis wir essen, da läßt sich schon ein schön Stück Schlafs vorweg herunterspinnen"; – und führte ihn hinauf in eine kleine Kammer, in welcher allezeit ein gutes Gastbett aufgemacht war.

Kaum hatte er sich ausgezogen und sein zerschelltes, brechliches und ganz vermürbtes Knochenrüstwerk behutsam ausgestreckt, da schlief er auch schon wie ein Dachs und so in einem fort bis abends spät, wo ihm die Frau eine Suppe mit Fleisch hinaufbrachte und noch ein wenig mit ihm diskurrierte. Nun wünschte sie ihm Gutenacht und ging mit ihrem Licht.

Sie war aber die Stiege noch nicht gar hinunter, so ruckt etwas an seinem Stuhl, ein Lämplein macht die Kammer klar, und eine Stimme sagte: „Grüß dich Gott, Seppe? verschrick nit, der Pechschwitzer ist es, der Hutzelmann, der Tröster. So, so, auch wieder hiesig? Sorg' nit, ich plag' dich lang – du brauchst der Ruh' – nur auf ein Wort: sag an; gelt, Bursch, hasts Klötzle?"

„Jo freile, han i's, Meister."

„Laß sehn! wo steck's? im Bündel? – hab' es schon! bei meinem Leisten! ja, da glotzt er 'raus, der Krackenzahn. Du erzigs Narrenglückskind du! Und hast fein nur mit einem Hund gejagt! Du Malefizglücksspitzbub du!" – Mit diesen und viel anderen närrischen Ausrufungen bewies das Männlein seine Freude. Drauf sagte es mit Ernst: „Mein Sohn, du hast dies teuere Stück, wie du zwar schuldig warst, deinem Patron getreulich überliefert, da du es nicht allein im Nonnenhof können vertrumpeln, um einen Pfifferling aus des Wasserweibs Hafen, sondern konntest vor Kaiser und Könige gehen damit, die hätten dir dies schlechte Blei gern sechsmal und mehr mit Gold aufgewogen – nun, Seppe, denk' an mich, das sollst du nicht bereuen. Hab' Gutenacht." – Im Gehen frug er noch: „Wie sicht's mit dem Laiblein?"

„Ja Meister, um sell bin ich komma, sell ist –"

„Gfressen?"

„Jo, aber ett vo mir!"

„Ei daß dich! hat das auch müssen verhansleardlet sein! Nu, wenn's nur gefressen ist; gibt wieder einmal ein anders vielleicht. B'hüt Gott! Morgen bei rechter Zeit siehst mich wieder."

Die Sonne ging am andern Morgen glatt und schön herauf am Himmel und hatte die Nebel über der Stadt mit Macht in der Früh' schon vertrieben. Man hörte die Gassen aus und ein vielfach Geläufe, Lachen und Gesprang; es war schon um die Achte, in einer halben Stunde ging der Aufzug an. Da hielt es die Base nun hoch an der Zeit, daß sie ihr Patlein wecke, denn, meinte sie, auf allen Fall muß er die Herrlichkeit mitmachen und soll so gut wie jeder andere Bürgerssohn an der Gesellentafel speisen auf des Herrn Grafen Kosten. Mit Mühe hatte sie noch gestern abend einen langen weißen Judenbart samt Mantel und Mütze für ihn bei einer Trödlerin mietweis erlangt. Sie nahm den Plunder auf den Arm, den guten Burschen gleich auf seiner Kammer damit zu erfreuen: da klopfte es und kam ein junger Gesell herein, wenig geringer als ein Edelknabe angezogen, mit einem krachneuen, rotbrauen Wammes von Sammet, schwarzen Pluderhosen, Kniebändern von Seide und gelben Strümpfen. Er hielt sein Barett vors Geshhcht gedeckt, und als er es wegnahm, stand da vor seiner lieben Dot der Schuster Seppe mit Blicken, halb beschämt und halb von Freude strahlend. Die Frau schlug in die Hände, rief: „Jemine! was soll das heißen? Bub, sag, wo hast du das geborgt?" – „Ihr sollt's schon heut noch hören, Base: es ist eine weitläufe Sache', und ich muß gleich fort." – „Nun, sei's, woher es wolle; aus einem vornehmen Schrank muß es sein. Nein, aber Seppe, wie gut dir's steht, alles, bis auf den feinen Hemdkragen hinaus! Ich sag' dir, es wär' Sünd' und Schad', wenn du eine Larve umbändest. Mein Jud', so viel ist ausgemacht, darf seinen Spieß jetzt nur wo anders hintragen. Da, schau einmal, was ich dir Schönes hatte!" – Und hiermit lief sie in die Küche, dem Knaben eine gute Eiergerste zum Morgenatz zu bringen.

Derweil er seine Schüssel leerte, zog sich die Base im Alkoven festtägig an. Sie wollte des Getreibes gern auch Zeuge sein, von einem obern Fenster aus bei

einem Schneider auf dem Markt. Der Seppe aber eilte ihr voraus, Sankt Leonhards Kapelle und der Wette zu, stracks auf den Platz.

Von keiner Seele unterwegs ward er erkannt noch auch gesehn. Warum? Er wird doch nicht das Lot mitschleppen? Nein, aber seine linke Brusttasche barg eine zierliche Kapsel, darinne lag der ausgezogene Krackenzahn, gefaßt in Gold und überdies in ein goldenes Büchslein geschraubt, samt einer grünen Schnur daran. Der Hutzelmann ließ alles über Nacht von einem Meister in der Stadt, mit welchem er gut Freund war, fertigen und übergab dem Seppe das Kleinod mit der Weisung, dasselbe seinem Landesherrn, dem Grafen, zu Ehren seines Jubeltags nachträglich zu behändigen, sobald er merke, daß der Scherz zu Ende gehe und die Herrschaft am Aufstehen wäre.

Wie der Gesell nunmehr an Ort und Stelle kam, sah er den weiten Markt bereits an dreien Seiten dicht mit Volk besetzt und Kopf an Kopf in allen Fenstern. Er nahm seinen Stand beim Gasthof zum Adler, und zwar zuvörderst unsichtbar, außer den Schranken. Etliche Schritt weit von den Häusern nämlich liefen Planken hin, dahinter mußten sich die Schaulustigen halten, daß innerhalb der ganze Raum frei bleibe für die Faßnachtsspiele sowie auch für die fremden Tänzer und Springer, welche ihr großes Seil ganz in der Mitte querüber vom Rathaus aufgespannt hatten, dergestalt, daß es an beiden Seiten gleich schräg herunterlief und hüben und drüben noch ein breiter Weg für den Maskenzug blieb.

Am Rathaus auf der großen Altane erhub sich ein Gezelt von safranfarbigem Sammet mit golddurchwirkten Quasten, den gräflichen Wappen und prächtigen Bannern geschmückt. Den Eingang schützten sechs Hellebardierer aus der Stadtbürgerschaft. Es hingen aus den Fenstern aller Häuser bunte Teppiche heraus, und an den Schranken standen, gleichweit voneinander, grüne Tännlein aufgerichtet. Von den sechs Straßen am Markt waren viere bewacht: darin sah man die Tische gedeckt für das Volk, Garküchen und Schankbuden, wo nachher Bier und Wein gezapft wurde und fünfzig Keller- und Hof-Bartzefanten die Speisen empfingen.

Gegen dem Rathaus über sodann, am andern Ende des Markts, war der Spielleute Stand. Dieselben machten jetzo einen großen Tusch: denn aus der Gasse hinter ihnen nahete der Hof, nämlich: Graf Eberhard mit dem von Hohenberg, dem Vater, das jüngst vermählte Paar, wie auch des Grafen Sohn, Herr Ulrich, auf weißen, köstlich geschirrten Rossen, die Gemahlin des Grafen und andre hohe Frauen aber in Sänften getragen, zu deren beiden Seiten gingen Pagen und ritten Kavaliere hinterdrein.

Sobald die Herrschaften, vom Schultheiß gebührend empfangen und in das Rathaus geleitet, auf der Altane Platz genommen, einige vornehme Gäste jedoch an den Fenstern, begann sogleich der Mummenschanz.

In guter Ordnung kamen aus der Gasse an dem Rathauseck beim Brunnen mit dem steinernen Ritter so einzelne wie ganze Rotten aufgezogen.

Zum Anfang wandelte daher: der Winter als ein alter Mann, den lichten Sommer führend bei der Hand als eine hübsche Frau. Sie hatte einen Rosen-

kranz auf ihrem ungeflochtenen gelben Haar, ein Knäblein trug den Schlepp ihres Gewands samt einem großen Blumenstrauß, ein anderes trug ihm ein Kohlenbecken nach und einen dürren Dornbusch. Auf seinem Haupt und Pelz war Schnee vom Zuckerbäcker; sie raubte ihm bisweilen einen Bissen mit zierlichem Finger davon, zur Letzung bei der Hitze, das er aus Geiz ihr gern gewehrt hätte.

Nun ritt der hörnene Siegfried ein mit einer großen Schar, auch der schreckliche Hagen und Volker.

Dann gingen zwanzig Schellennarren zumal an einer Leine, die stellten sich sehr weise an, da jeder blindlings mit der Hand rückwärts den Hintermann bei seiner Nase zupfen wollte, der letzte griff gar mühlich immer in der Luft herum, wo niemand mehr kam. Auf einem höllischen Wagen, gezogen von vier schwarzen Rossen, fuhr der Saufteufel, der Spielteufel und ihr Geschwisterkind, Frau Hoffahrt, mit zweien Korabellen, und hatten zum Fuhrmann den knöchernen Tod.

Jetzt segelte ein großes Schiff daher auf einem niederen Gestell; dies war mit wasserblauem Zeug bedeckt, und sah man daran keine Räder noch solche, die es schoben. Auf dem Verdeck stund der Patron, ein Niederländer Kaufherr, beschaute sich die fremde Stadt so im Vorüberziehn.

Dahinter kam ein Kropfiger und Knegler, mit jämmerlichen dünnen Beinen, und führte seinen wundersamen Kropf auf einem Schubkarrn vor sich her mit Seufzen und häufigen Zähren, daß er der Ware keinen Käufer finde, und rief dem Schiffsherrn nach: sein Fahrzeug hänge schief und mangele Ballasts, er wolle ihm den Kropf um ein Billiges lassen. Gar ehrlich beteuerte jener, desselben nicht benötigt zu sein, doch als ein mitleidiger Herr hielt er ein wenig an und gab dem armen Sotterer viel Trost und guten Rat: er möge seines Pfundes sich nicht äußern, vielmehr sein hüten und pflegen, es sollte ihm wohl wuchern, wenn er nach Schwaben führ' auf Cannstatt, zum ungeschaffenen Tag, es möge leicht für ihn den Preis dort langen. Da dankte ihm der arm' Gansgalli tausendmal und fuhr gleich einen andern Weg, der Kaufmann aber schiffte weiter.

Mit andern Marktweibern, ausländischer Mundart und Tracht, kam auch ein frisches Bauermägdlein, rief: „Besen, liebe Frauen! Besen feil!" – Sogleich erschien auf dem Verdeck des Schiffs ein leichtfertiger Jüngling in abgerissenen Kleidern, eine lange Feder auf dem Hut und eine Laute in der Hand. Sein Falkenauge suchte und fand die Verkäuferin flugs aus dem Haufen der anderen heraus, und zum Patron hinspringend, sagte er mit Eifer: in dieser Stadt sei er zu Haus, er habe gerade geschlafen und hätte schier die Zeit verpaßt; er wolle da am Hafendamm aussteigen, wofern der Patron es erlauben und ein wenig anlegen möchte. Der gute Herr rief dem Matrosen, es ward ein Brett vom Schiff ans Land gelegt, der Jüngling küßte dem Kaufmann die Hände mit Dank, daß er ihn mitgenommen, sprang hinüber und auf das Bauernmägdlein zu. Nun führten sie ein Lied auf im Wechselgesang, dazu er seine Saiten schlug. Während desselben hielt der ganze Zug, und alles horchte still.

„Grüß dich Gott, herzlieber Schatz,
Dich und deine Besen!“ –
„Grüß dich Gott, du schlimmer Wicht!
Wo bist du gewesen?“–

„Schatz, wo ich gewesen bin,
Darf ich dir wohl sagen:
War in fremde Lande hin,
Hab' gar viel erfahren.

Sah am Ende von der Welt,
Wie die Bretter paßten,
Noch die alten Monden hell
All' in einem Kasten:

Sahn wie schlechte Fischtuch aus,
Sonne kam gegangen,
Tupft' ich nur ein wenig drauf,
Brannt' mich wie mit Zangen.

Hätt' ich noch ein' Schritt getan,
Hätt' ich nichts mehr funden.
Sage nun, mein Liebchen, an,
Wie du dich befunden.“–

In der kalten Wintersnacht
Ließest du mich sitzen:
Ach mein' schwarzbraun' Äugelein
Mußten Wasser schwitzen!

Darum reis' in Sommernacht
Nur zur all'r Welt Ende;
Wer sich gar zu lustig macht,
Nimmt ein schlechtes Ende.“

Mit diesem Abschiedsgruß ließ sie ihn stehen. Er spielte, der Dirne gelassen nachschauend, seine Weise noch vollends hinaus, stieß sich den Hut aufs linke Ohr und lief hinweg.

Es traten ferner ein fünf Wurstelmaukeler. Das waren von alters her bei der Stuttgarter Faßnacht fünf Metzgerknechte, mit Kreuzerwürsten über und über behangen, daß man sonst nichts von ihnen sah. Sie hatten jeder über das Gesicht eine große Rindsblase gezogen, mit ausgeschnittenen Augen, das Haupt bekränzt mit einem Blunzen-Ring. Wenn es nachher zur Mahlzeit ging, dann durften die Kinder der Stadt, für die kein Platz war an den Tischen, kommen und durfte sich jedes ein Würstlein abbinden, der Maukeler hielt still und bückte sich, wenn es nötig war; dazu wurden Wecken in Menge verteilt.

Noch gab es viel mutwillige und schöne Stampaneyen, deren ich ungern geschweige.

Nachdem der ganze Mummenschanz an den drei Seiten des Markts langsam herumgekommen und links vom Rathaus abgezogen war, dem Hirschen zu, bestiegen die Springer und Tänzer das Seil.

Der Seppe war die ganze Zeit an seinem Platz verharrt; auch hatte er sich lang nicht offenbar gemacht, doch endlich tat er dies, auf schlaue Art, indem er sich geheim zur Erde bückte und sichtbarlich aufstand, dadurch es etwa denen, so zunächst an ihm gestanden, schien, als schlupfet' er unter den Planken hervor. Von wegen seiner edlen Kleidung wiesen ihn die Wärtel auch nicht weg, deren keiner ihn kannte, nur seine alten guten Freunde grüßten ihn von da und dort mit Winken der Verwunderung.

Der Seppe hatte bis daher alles und jedes, die ganze Mummerei, geruhig, obwohl mit unverwandtem Aug' und Ohr an ihm vorbeiziehen lassen. Wie aber jetzt die fremden Gaukler, lauter schöne Männer, Frauen und Kinder, in ihrer lüftigen Tracht ihre herrliche Kunst sehen ließen und ihnen jegliche Verrichtung, als Tanzen, Schweben, Sichverwenden, Niederfallen, Knien, so gar unschwer vonstatten ging, als wär' es nur geblasen, kam ihn auf einmal große Unruh' an, ja ein unsägliches Verlangen, es ihnen gleichzutun. Er merkte aber bald, daß solche Lust ihm von den Füßen kam, denn alle beede, jetzt zum erstenmal einträchtig, zogen und drängten ihn sanft mit Gewalt nach jenem Fleck hin, wo das Seil an einem starken Pflock am Boden festgemacht war und schief hinauflief bis an die vordere Gabel. Der Seppe dachte, dieses ist nur wieder so ein Handel wie mit der Dreherei, und fiel ihm auch gleich ein, daß Meister Hutzelmann, auf dessen Geheiß er heut' die Glücksschuh alle zween anlegen müssen, das Lachen habe fast nicht bergen können. Er stieß die Zehen hart wider das Pflaster, strafte sich selbst mit innerlichem Schelten ob solcher törichten, ja gottlosen Versuchung und hielt sich unablässig vor im Geist Schmach, Spott, Gelächter dieser großen Menge Menschen, dazu Schwindel, jähen Sturz und Tod, so lang bis ihm der Siedig auf der Haut ausging und er seine Augen hinwegwenden mußte.

Nun aber zum Schluß der Gauklerkünste erschien in Bergmannshabit, mit einer halben Larve im Gesicht, ein neuer Springer, ein kleiner stumpiger Knorp; der nahte sich dem Haupt der Tänzer, bescheidentlich anfragend, ob ihm vergönnt sei, auch ein Pröblein abzulegen? Es ward ihm mit spöttischer Miene verwilligt, und alsbald beschritt er das Seil, ohne Stange. Er trug ein leinen Säcklein auf dem Rücken, das er an eines der gekreuzten Schraghölzer hing, dann prüfte er mit einem Fuß die Spannung, lief vor bis in die Mitte und hub jetzt an so wunderwürdige und gewaltige Dinge, daß alles, was zuvor gesehen war, nur Stümperarbeit schien. Kopfunter hing er plötzlich, der kurze Zwagstock, an dem Seil herab und zangelte sich so daran vorwärts auf das behendeste und wiederum zurück, schang sich empor und stand bolzgrad; fiel auf sein Hinterteil, da schnellte ihn das Seil hinauf mit solcher Macht, daß er dem Rathausgiebel um ein kleines gleichgekommen wär', und dennoch kam er wieder jedesmal schön auf denselben Fleck zu stehen und zu sitzen. Zuletzt schlug er ein Rad von einem End' des Seils zum andern, das ging – man sah nicht

mehr, was Arm oder Bein an ihm sei! So oft auch schon seit dreien Stunden der Beifallsruf erschollen war, solch ein Gejubel und Getöbe, wie über den trefflichen Bergmann, war noch nicht erhört. Die Gaukler schauten ganz verblüfft darein, fragten und rieten untereinander, wer dieser Satan wäre? indes die andern Leute alle meinten, dies sei nur so ein Scherz, und das Männlein gehöre zu ihnen. Hanswurst insonderheit stand als ein armer ungesalzener Tropf mit seinem Gugel da, sein Possenwerk war alles Läuresblosel neben solchem Meister, ob dieser schon das Maul nicht dabei brauchte. Nachdem der Bergmann so geendigt und sich mit unterschiedlichen Scharrfüßen allerseits verneigt, sprang er hinab aufs Pflaster. Auf seinen Wink kam der Hanswurst mit Schalksehrfurcht zu ihm gesprungen, fing einen Taler Trinkgeld auf in seinem spitzigen Hut und nahm zugleich, höflich das Ohr herunter zu dem Männlein neigend, einen Auftrag hin, welchen er gleichbald vollzog, indem er rund herum mit lauter Stimme rief: „Wer will von euch noch, liebe Leut', den hänfenen Richtweg versuchen? Es ist ein jeder freundlich und sonder Schimpf und Arges eingeladen, wes Standes und Geschlehcts er sei, das Säcklein dort am Schragen für sich herabzuholen! es sind drei Hutzellaib darin. Er möge aber, rat' ich ihm, in der Geschwindigkeit sein Testament noch machen – des Säckleins wegen, mein' ich nur – denn der Geschickteste bricht oftermals den Hals am ersten; es ist mir selbst einmal passiert, in Bamberg auf dem Domplatz – ja lacht nur!"

Jetzt aber, liebe Leser, möget ihr euch selbst einbilden, was für Gemurmel, Staunen und Schrecken unter der Menge entstund, als Sppeppe vortrat bei den Schranken und sich zu dem Wagstück anschickte! Mehr denn zehn Stimmen mahnten eifrig ab, ernsthafte Männer, mancher Kamerad, zumal einige Frauen setzten sich dawider: allein der Jüngling, dem der Mut und die Begier wie Feuer aus den Augen witterte, sah fast ergrimmt und achtete gar nicht darauf. Hanswurst sprang lustig herzu mit der Kreide, rieb ihm die Sohlen tüchtig ein und wollt' ihm die Bleistange reichen, doch wies der Gesell sie mit Kopfschütteln weg. Bereits aber wurden die Dienste des Narren am andern Ende des Seils auch nötig. Denn zum größten Verwundern der Zuschauer trat dort auch eins aus den Reihen hervor: man wußte nicht, sei es ein Knabe oder eine Dirne. Es trug ein rosenrotes weißgeschlitztes Wams von Seiden zu dergleichen lichtgrünen Beinkleidern, samt Federhut und hatte eine feine Larve vor.

Die Spielleute, Bläser und Pauker, die Gaffens wegen ihres Amtes gar vergessend saßen, griffen an und machten einen Marsch, nicht zu gemach und nicht zu flink, nur eben recht. Da traten die beiden zugleich auf das Seil, das nicht zu steil anstieg, setzten die Füße, fest und zierlich, einen vor den andern, vorsichtig, doch nicht zaghaft, die freien Arme jetzt weit ausgereckt, jetzt schnelle wieder eingezogen, wie es eben dem Gleichgewicht diente.

Kein Laut noch Odemzug ward unter den tausend und tausend Zuschauern gehört, ein jedes fürchtete wie für sein eigen Leben; es war, als wenn jedermann wüßte, daß sich dies Paar jetzo das erstemal auf solche Bahn verwage.

Die junge Gräfin bedeckte vor Angst das Gesicht mit der Hand, den Grafen selber, ihren Vater, den eisenfesten Mann, litt es nicht mehr auf seinem Sitz, gar

leise stand er auf. Auch die Musik ging stiller, wie auf Zehen, ihren Schritt, ja, wer nur acht darauf gegeben hätte, der Rathausbrunnen mit seinen acht Rohren hörte allgemach zu rauschen und zu laufen auf, und der steinerne Ritter krümmte sich merklich. – Nur stet! nur still! drei Schritt noch und – jochhe! scholl's himmelhoch: das erste Ziel war gewonnen! Sie faßten beiderseits zumal, jedes an seinem Ort, die Stangen an, verschnauften, gelehnt an die Gabel.

Der unbekannte Knabe wollte sich die Stirne wischen mit der Hand, uneingedenk der Larve: da entfiel ihm dieselbe zusamt dem Hut und – ach! ein Graus für alle Gefreundt, Vettern und Basen, Gespielen, Bekannte, so Buben als Mädchen – die Vrone ist's! „Die Vrone Kiderlen, einer Witwe Tochter von hier!" – so ging's von Mund zu Mund. „Ist es denn eine Menschenmöglichkeit?" rief eine Bürstenbindersfrau. „Das Vronele, meiner nächsten Nachbarin Kind? Nu, Gott sei Dank, bärig vor einer halben Stund' ist ihre Mutter heim – es ward ihr übel schon über den vorigen Künsten – und jetzt das eigne Kind – der Schlag hätt' sie gerührt, wenn sie das hätte sehen sollen!" – Schon erhoben sich wiederum Stimmen im Kreis, und noch lauter als vorhin beim Seppe, mit Drohen, Bitten und Flehn an die Dirne, nicht weiter zu gehen. Sie aber, ganz verwirrt, flammrot vor Scham, nicht wissend selbst, wie ihr geschehn, wie sie's vermocht, stand da wie am Pranger, die Augen schwammen ihr, und ihre Knie zitterten. Ein Mann lief fort, eine Leiter zu holen.

Derweil war aber schon der flinke Bergmann an der andern Seite zum Seppe auf das Seil gekommen und hatte ihm etwas ins Ohr geraunt, worauf der ungesäumt den linken Schuh abzog und seiner Partnerin mutig die Worte zurief: „Komm, Vrone, es hat keine Not! trau auf mein Wort, faß' dir ein Herz und tu mit deinem rechten Schuh, wie du mich eben sahst mit meinem linken tun, und wirf ihn mir keck zu!"

Sie folgte dem Geheiß, mit Lächeln halb, und halb mit Weinen, warf – da flog der Schuh dem Burschen wie von selber an seinen ausgestreckten Fuß. Nun warf er ebenfalls, und ihr geschah dasselbe.

„Jetzt, Vrone, mir entgegen! Es ist nur, bis ich dich einmal beim kleinen Finger habe, und wenn du mit der Patschhand einschlägst, dann soll es mir und dir etwas Gutes bedeuten! Frisch dran, ihr Spielleut', macht uns auf, und einen lustigen!"

Das fehlte nicht. Die vier Füße begannen sich gleich nach dem Zeitmaß zu regen, nicht schrittweis wie zuvor und bedächtig, vielmehr im kunstgerechten Tanz, als hätten sie von klein auf mit dem Seil verkehrt, und schien ihr ganzes Tun nur wie ein liebliches Gewebe, das sie mit der Musik zustand' zu bringen hätten. Von nun an waren alle Blicke sorglos und wohlgefällig auf das hübsche Paar gerichtet und gingen immer von einem zum andern. Der Mann auf dem Brunnen hatte längst wieder den Atem gefunden, und das Wasser sprang aus den acht Rohren noch einmal so begierig als sonst. Auf jedem Mädchenantlitz, unten auf dem Platz und oben in den Fenster, war aber recht der Widerschein der Anmut zu erblicken, die man vor Augen hatte. Kein Kriegsmann war so trutzig und kein Graubart von der Ratsherrnbank so ernsthaft und gestreng, daß

ihm das Herz dabei nicht lachte, und die Handwerksgesellen der Stadt waren stolz, daß einer von den Ihren vor all den fremden Gästen so herrlichen Ruhm davontrage.

Der Seppe sah im Tanz nicht mehr auf seinen schmalen Pfad noch minder nach den Leuten hin: er schaute allein auf das Mädchen, welches in unverstellter Sittsamkeit nur je und je seine Augen aufhob.

Als beide in der Mitte jetzt zusammenkamen, ergriff er sie bei ihren Händen. Sie standen still und blickten sich einander freundlich ins Gesicht, auch sah man ihn ein Wörtlein heimlich mit ihr sprechen. Darnach auf einmal sprang er hinter sie und schritten beide, sich im Tanz den Rücken kehrend, auseinander. Bei der Kreuzstange machte er Halt, schwang seine Mütze und rief gar herzhaft: „Es sollen die gnädigsten Herrschaften leben!" – Da denn der ganze Markt zusammen Vivat rief, dreimal, und einem jeden Teil besonders. Inwährend diesem Schreien und Tumult unter dem Schall der Zinken, Pauken und Trompeten lief der Seppe zur Vrone hinüber, die bei der andern Gabel stand, umfing sie mit den Armen fest und küßte sie vor aller Welt! Das kam so unverhofft und sah so schön und ehrlich, daß manchem vor Freude die Tränen los wurden, ja die liebliche Gräfin erfaßte in jäher Bewegung den Arm ihres Manns und drückt' ihn an sich. Nun wandte sich die Vrone, und unter dem Jauchzen der Leute, dem Klatschen der Ritter und Damen, wie hurtig eilte sie mit glutroten Wangen das Seil hinab! der Seppe gleich hinter ihr drein, das leinene Säcklein mitnehmend.

Kaum daß sie wiederum auf festem Boden waren, kam schon ein Laufer auf sie zu und lud sie ein, auf die Altane zu kommen, das sie auch ohnedem zu tun vorhatten.

Sämtliche hohe Herrschaften empfingen sie im Angesicht des Volks mit Glückswünschen und großen Lobsprüchen, dabei sie sich mit höflicher Bescheidung annoch alles weiteren Fragens enthielten, indem sie zwar nicht zweifelten, daß es mit dem Gesehenen seine besondere Bewandtnis haben müsse, doch aber solchem nachzuforschen nicht dem Ort und der Zeit gemäß hielten. Der Seppe nahm bald der Gelegenheit wahr, ein wenig rückwärts der Gesellschaft den zwilchenen Sack aufzumachen, nahm die Laiblein heraus und legte sie, höfischer Sitte unkundig, nur frei auf die Brüstung vor die Frau Gräfin-Mutter als eine kleine Verehrung für sie, vergaß auch nicht dabei zu sagen, daß man an diesem Brot sein ganzes Leben haben könne. Sie bedankte sich freundlich der Gabe, obwohl sie, des Gesellen Wort für einen Scherz hinnehmend, den besten Wert derselben erst nachderhand erfuhr. Dann zog er sein Geschenk für den erlauchten Herrn heraus. Wie sehr erstaunte dieser nicht bei Eröffnung der Kapsel! und aber wieviel mehr noch, als er das goldene Büchslein aufschraubte! Denn er erriet urplötzlich, was für ein Zahn das sei, bemeisterte jedoch in Mienen und Gebärden Verwunderung und Freude. Er wollte den Gesellen gleichwohl seines Danks versichern, tat eben den Mund darzu auf, als an der andern Seite drüben der schönen Irmengard ein Freudenruf entfuhr, daß alles auf sie blickte. Die Vrone nämlich hatte ihr ein kleines Lädlein dargebracht,

worin die verlorene Perlenschnur lag. (Der kluge Leser denkt schon selbst, wer früh am Morgen heimlich bei der Dirne war.) Nicht aber könnte ich beschreiben das holde Frohlocken der Dame, mit welchem sie den Schmuck ihrem Gemahl und den andern der Reihe nach wies. Er war unverletzt, ohne Makel geblieben, und jedermann beteuerte, so edle große Perlen noch niemals gesehen zu haben. Nunmehr verlangte man es zu wissen, was Graf Eberhard bekam. „Seht an", sprach er: „ein Reliquienstück, mir werter als manch köstliche Medey an einer Kleinodschnur: des Königs Salomo Zahnstocher, so er im täglichen Gebrauch gehabt. Mein guter Freund, der hochwürdige Abt von Kloster Hirschau, sendet ihn mir zum Geschenk. Er soll, wenn man bisweilen das Zahnfleisch etwas damit ritzet, den Weisheitszahn noch vor dem Schwabenalter treiben. Da wir für unsere Person, so Gott will, solcher Fördernis nicht mehr bedürfen, so denken wir dies edle Werkzeug,auf ausdrückentlich Begehren, hie und da in unserer Freundschaft hinzuleihen, es auch gleich heut', da wir etliche Junker zu Gast haben werden, bei Tafel mit dem Nachtrunk herumgehen zu lassen." – So scherzte der betagte Held, und alles war erfreut, ihn so vergnügt zu sehen.

Jetzt wurde den Bürgern das Zeichen zum Essen gegeben. Für jede Gasse, wo gespeist ward, hatte man etliche Männer bestellt, welche dafür besorgt sein mußten, daß die Geladenen in Ordnung ihre Sitze nahmen. Solang bis dies geschehn, pflogen die Herren und Damen heiteren Gesprächs mit dem Gesellen und der Vrone. Ein Diener reichte Spanierwein in Stotzengläsern, Hohlippen und Krapfen herum, davon die beiden auch ihr Teil genießen mußten. – „Ihr seid wohl Bräutigam und Braut?" frug die Frau Mutter. – „Ja, Ihro Gnaden", sprach der Seppe: „dafern des Mädchens Mutter nichts dawider hat, sind wir's, seit einer halben Stunde." – „Was?" rief der Graf: „Ihr habt euch auf dem Seil versprochen? Nun, bei den Heiligen zusammen, der Streich gefällt mir noch am allerbesten! So etwas mag doch nur im Schwabenland passieren. Glückzu, ihr braven Kinder! Auf einem Becher lieset man den Spruch: ‚Lottospiel und Heiratstag Ohn' groß' Gefahr nie bleiben mag.' Ihr nun, nach solcher Probe, seid quitt mit der Gefahr euer Leben lang." – Dann sprach er zu seinem Gemahl und den andern: „Jetzt laßt uns in die Gassen gehn, unsern wackeren Stuttgarter Bürgern gesegnete Mahlzeit zu wünschen, drauf wollen wir gleichfalls zu Tisch. Das Brautpaar wird dabei sein, hört ihr? Kommt in das Schloß zu uns. Ihr habt Urlaub auf eine Stunde; das mag hinreichen, euch den mütterlichen Segen zu erbitten, wo nicht, so will ich selbst Fürsprecher sein."

Begehrte nun der Leser noch Weiteres zu wissen, als da ist: wie sich das Brautpaar heimgefunden, ob sie von Freunden und Neugierigen nicht unterwegs erdrückt, zerrissen und aufgefressen worden? was Mutter Kiderlen und was die Base sagte? wie es denn bei der gräflichen Tafel herging? auch was nachher der Graf mit dem Seppe besonders verhandelt und so mehr – so würde ich bekennen, daß meine Spule ablaufen sei bis auf das wenige, das hier nachfolgt.

Am Markt, gegen dem Adler über, sieht man dermalen noch ein merkwürdiges altes Haus, vornher versehen mit drei Erkern, davon ein paar auf den Ecken

gar heiter wie Türmlein stehn, mit Knöpfen und Windfahnen; hüben und drüben unterhalb der Eckvorsprünge zwei Heiligenbilder aus Stein gehauen, je mit einem kleinen Baldachin von durchbrochener Arbeit gedeckt: Maria mit dem Kind samt dem jungen Johannes einerseits und St. Christoph der Riese andererseits, wie er den Knaben Jesus auf seiner Schulter über das Wasser trägt, einen Baumstamm in der Faust zum Stab. Dies Haus – in seinen Grundfesten samt dem Warengewölb' vermutlich noch dasselbige – gehörte von Voreltern her dem Grafen eigentümlich und ward von ihm auf jenen Tag unserem Schuster in Erkenntlichkeit für seine kostbare Gabe und zum Beweis besonderer Gnade als freie Schenkung überlassen, nebst einem Teil des inbefindlichen Hausrats, welchem der Graf schalkhaftigerweise noch einen neuen Schleifstein mit Rad beifügte. Die Vrone bekam von den gnädigen Frauen einen künstlich geschnitzten Eichenschrank voll Linnezeug zu ihrer Aussteuer.

Am Hochzeittag gaben sich beide das Wort, ihre Glücksschuh' zwar zum ewigen Gedächtnis dankbar aufzuheben, doch nie mehr an den Fuß zu bringen, indem sie alles hätten, vornehmlich aneinander selbst, was sie nur wünschen könnten, auch überdies hofften, mit christlichem Fleiß ihr Zeitliches zu mehren.

Der Seppe, jetzt Meister Joseph geheißen, blieb seinem Gewerbe getreu noch über achtundzwanzig Jahr, dann lebte er als ein wohlhabender Mann und achtbarer Ratsherr, mit Kindern gesegnet, seine Tage in Ruh' mit der Vrone.

Hans Bär

In einem alten Fichtenwalde wohnte einmal vor vielen, vielen Jahren ein armer Köhler mit seiner Frau, die ihm erst vor kurzem ein gesundes Knäblein geschenkt hatte, das in der Taufe den Namen Hans empfing. Dieser entwickelte bald nach seiner Geburt eine solche Körperstärke, daß er drei kleine Hündchen, die die Eltern ihm als Spielkameraden beigegeben hatten, der Reihe nach mit seinen Händchen zu Tode drückte. Darüber schalten sie nun wohl den Knaben; in ihrem Herzen aber freuten sie sich über die so wunderbaren Anlagen ihres Söhnleins, und gedachten noch einmal etwas Großes aus ihm zu ziehen. Doch nicht lange sollten sie solche Freude genießen, wie ich dir sogleich erzählen werde. – Es hauste nämlich in diesem selbigen Walde ein ungeheurer Bär, dem hatten die Jäger seine beiden Jungen genommen, worüber er sehr betrübt war, und Tag und Nacht vor Schmerz im Walde umherheulte. So kam er auch einst vor das Haus des Köhlers, wo der kleine Hans an der Ecke saß und spielte.

Als der Bär ihn gewahrte, ward er noch lebhafter gemahnt an seine eignen Kindlein zu denken, und, um Rache zu nehmen an den bösen Menschen, die sie ihm geraubt hatten, fuhr er auf den kleinen Hans zu, um ihn zu fressen. Hans aber riß ein Bäumchen aus der Erde, und schlug so tapfer auf den großen Bären los, daß dieser, erstaunt über die Kraft und den Mut des Kindes, bald ganz andern Sinnes ward und bei sich selber dachte: „Den Jungen sollst du mit in deine Höhle nehmen, und ihn säugen mit deiner Milch, und ihn so stark machen, wie es wohl sonst deine eignen Bärlein geworden wären, damit er dich wieder pflegen und schützen kann, wenn du einmal alt und schwach geworden bist." Solches dachte die alte Bärenmutter in ihrem Sinn, nahm dann trotz seines Schreiens und Sträubens den kleinen Hans gar sanft zwischen ihre Vordertatzen und trabte mit ihm waldeinwärts ihrer Höhle zu.

Kaum war sie daselbst angekommen, so legte sie auch sogleich ihr neues Pflegesöhnlein auf das weiche Lager, das sie vorher ihren eigenen Kindern bereitet hatte, schüttelte ihm die Streu zurechte und brummte ihn gar freundlich an, daß Hänschen sich allmählich beruhigte und endlich vor Ermattung und Müdigkeit einschlief.

Als er am andern Morgen die Augen aufschlug, sah er den alten Bären vor seinem Lager sitzen, der ihm mit seinen Tatzen eine Menge schöner, roter Erdbeeren darreichte, die er in der Frühstunde für ihn im Walde gepflückt hatte,

dann bot er ihm seine Brust und säugte ihn mit seiner Milch, so daß Hänschen gar vergnügt ward, und den alten Bär bald auf dem breiten Rücken klopfte, ihn bald in seinem zottigen Pelz zauste, daß es eine Lust war. – Als sie es so eine Weile getrieben hatten, ging der Bär wieder aus der Höhle, wälzte aber, bevor er wegging, einen ungeheuren Stein vor die Öffnung, daß unserm Hänschen rein Tor und Tür versperrt war, so gerne er auch hinterdrein gewesen wäre.

So gings eine Zeitlang fot, morgens ging der Bär aus, und mittags kam er wieder nach Hause, wo er denn immer eine schöne Beere oder Blume für sein Pflegesöhnlein mitbrachte, und nachdem er eine Weile mit ihm gespielt hatte, trabte er wieder bis gegen Abend im Walde umher, wälzte aber zu Hänschens großem Verdruß stets den bösen Stein vor die Öffnung der Höhle. – Nach und nach war Hänschen nun immer stärker und größer geworden, wozu der Genuß der kräftigen Bärenmilch wahrlich nicht wenig beigetragen hatte, und je stärker und größer er ward, desto verdrießlicher ward ihm der große Stein, der ihm den Weg zu dem schönen, grünen Wald versperrte, und als eines Morgens der alte Bär, wie gewöhnlich waldeinwärts getrabt war, um sich eine süße Portion oder ein fettes Häschen zur Frühkost zu suchen, da setzte Hänschen mit aller seiner Macht den Rücken gegen den Stein, brachte ihn aber trotz seines Stampfens und Keuchens nur ein Kleines von der Stelle, und als nun der alte Bär nach Hause kam, und es gewahrte, daß der Stein verschoben war, da sah er Hänschen gar grimmig an und legte noch mehr Steine vor die Tür, als er das nächstemal die Höhle verließ. So mußte Hänschen sich denn fürs erste in Geduld fassen, denn teils reichten seine Kräfte noch nicht hin, die Steine gänzlich von der Öffnung hinwegzuschieben, teils fürchtete er sich gar sehr vor dem Zorne des Bären, wenn dieser sähe, daß Hänschen trotz aller seine Pflege einen zweiten Versuch zum Entfliehen machte. Als er aber endlich merkte, daß er groß und stark genug sei, um die Steine alle hinwegstoßen zu können, da hielt er's nicht länger aus: mit aller Macht stemmte er sich, als der Bär seine gewöhnliche Nachmittagsreise angetreten hatte, wieder einmal gegen die Steine – und wer beschreibt die Freude! Knicks, knacks! ging es, und rechts und links fielen und brachen die großen Steine auseinander. Da stand er nun in Gottes freier Natur, in die er sich so lange hinausgesehnt hatte, und um ihn rauschten die hohen, grünen Bäume und über ihm sangen die muntern Waldvögelein ihre hellen Lieder, daß ihm wohl gar froh und leicht ums Herz gewesen wäre, wenn er sich nicht gefürchtet hätte, der Bär möchte ihn wieder in die Höhle zurückbringen. Deshalb lief er, so schnell ihn die Füße nur tragen wollten, immer der Nase nach vorwärts, bis er endlich an eine Köhlerhütte kam. –

Indessen war es Abend geworden, und der Köhler ruhte mit seiner Frau schon aus nach der Arbeit des Tages, deshalb klopfte Hans, da er noch immer eine große Furcht vor dem Bären hatte, gar gewaltig an die Haustür, und als die guten Leute ihm endlich aufgemacht hatten und nach seinem Begehr fragten, bat er sie inständig, ihn doch als Knecht in ihre Dienste zu nehmen, und erzählte ihnen seine ganze Geschichte, so weit er selber darum wußte. Der Köhler und seine Frau aber betrachteten ihn mit scharfen Augen, und erkannten gar bald an

einem schwarzen Wärzchen, das Hänschen an der linken Schulter hatte, daß der Schutzflehende niemand anders sei, als ihr eigenes Söhnlein, das sie vor vielen Jahren auf so wunderbare Weise verloren hatten. – Wer war vergnügter, als Hans, daß er so unvermutet seine lieben Eltern wiedergefunden hatte! Wer war vergnügter, als der Köhler und seine Frau, als sie so unvermutet ihren lieben Sohn wiederfanden, der noch dazu aus einem kleinen Hänschen jetzt ein großer Hans geworden war. –

Als er nun eine geraume Zeit bei ihnen verweilt, und ihnen oft genug seine wunderbare Geschichte vorerzählt hatte, so sehnte er sich endlich in die Fremde, und kündigte eines Tages seinen Eltern an, daß er große Lust hege, sich einmal auf die Wanderschaft zu begeben, und da diese nichts dawider hatten, so schnürte er eines Morgens sein Bündel und ging davon.

Da er sich nun genugsam im Lande umgetan hatte, so ward er des längern Wanderns müde, und als er einst einen großen stattlichen Bauernhof sah, so bedachte er sich nicht lange, sondern kehrte alsobald ein und bot dem Hofherrn seine Dienste an. Dieser aber, als er sah, daß es ein großer und starker Bursche war, fragte ihn nach seinem Namen und nahm ihn als Knecht in sein Haus. Zu derselbigen Zeit waren die Früchte gereift in den Obstgärten, daher ward Hans am andern Morgen in den Garten geschickt, um seines Herrn Obstbäume zu schütteln. Als er aber sein Schütteln anfing, da brach er von den Bäumen die Zweige samt den Früchten herunter, und als sein Herr bald nachher in den Garten trat, um die Arbeit seines neuen Knechtes nachzusehen, da sprach Hans gar treuherzig zu ihm: „Herr, eure Obstbäume müssen wohl gar alt und spröde sein, denn da ich die Früchte schütteln wollte, brachen die Zweige mit herunter!“ Der Herr aber gab ihm böse Worte, daß er ihm seine schönen Bäume verdorben habe, dann schickte er ihn in den Wald, um Holz zu fällen und gab ihm eine blanke Axt mit auf den Weg. Hans aber warf die Axt bei Seite und suchte sich eine starke eiserne Kette. Als er diese gefunden hatte, ging er, wie ihm befohlen war, in den Wald, befestigte bald an diesem, bald an jenen Baum seine Kette, und riß so einen nach dem andern mit der Wurzel aus, bis gegen Abend sein Herr mit den andern Knechten zu Wagen angefahren kamen, um das gefällte Holz nach Hause zu holen. –

Als sie aber sahen, daß der halbe Wald mit der Wurzel aus der Erde gerissen sei, wollten sie schier nicht ihren Augen trauen und fragten einer um den andern: „So sprich uns doch, Hans, wer hat dir solche Leibeskraft gegeben, daß du an einem Tage schaffest, was unsrer zehn nicht in hundert Tagen zu tun vermöchten!“ –

Hans, der bei aller seiner Stärke doch sehr gutherzig und gefällig von Natur war, befriedigte allen ihre Neugier, und erzählte seine Geschichte der Wahrheit gemäß, dann lud er zwei der dicksten Eichbäume auf seine Schultern, und ging gemächlich damit nach Hause. Die andern aber standen noch lange im Walde und suchten vergeblich die ausgerißnen Bäume auf ihre Karren und Wagen zu laden.

Bald ward die Geschichte weit und breit bekannt, und weil Hans von einem

Bären gesäugt und gezogen und dadurch auch die Stärke eines Bären erhalten hatte, so ward er allenthalben nur Hans Bär genannt.

Den Hofherrn und seine Knechte war über eine so unmäßige Leibesstärke ein gewaltiges Fürchten angekommen, weshalb sie den starken Hans auf alle mögliche Weise loszuwerden suchten, was ihnen aber durchaus nicht gelingen wollte. – Da hielten sie heimlich einen bösen Rat und besprachen sich, wie sie den guten Hans Bär ums Leben bringen wollten, damit er ihnen durch seine Stärke nicht noch einmal groß Leids zufüge. –

Nachdem sie sich also beraten, trat eines Tags der Herr auf Hansen zu und sprach: „Siehe, meine Muhme hat mir vertrauet, daß ihr Vater in dem Brunnen auf meinem Hofe einen Schatz vergraben habe, und da durch die Hitze das Wasser ausgetrocknet ist, so steige du hinab und grabe danach, ob du ihn finden mögest!" Hans tat, wie ihm befohlen.

Kaum aber war er hinabgestiegen, so kam der Herr mit seinen andern Knechten, und warfen Steine in den Brunnen hinab, indem sie glaubten, ihn so leichtiglich aus dem Wege zu räumen. Hans merkte nun freilich ihre böse Absicht gar wohl, da ihm ihre Steinwürfe aber keine Schmerzen verursachten, so ließ er sie ruhig gewähren. Doch als sie nach und nach wohl einige hundert Steine hinabgeworfen hatten, da riß ihm endlich die Geduld. „So jagd mir doch die Hühner vom Brunnen", rief er ihnen von unten zu, „daß sie mir nicht also den Sand in die Augen streuen, oder ich werde euch nie und nimmer den Schatz aus dem Brunnen herausgraben!"

Als der Herr und seine Knechte solche Reden hörten, erschraken sie sehr, nachdem sie sich aber etwas von ihrem Schrecken erholt hatten, wälzten sie einen großen Mühlenstein zum Brunnen und stürzten ihn hinab. – Nun glaubten sie doch sicher, sich den gefährlichen Hans Bär vom Leibe geschafft zu haben. Aber Hans Bär fing den Mühlstein auf und steckte seinen Kopf durch das Loch, daß ihm der Stein wie ein Kragen um den Hals hing, und als sie in den Brunnen hinabsahen, um sich seines Todes zu versichern, da rief er ihnen lachend zu: „Was wollt ihr mich noch gar zum Pfaffen machen, daß ihr mir einen so gewaltigen Priesterkragen um den Hals hänget! Doch jetzt laßt's zu Ende sein mit der Narretei, und zieht mich heraus!" Und somit schleuderte er den Mühlstein aus dem Brunnen hervor, daß einer der bösen Knechte darunter begraben wurde. Die andern aber fürchteten sich heftig, und zogen ihn alsobald heraus. Der Herr aber sah, daß sie viel zu schwach seien, um einem so starken Manne das Leben zu nehmen, und bot ihm schweres Gold, wenn er sich wegen ihres bösen Willens nicht an ihnen rächen, sondern sein Bündel schnüren und das Haus verlassen wolle. – Und Hans, der sich noch weiter in der Welt umsehen wollte, nahm das Geld, schnürte sein Bündel und ging davon.

Als er nun einige Tage marschiert hatte, so hörte er weit und breit gar viel Geredes von der großen Schönheit der Königstochter, zugleich aber vernahm er, wie ein ungeschlachter Riese sie zu seinem Ehgemahl begehre, und wie darüber der König, ihr Vater, gar sehr in Angst und Nöten sei, so daß er jedem, der den Riesen erlege, die Hälfte seines Reiches und seine Tochter zur Gemahlin versprochen habe.

Hans wurde immer neugieriger, die schöne Prinzessin zu sehen. Denn je näher er den Königsstadt kam, desto mehr hörte er von ihrer unvergleichlichen Schönheit und Herzensgüte reden. Endlich war die Stadt erreicht. –

Da saß die schöne Königstochter, und schaute aus dem Erkerfenster ihres Schlosses, und weinte gar bittere Tränen, daß ein so abscheulicher Riese sie als sein Ehgemahl hinwegführen sollte.

Hans war so von ihrem Anblick bezaubert, daß er sogleich bei sich beschloß, den Kampf mit dem Riesen zu bestehn, der schon drei schöne und tapfre Ritter erschlagen hatte, die um die Königsbraut mit ihm zu fechten wagten. Daher ging er alsobald zu einem Waffenschmied, und kaufte sich für das Gold, das er von seinem früheren Herrn emfpangen hatte, einen schönen Helm, einen blanken Eisenrock, vor allen Dingen aber ein scharfes, starkes Schwert. So ausgerüstet trat er vor den König, und bat ihn um die Erlaubnis, mit dem Riesen zu kämpfen. Dieser aber gab ihm seinen Segen und versprach ihm seine Tochter und sein halbes Reich, falls er den Riesen erlegen sollte. Als Hans aber hinweggegangen war, da warf sich der gute König auf seine Knie und betete für seine Seele; denn er glaubte sicherlich, daß auch er, wie die anderen drei, seinen Todesstreich empfangen würde.

Hans suchte indessen den Riesen auf, um ihn zum Zweikampf herauszufordern. Als der ihn kommen sah, glaubte er wieder gar leichtes Spiel zu haben. Deshalb lehnte er sich gemächlich an einen Baumstamm und höhnte ihm entgegen: „Männlein, bist du vielleicht auch gekommen, mir den Hals zu brechen! so versuche doch einmal, bevor du deinen schrecklichen Sarras gegen mich ziehst, wie hoch du mein Schwertlein da von der Erde heben mögest!“ Und somit schnallte er sich sein ungeheures Schlachtschwert von der Hüfte und warf es auf den Grund. Als der Riese solches tat, vermeinte er aber, daß Hans, wie die drei andern, es gar nicht vom Boden würde aufheben können. Hans aber hub mit einer Hand das furchtbare Schwert hoch über seinen Kopf und schleuderte es weit von sich weg, daß es bis an den Griff in die harte Erde hinabfuhr. – Da dachte der Riese bei sich selber: Der ist wohl noch stärker als du und redete ihm zu und sprach: „Ich sehe nun gar wohl, daß ich dir Unrecht getan habe, und daß du ein nicht gemeiner Kämpfer bist, deshalb laßt uns Frieden schließen miteinander, denn zwei so wackre Streiter sollten billig als Freunde auseinander scheiden. Siehe, ich gebe dir so viel Gold und Goldeswert, als du nur immer auf drei Wagen hinwegzuführen vermagst. Du aber ziehe deine Wege, und laß mir die schöne Königstochter, denn ich liebe sie mehr, als alles Gold und Edelsteine der Erde.“

Hans aber liebte die schöne Königstochter selber mehr, denn alles Gold und Edelsteine der Erde, ja mehr, denn sein eignes Leben, und hörte nicht darauf, was der Riese sprach, sondern zog alsobald sein Schwert, und der Riese mußte nun das seinige aus der Erde herausziehen, wohin Hans es soeben geschleudert hatte. Hu, wie da die Schwerter aneinander schmetterten, daß die hellen Funken heraussprangen! Doch nicht lange, da trennte Hans mit einem gewaltigen Hiebe den Kopf des Riesen vom Rumpfe, daß von seinem schwarzen Blute

rings die grüne Erde bespritzt ward. Darauf nahm er das abgeschlagene Haupt des Riesen als Zeichen seines Sieges mit sich und ging wieder auf das Schloß des Königs, um ihm die frohe Botschaft von dem Tode seines Feindes zu melden und ihn an sein gegebenes Versprechen zu erinnern.

Als der König ihn so in sein Gemach treten sah, so ging er ihm entgegen und umarmte ihn und freute sich mit ihm seines Sieges. Dann sprach er zu ihm: „Komm mit mir, mein Sohn, daß ich dich zu der Prinzessin, meiner Tochter, führe und dir die Hälfte meines Reiches abtrete." Und als sie nun zu der schönen Königstochter kamen, da freute auch sie sich über den Tod des bösen Riesen und über den schönen Mann, den ihr der König als künftigen Gemahl zuführte. Denn obgleich Hans Bär von großer Leibesstärke war, so war seine Schönheit doch nicht geringer, denn seine Stärke. Daher freute sich die Prinzessin gar sehr eines so schönen Bräutigams, und reichte ihm bald vor dem Altare Herz und Hand.

Kurz nachher starb der alte König, und nachdem sie ihn feierlich begraben, und Hans nun auch die andere Hälfte des Reichs von seinem Schwiegervater ererbt hatte, fuhr er alsbald mit seiner Gemahlin nach seiner Heimat, um seine Eltern und Geschwister mit sich nach seiner Residenz zu nehmen.

Wie diese erstaunten, als die große goldne Kutsche vor die niedrige Tür der Köhlerhütte rollte und stille hielt, brauche ich dir wohl nicht erst zu beschreiben! Und als sie nun vollends in dem Könige ihren lieben Sohn Hans erkannten, der ihnen die schöne Prinzessin als ihre Schwiegertochter zuführte, da war gar des Staunens und der Freude kein Ende! Hans aber fuhr mit Eltern und Geschwistern und seinem ganzen Gefolge nach der Bärenhöhle, zu seiner alten Pflegemutter. Und als sie nun nicht mehr weit davon waren, da fingen sie alle an, sich zu fürchten und baten den König umzukehren. Doch der beruhigte sie, und ging, da sie alsbald bei der Höhle angekommen waren, ohne alle Begleitung hinein. – Doch wie erschrak er! – Da lag der gute Bär gar kümmerlich auf seinem Lager hingestreckt und wollte sterben. Denn da er so krank und schwach war, daß er sich selbst keine Speise mehr aus dem Walde holen konnte, so wäre er beinahe den Hungertod gestorben, wenn König Hans nicht noch zur rechten Zeit darüber zugekommen wäre.

Als der Bär seinen Pflegesohn erkannte, wollte er sich aufrichten, um ihm entgegen zu kriechen, doch seine Kräfte versagten ihm und er fiel wieder auf sein Lager zurück. Hans aber rief seinen Dienern zu, ihm Speise und Trank zu bringen, dann setzte er sich zu seinem Bären auf die Streu und streichelte ihn mit seinen Händen und pflegte ihn auf alle Weise. – Und der Bär leckte mit seiner rauhen Zunge die Hände des Königs, und sah ihn gar freundlich an, als wollte er sagen: „So kommst du doch endlich noch, um mir den letzten Dienst zu erweisen, und ich habe dich doch nicht umsonst gesäugt und gepflegt." –

Nach und nach waren alle in die Höhle getreten, und die Königin legte den Kopf des alten Bären auf ihren Schoß, indem sie ihn mit ihren schönen Händen streichelte und sich, wie ihr Gemahl, auf alle mögliche Weise um ihn beschäftigte.

Doch alles umsonst! Der gute Bär war zu alt und zu schwach, um noch länger leben zu können. – Nachdem er noch einen dankbaren Blick auf den König und seine schöne Gemahlin geworfen hatte, streckte er seine Glieder aus und verschied. Der König aber weinte um seine alte Pflegemutter und alle waren gar sehr betrübt über den Tod des guten Tieres und standen noch lange an seinem Lager.

Dann begruben sie ihn unter dem Stamm einer alten Eiche, und fuhren alle nach der Königsstadt zurück, wo Hans Bär, der König, noch viele Jahre mit seiner schönen Gemahlin glücklich und in Frieden regierte.

Der kleine Häwelmann

Ein Kindermärchen

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwelmann. Des Nachts schlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, so mußte seine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwelmann eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht schlafen; die Mutter aber schlief schon lange neben ihm in ihrem großen Himmelbett. „Mutter", rief der kleine Häwelmann, „ich will fahren!" Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettstelle hin und her, und wenn ihr der Arm müde werden wollte, so rief der kleine Häwelmann: „Mehr, mehr!" und dann ging das Rollen wieder von vorne an. Endlich aber schlief sie gänzlich ein; und so viel Häwelmann auch schreien mochte, sie hörte es nicht; es war rein vorbei. – Da dauerte es nicht lange, so sah der Mond in die Fensterscheiben, der gute alte Mond, und was er da sah, war so possierlich, daß er sich erst mit seinem Pelzärmel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all sein Lebtage nicht gesehen. Da lag der kleine Häwelmann mit offenen Augen in seinem Rollenbett und hielt das eine Beinchen wie einen Mastbaum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blasen. Und allmählich, leise, leise, fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. „Mehr, mehr!" schrie Häwelmann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwelmann, daß es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopf stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er dreimal die Reise gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich ins Gesicht. „Junge", sagte er, „hast du noch nicht genug?" – „Nein", schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Mach mir die die Tür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menschen sollen mich fahren sehen." – „Das kann ich nicht", sagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüsselloch fallen; und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hause hinaus.

Auf der Straße war es ganz still und einsam. Die hohen Häuser standen im hellen Mondschein und glotzten mit ihren schwarzen Fenstern recht dumm in

die Stadt hinaus; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Es rasselte recht, als der kleine Häwelmann in seinem Rollenbette über das Straßenpflaster fuhr; und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren sie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Als sie bei der Kirche vorbeikamen, da krähte auf einmal der große goldene Hahn auf dem Glockenturme. Sie hielten still. „Was machst du da?" rief der kleine Häwelmann hinauf. – „Ich krähe zum erstenmal!" rief der goldene Hahn herunter. – „Wo sind denn die Menschen?" rief der kleine Häwelmann hinauf. – „Die schlafen", rief der goldene Hahn herunter, „wenn ich zum drittenmal krähe, dann wacht der erste Mensch auf". – „Das dauert mir zu lange", sagte Häwelmann, „ich will in den Wald fahren, alle Tiere sollen mich fahren sehen!" – „Junge", sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?" – „Nein", schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!" Und damit blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Stadttor hinaus und übers Feld und in den dunklen Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwischen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück, aber er holte den kleinen Häwelmann doch immer wieder ein.

Im Walde war es still und einsam; die Tiere waren nicht zu sehen; weder die Hirsche noch die Hasen, auch nicht die kleinen Mäuse. So fuhren sie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab. Der gute Mond ging nebenher und leuchtete in alle Büsche; aber die Tiere waren nicht zu sehen; nur eine kleine Katze saß oben in einem Eichbaum und funkelte mit den Augen. Da hielten sie still. „Das ist der kleine Hinze!" sagte Häwelmann, „ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen." Und als sie weiterfuhren, sprang die kleine Katze mit von Baum zu Baum. „Was machst du da?" rief der kleine Häwelmann hinauf. – „Ich illuminiere!" rief die kleine Katze herunter. – „Wo sind denn die andern Tiere?" rief der kleine Häwelmann hinauf. – „Die schlafen", rief die kleine Katze herunter und sprang wieder einen Baum weiter; „horch nur, wie sie schnarchen!" – „Junge", sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?" – „Nein", schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!" Und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete; und so fuhren sie zum Walde hinaus und dann über die Heide bis ans Ende der Welt, und dann gerade in den Himmel hinein.

Hier war es lustig; alle Sterne waren wach und hatten die Augen auf und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. „Platz da!" schrie Häwelmann und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne links und rechts vor Angst vom Himmel fielen. – „Junge", sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?" – „Nein!" schrie der kleine Häwelmann, „mehr, mehr!" Und – hast du nicht gesehen! fuhr der dem alten guten Mond quer über die Nase, daß er ganz dunkelbraun im Gesicht wurde. „Pfui!" sagte der Mond und nieste dreimal, „alles mit Maßen!" Und damit putzte er seine Laterne aus, und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal so dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. „Leuchte, alter Mond, leuchte!" schrie Häwelmann, aber der Mond war nirgends zu sehen und auch

die Sterne nicht; sie waren schon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwelmann sich sehr, weil er so allein im Himmel war. Er nahm seine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr kreuz und quer, hin und her, und niemand sah ihn fahren, weder die Menschen noch die Tiere, noch auch die lieben Sterne.

Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelsrande ein rotes rundes Gesicht zu ihm herauf, und der kleine Häwelmann meinte, der Mond sei wieder aufgegangen. „Leuchte, alter Mond, leuchte!" rief er. Und dann blies er wieder die Backen auf und fuhr quer durch den ganzen Himmel und gerade drauflos. Es war aber die Sonne, die gerade aus dem Meere heraufkam. „Junge", rief sie und sah ihm mit ihren glühenden Augen ins Gesicht, „was machst du hier in meinem Himmel?" Und – eins, zwei, drei! nahm sie den kleinen Häwelmann und warf ihn mitten in das große Wasser. Da konnte er schwimmen lernen.

Und dann?

Ja und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können!

Hinzelmeier

1

Die weiße Wand

In einem alten weitläufigen Hause wohnten Herr Hinzelmeier und die schöne Frau Abel; sie waren nun schon ins zwölfte Jahr verheiratet, ja die Leute in der Stadt zählten ihnen nach, daß sie zusammen schon fast an die achtzig Jahre auf dem Nacken hätten, und noch immer waren sie jung und schön und hatten weder ein Fältchen vor der Stirn, noch ein Hahnepfötchen unter den Augen. Daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, war nun freilich klar genug, und wenn die Hinzelmeierschen aufs Tapet kamen, so tranken die Stadtskaffeetanten drei Näpfchen mehr als am ersten Ostersonntagnachmittage. Die eine sagte: „Sie haben einen Jungbrunnen im Hofe!" Die andere sagte: „Es ist eine Jungfernmühle!" Die dritte sagte: „Ihr Bube, das Hinzelmeierlein, ist mit einer Glückshaube auf die Welt gekommen, und nun tragen die Alten sie wechselweise, Nacht um Nacht!" Das kleine Hinzelmeierlein dachte nun freilich nicht dergleichen; es kam ihm im Gegenteil ganz natürlich vor, daß seine Eltern immer jung und schön waren; aber gleichwohl bekam auch er sein Nüßchen, das er vergeblich zu knacken suchte.

Eines Herbstnachmittags, da es schon gegen das Zwielicht ging, saß er in dem langen Korridor des obern Stockwerks und spielte Einsiedler; denn weil die silbergraue Katze, welche sonst bei ihm zur Schule ging, eben in den Garten hinabgeschlichen war, um nach den Buchfinken zu sehen, so hatte er mit dem Professorspiel für heute aufhören müssen. Er saß nun als Einsiedler in einem Winkel und dachte sich allerhand, wohin wohl die Vögel flögen, und wie die Welt draußen wohl aussehen möge, und noch viel Tiefsinnigeres; denn er wollte der Katze darüber auf den andern Tag einen Vortrag halten, – als er seine Mutter, die schöne Frau Abel, an sich vorübergehen sah. „Heisa, Mutter!" rief er; aber sie hörte ihn nicht, sondern ging mit raschen Schritten an das Ende des Korridors; hier blieb sie stehen und schlug mit dem Schnupftuch dreimal gegen die weiße Wand. – Hinzelmeier zählte in Gedanken „ein" – „zwei" und kaum hatte er „drei" gezählt, als er die Wand sich lautlos öffnen und seine Mutter dadurch verschwinden sah; kaum konnte der Zipfel des Schnupftuchs noch mit hindurchschlüpfen, so ging alles mit einem leisen Klapp wieder zusammen, und der Einsiedler dachte nun auch noch darüber nach, wohin doch wohl seine Mutter durch die Wand gegangen sei. Darüber ward es allmählich dunkler, und das Dämmern in seinem Winkel war schon so groß geworden, daß es ihn ganz verschlungen hatte, da machte es, wie zuvor, einen leisen Klapp und die schöne

Frau Abel trat aus der Wand wieder in den Korridor hinein. Ein Rosenduft schlug dem Knaben entgegen, wie sie an ihm vorüberstrich. „Mutter, Mutter!" rief er; aber er hielt sie nicht zurück; er hörte, wie sie die Treppe hinab- und in das Zimmer des Vaters ging, wo er am Vormittag sein Schaukelpferd an den messingenen Ofenknopf gebunden hatte. Nun hielt es ihn nicht länger, er sprang durch den Korridor und ritt wie der Wind das Treppengeländer hinab. Als er ins Zimmer trat, war es voller Rosenduft, und es schien ihm fast, als wäre seine Mutter selber eine Rose, so leuchtend war ihr Antlitz. Hinzelmeier wurde ganz nachdenklich.

„Liebe Mutter", sagte er endlich, „weshalb gehst du denn immer durch die Wand?"

Und als Frau Abel hierauf verstummte, sagte der Vater: „Ei nun, mein Sohn, weil die andern Leute immer durch die Tür gehen."

Das war dem Hinzelmeier schon einleuchtend; bald aber wollte er mehr erfahren.

„Wohin gehst du denn, wenn du durch die Wand gehst", fragte er weiter. „Und wo sind denn die Rosen?"

Aber, ehe er sich's versah, hatte der Vater ihn kopfüber aufs Schaukelpferd gestülpt, und die Mutter sang das schöne Lied:

Hatto von Mainz und Poppo von Trier
Ritten zusammen aus Lünebier;
Hatto hott hott! immer im Trott,
Poppo hopp hopp! immer Galopp!

Ein, zwei, drei!
Zelle vorbei!
Ein, zwei, drei, vier!
Nun sind wir schon hier.

„Bind es los! bind es los!" rief Hinzelmeier; und der Vater band das Rößlein vom Ofenknopf, und die Mutter sang, und der Reiter ritt hopp hinauf und hopp hinab und hatte bald alle Rosen und weißen Wände in der ganzen Welt vergessen.

2

Der Zipfel

Nun gingen manche Jahre hin, ohne daß Hinzelmeier eine Wiederholung des Wunders erlebt hätte; er dachte daher auch überall nicht mehr daran, obgleich seine Eltern jung und schön blieben, wie sie es immer gewesen waren, und oftmals auch im Winter der wunderbare Rosenduft sie umgab.

In dem einsamen Korridor des obern Stockwerks war Hinzelmeier jetzt nur selten noch zu finden; denn die Katze war vor Alter gestorben, und so war seine Schule aus Mangel an Schülern von selber eingegangen.

Es war ihm nun schon fast so, als müßte um einige Jahre der Bart zu wachsen anfangen, da ging er eines Nachmittags wieder in den alten Korridor hinauf, um die weißen Wände zu besichtigen; denn er wollte auf den Abend das berühmte Schattenspiel „Nebukadnezar und sein Nußknacker" zur Aufführung bringen. In dieser Absicht war er an das Ende des Ganges gekommen, und betrachtete die weiße Querwand von oben bis unten, als er zu seiner Verwunderung den Zipfel eines Schnupftuches daraus hervorhängen sah. Er bückte sich, um es genauer zu betrachten; in der Ecke stand: A. H.; das konnte nichts anderes heißen als: Abel Hinzelmeier; es war das Schnupftuch seiner Mutter. Nun fing's in seinem Kopfe an zu schnurren, und die Gedanken arbeiteten rückwärts, weiter und weiter, bis sie bei dem ersten Kapitel dieser Geschichte plötzlich haltmachten. Hierauf suchte er das Schnupftuch aus der Wand herauszuziehen, was ihm auch nach einem etwas schmerzhaften Experimente glücklich gelang; dann schlug er, wie einst die schöne Frau Abel, dreimal mit dem Tuche gegen die Wand; und „ein – zwei – drei –!" tat sie sich lautlos voneinander, Hinzelmeier schlüpfte hindurch, und stand – wohin er am wenigsten zu gelangen dachte – auf dem Hausboden. Aber es war nicht daran zu zweifeln; dort stand der Urgroßmutterschrank mit den wackelköpfigen Pagoden, daneben seine eigne Wiege und weiterhin das Schaukelpferd, lauter ausgedientes Gerät; unter dem Balken längs an eisernen Haken hingen wie immer des Vaters lange Mäntel und Reisekragen und drehten sich langsam um sich selbst, wenn der Zug durch die offenen Bodenluken hereinstrich. „Sonderbar!" sagte Hinzelmeier, „warum ging die Mutter denn doch immer durch die Wand?" Da er indessen außer den bekannten Gegenständen nichts bemerken konnte, so wollte er durch die Bodentür wieder ins Haus hinabgehen. Allein die Tür war nicht da. Er stutzte einen Augenblick und meinte anfänglich sich nur geirrt zu haben, weil er von einer anderen Seite, als gewöhnlich, hinaufgelangt war. Er wandte sich daher und ging zwischen die Mäntel durch nach dem alten Schranke, um sich von hier aus zurechtzufinden; und richtig, dort gegenüber war die Tür; er begriff nicht, wie er sie hatte übersehen können. Als er aber darauf zuging, erschien ihm plötzlich wieder

alles so fremd, daß er zu zweifeln begann, ob er auch vor der rechten Tür stehe. Allein soviel er wußte, gab es hier keine andere. Was ihn am meisten verwirrte, war, daß die eiserne Klinke fehlte und auch der Schlüssel abgezogen war, der sonst immer aufzustecken pflegte. Er legte daher sein Auge an das Schlüsselloch, ob er vielleicht jemanden auf der Treppe oder dem Vorplatz gewahren könne, der ihn herabließe. Zu seinem Erstaunen sah er aber nicht auf die dunkle Treppe, sondern in ein helles, geräumiges Zimmer, von dessen Dasein er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

In der Mitte desselben gewahrte er einen pyramidenförmigen Schrein, der von zwei goldschimmernden Türen verschlossen und mit wunderlicher Schnitzarbeit verziert war. Hinzelmeier wußte nicht recht, ob das enge Schlüsselloch seinen Blick verwirrte, aber es war ihm fast, als wenn die Gestalten der Schlangen und Eidechsen in der braunen Laubgirlande, welche sich an den Kanten hinunterzog, auf und ab raschelten, ja mitunter sogar die geschmeidigen Köpfe auf den Goldgrund der Türe hinüberreckten. Dies alles beschäftigte den Knaben so, daß er nun erst die schöne Frau Abel und ihren Eheherrn bemerkte, welche mit geneigtem Haupte vor dem Schrein niedergekniet waren. Unwillkürlich hielt er den Atem an, um nicht bemerkt zu werden, und nun hörte er die Stimme seiner Eltern in leisem Gesange:

Rinke, ranke Rosenschein,
Tu dich auf, du goldner Schrein!
Tu dich auf und schließ uns ein,
Rinke, ranke Rosenschein!

Während des Gesanges erstarrte in dem Laubwerk das Leben des Gewürmes; die goldenen Türen gingen langsam auf und zeigten in dem Innern des Schrankes einen kristallenen Becher, in welchem eine halberschlossene Rose auf schlankem Schafte stand. Allmählich öffnete sich der Kelch; weiter und weiter, bis eins der schimmernden Blätter sich ablöste und zwischen die Knienden hinabfiel. Ehe es aber den Boden erreichte, zerstob es klingend in der Luft und füllte das Gemach mit rosenrotem Nebel.

Ein starker Rosenduft quoll durch das Schlüsselloch; der Knabe preßte sein Auge an die Öffnung, aber er gewahrte nichts als dann und wann ein Leuchten, das in der roten Dämmerung aufbrach und wieder verschwand. Nach einer Weile hörte er Schritte an der Tür; er wollte aufspringen, aber ein heftiger Schmerz an der Stirn raubte ihm die Besinnung.

3

Die Rose

Als Hinzelmeier aus der Betäubung erwachte, lag er in seinem Bette; Frau Abel saß neben ihm und hielt seine Hand in der ihren. Sie lächelte, da er die Augen zu ihr aufschlug, und der Abglanz der Rose lag auf ihrem Antlitz. „Du hast zuviel erlauscht, um nicht noch mehr erfahren zu müssen", sagte sie. „Nur darfst du für heute dein Bett nicht verlassen; aber währenddessen will ich dir das Geheimnis deiner Familie mitteilen. Du bist jetzt groß genug, um es zu wissen."

„Erzähle nur, Mutter", sagte Hinzelmeier, und legte den Kopf zurück in die Kissen; und dann erzählte Frau Abel: „Weit von dieser kleinen Stadt liegt der uralte Rosengarten, von dem die Sage geht, er sei am sechsten Schöpfungstage mit erschaffen worden. Innerhalb seiner Mauer stehen tausend rote Rosenbüsche, welche nie zu blühen aufhören; und jedesmal, wenn in unserem Geschlechte, welches in vielen Zweigen durch alle Länder der Welt verbreitet ist, ein Kind geboren wird, springt eine neue Knospe aus den Blättern. Jeder Knospe ist eine Jungfrau zur Pflegerin bestellt, welche den Garten nicht verlassen darf, bis die Rose von dem geholt worden, durch dessen Geburt sie entsprossen ist. Eine solche Rose, welche du vorhin gesehen hast, besitzt die Kraft, ihren Eigentümer zeitlebens jung und schön zu erhalten. Daher versäumt denn nicht leicht jemand, sich seine Rose zu holen; es kommt nur darauf an, den rechten Weg zu finden; denn der Eingänge sind viele, und oft verwunderliche. Hier führt es durch einen dicht verwachsenen Zaun, dort durch ein schmales Winkelpförtchen, mitunter" – und Frau Abel sah ihren Eheherrn, der eben ins Zimmer trat, mit schelmischen Augen an – „mitunter auch durchs Fenster!"

Herr Hinzelmeier lächelte und setzte sich neben das Bett seines Sohnes.

Dann erzählte Frau Abel weiter: „Auf diese Weise wird die größte Zahl der Jungfrauen aus ihrer Gefangenschaft erlöst und verläßt mit dem Besitzer der Rose den Garten. Auch deine Mutter war eine Rosenjungfrau und pflegte sechzehn Jahre lang die Rose deines Vaters. Wer aber an dem Garten vorübergeht, ohne einzukehren, der darf niemals dahin zurück; nur der Rosenjungfrau ist es nach dreimal drei Jahren gestattet, in die Welt hinauszugehen, um den Rosenherrn zu suchen und sich durch die Rose aus der Gefangenschaft zu erlösen. Findet sie in dieser Zeit ihn nicht, so muß sie in den Garten zurück, und darf erst nach wiederum dreimal drei Jahren noch einmal den Versuch erneuern; aber wenige wagen den ersten, fast keine den zweiten Gang; denn die Rosenjungfrauen scheuen die Welt, und wenn sie ja in ihren weißen Gewändern hinausgehen, so gehen sie mit niedergeschlagenen Augen und zitternden Füßen; und unter hundert solcher Kühnen hat kaum eine einzige den wandernden Rosenherrn gefunden. Für diesen aber ist dann die Rose verloren, und

während die Jungfrau zu ewiger Gefangenschaft zurückgegangen ist, hat auch er die Gnade seiner Geburt verscherzt, und muß wie die gewöhnliche Menschheit kümmerlich altern und vergehen. – Auch du, mein Sohn, gehörst zu den Rosenherren, und kommst du in die Welt hinaus, dann vergiß den Rosengarten nicht."

Herr Hinzelmeier neigte sich zur Frau Abel und küßte ihre seidenen Haare; dann sagte er, freundlich des Knaben andere Hand ergreifend: „Du bist jetzt groß genug! Möchtest du wohl in die Welt hinaus und eine Kunst erlernen?"

„Ja", sagte Hinzelmeier, „aber es müßte eine große Kunst sein; so eine, die sonst noch niemand hat erlernen können!"

Frau Abel schüttelte sorgenvoll den Kopf; der Vater aber sagte: „Ich will dich zu einem weisen Meister bringen, der viele Meilen von hier in einer großen Stadt wohnt; da magst du dir selbst eine Kunst erwählen."

Da war Hinzelmeier zufrieden.

Einige Tage darauf packte Frau Abel einen großen Koffer mit unzählig vielen Kleidern, und Hinzelmeier selber legte noch ein Rasierzeug hinein, damit er den Bart, wenn er käme, sogleich wieder abschneiden könne. Dann fuhr eines Tages der Wagen vor die Tür, und als die Mutter ihren Sohn zum Abschied umarmte, sagte sie unter Tränen zu ihm: „Vergiß die Rose nicht!"

4

Krahirius

Als Hinzelmeier ein Jahr bei dem weisen Meister gewesen war, schrieb er seinen Eltern, er habe sich nun eine Kunst erwählt, er wolle den Stein der Weisen suchen; nach zwei Jahren werde der Meister ihn lossprechen, dann wolle er auf die Wanderschaft und nicht eher zurückkehren, als bis er den Stein gefunden habe. Dies sei eine Kunst, welche noch von niemandem erlernt worden; denn auch der Meister sei eigentlich nur ein Altgesell, da der Stein noch keineswegs von ihm gefunden sei.

Als die schöne Frau Abel diesen Brief gelesen hatte, faltete sie ihre Finger ineinander und rief: „Ach, er wird nimmer in den Rosengarten kommen! Es wird ihm gehen wie unseres Nachbars Kasperle, der vor zwanzig Jahren ausgezogen und nimmer wieder nach Hause gekommen ist!"

Herr Hinzelmeier aber küßte seine schöne Frau und sagte: „Er mußte seinen Weg gehen. Ich wollte auch einmal den Stein der Weisen suchen und habe statt dessen die Rose gefunden."

So blieb denn Hinzelmeier bei dem weisen Meister; und allmählich ging die Zeit herum. –

Es war schon tief in der Nacht. Hinzelmeier saß vor einer qualmenden Lampe über einen Folianten gebückt. Aber es wollte ihm heute nicht gelingen; er fühlte es in seinen Adern klopfen und gären, es überfiel ihn eine Angst, als könne ihm auf immer das Verständnis für die tiefe Weisheit der Formeln und Sprüche verloren gehen, welche das alte Buch bewahrte.

Mitunter wandte er sein blasses Gesicht ins Zimmer zurück und starrte gedankenlos in den Winkel, wo die grämliche Gestalt seines Meisters vor einem niedrigen Herde zwischen glühenden Kolben und Tiegeln hantierte; mitunter, wenn die Fledermäuse an den Scheiben vorüberstrichen, sah er verlangend in die Mondnacht hinaus, die wie ein Zauber draußen über den Feldern lag. Neben dem Meister kauerte die Kräuterfrau am Boden. Sie hatte den grauen Hauskater auf dem Schoß und stäubte ihm sanft die Funken aus dem Pelz. Manchmal, wenn es so recht behaglich knisterte und das Tier vor angenehmem Grausen mauzte, langte der Meister liebkosend nach ihm zurück und sagte hustend: „Die Katze ist die Genossin des Weisen!"

Plötzlich scholl von außen her, von der First des Daches, das unter dem Fenster lag, ein langgezogener, sehnsüchtiger Laut, wie dessen von allen Tieren nur die Katze und nur im Lenze mächtig ist. Der Kater richtete sich auf und krallte seine Klauen in die Schürze des alten Weibes. Noch einmal rief es draußen. Da sprang das Tier mit einem derben Satz auf den Fußboden, und über Hinzelmeiers Schultern durch die Scheiben ins Freie, daß die Glasscherben klingend hinterdrein stoben.

Ein süßer Primelduft strich mit dem Zug ins Zimmer. Hinzelmeier sprang empor. „Es ist Frühling, Meister!“ rief er und warf seinen Stuhl zurück.

Der Alte senkte seine Nase noch tiefer in den Tiegel. Hinzelmeier ging auf ihn zu und packte ihn an der Schulter. „Hört Ihr's nicht, Meister?“

Der Meister griff in den graugemischten Bart und stierte den Jungen blöd durch seine grüne Brille an.

„Das Eis birst!“ rief Hinzelmeier, „es läutet in der Luft!“

Der Meister faßte ihn ums Handgelenk und begann die Pulsschläge zu zählen. „Sechsundneunzig!“ sagte er bedenklich. – Aber Hinzelmeier achtete dessen nicht, sondern verlangte seinen Abschied, und noch in selber Stunde. Da hieß der Meister ihn Stab und Ranzen nehmen, und trat mit ihm vor die Haustür, von wo sie weit ins Land hinein sehen konnten. Die unabsehbare Ebene lag in klarem Mondlicht zu ihren Füßen. Hier standen sie still; das Antlitz des Meisters war gefurcht von tausend Runzeln, sein Rücken war gebeugt, sein Bart hing tief über seinen braunen Talar hinab; er sah unsäglich alt aus. Auch Hinzelmeiers Gesicht war blaß, aber seine Augen leuchteten. „Deine Zeit ist um“, sprach der Meister zu ihm. „Knie nieder, damit du losgesprochen werdest!“ Dann zog er ein weißes Stäbchen aus dem Ärmel, und dem Knienden dreimal damit den Nacken berührend, sprach er:

„Das Wort ist gegeben
Unter die Geister;
Ruf es ins Leben,
So bist du der Meister.
Vorhanden ist es in keinem Reich.
Es ist ein Name, ein Dunst;
Finden und schaffen zugleich,
Das ist die Kunst!

Dann hieß er ihn aufstehen. Ein Frösteln durchfuhr den Jüngling, als er in das greise, feierliche Angesicht des Meisters blickte. Er nahm Stab und Ranzen vom Boden und wollte von dannen gehen, aber der Meister rief: „Vergiß den Raben nicht!“ Er griff mit der hageren Faust in seinen Bart und riß ein schwarzes Haar heraus. Das blies er durch die Finger; da schwang es sich als Rabe in die Luft.

Nun schwenkte er den Stab im Kreise um sein Haupt, und wie er schwenkte, flog der Rabe; dann streckte er den Arm aus und der Vogel setzte sich auf seine Faust. Hierauf hob er die grüne Brille von seiner Nase; und während er sie auf des Raben Schnabel klemmte, sprach er:

„Wege sollst du weisen,
Krahirius sollst du heißen!“

Da schrie der Rabe: „krahira! krahira!“ und hüpfte mit ausgespreizten Flügeln auf Hinzelmeiers Schulter. Der Meister aber sprach zu diesem:

„Wanderspruch und Wanderbuch
Hast du nun; und nun genug!“

Dann wies er mit dem Finger in das Tal hinab, wo der unendliche Weg über die Ebene lief, und während Hinzelmeier mit dem Reisehute grüßend in die Frühlingsnacht hinausging, schwang Krahirius sich auf und flog zu seinen Häupten.

5

Der Eingang zum Rosengarten

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Hinzelmeier hatte einen Richtweg über ein Feld mit grüner Wintersaat eingeschlagen, das sich unabsehbar vor ihm ausdehnte. Zu Ende desselben führte der Steig durch eine Öffnung des Walles auf einen geräumigen Platz hinaus, und Hinzelmeier stand vor den Gebäuden eines großen Bauernhofes. Es hatte zuvor geregnet; nun dampften die Strohdächer in der herben Frühlingssonne. Er stieß seinen Wanderstab in den Boden und blickte zum First des Wohnhauses hinauf, wo ein Volk von Sperlingen sein Wesen trieb. Plötzlich sah er aus einem der beiden weißen Schornsteine eine glänzende Scheibe in die Luft steigen, sich langsam im Sonnenschein wenden und darauf wieder in den Schornstein hinabfallen.

Hinzelmeier zog seine Taschenuhr hervor. „Es ist Mittag!" sagte er, „sie backen Eierkuchen." – Ein lieblicher Duft verbreitete sich, und wieder stieg ein Eierkuchen in den Sonnenschein hinauf und sank nach einer kurzen Weile in den Schornstein zurück.

Der Hunger meldete sich: Hinzelmeier trat ins Haus und gelangte über einen breiten Flur in eine hohe, geräumige Küche, wie solche in größeren Gehöften zu sein pflegen. Am Herde, auf dem ein helles Reisigfeuer brannte, stand eine stämmige Bäuerin und tat den Teig in die zischende Pfanne.

Krahirius, der lautlos hinterdrein geflogen war, setzte sich auf den Herdmantel, während Hinzelmeier fragte, ob er für Geld und gute Worte eine Mahlzeit hier bekommen könne.

„Hier ist kein Wirtshaus!" sagte die Frau, und schwang ihre Pfanne, daß der Eierkuchen prasselnd in den schwarzen Schlot hinauffuhr, und erst nach einer ganzen Weile mit der Oberseite in die Pfanne zurückklatschte.

Hinzelmeier griff nach seinem Stecken, den er beim Eintritt an die Tür gestellt hatte; allein die Alte fuhr mit der Gabel in den Eierkuchen und stülpte ihn rasch auf eine Schüssel. „Nun, nun!" sagte sie, „so war es nicht gemeint; setz Er sich nur; hier ist just einer fertig." Dann schob sie ihm einen hölzernen Stuhl an den Küchentisch und setzte den dampfenden Kuchen nebst Brot und einem Kruge jungen Landweins vor ihm hin.

Das ließ Hinzelmeier sich gefallen und hatte bald die derbe Speise und ein gut Teil des festen Roggenbrotes verzehrt. Dann setzte er den Krug an den Mund und tat einen herzhaften Zug auf die Gesundheit der Alten, und dann zu seiner eigenen Gesundheit noch manchen anderen hinterher. Das machte ihn so vergnügt, daß er ganz wie von selber zu singen anhub. „Er ist ja ein lustiger Mensch!" rief die Alte von ihrem Herde hinüber. Hinzelmeier nickte; im fielen auf einmal alle Lieder wieder ein, die er vorzeiten im elterlichen Hause von seiner schönen Mutter gehört hatte. Nun sang er sie, eines nach dem andern:

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind von Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Blut,
Nun geht sie tief in Sinnen;
Trägt in der Hand den Sommerhut,
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen!

Da wurde in der Wand, dem Herde gegenüber, unter den Reihen der blanken Zinnteller ein Schiebfensterchen zurückgezogen, und ein schönes blondes Mädchen, es mochte des Hauswirts Tochter sein, steckte neugierig den Kopf in die Küche.

Hinzelmeier, der das Klirren der Fensterscheiben vernommen hatte, hörte auf zu singen und ließ seine Augen an den Wänden der Küche umherwandern; über das Butterfaß und die blanken Käsekessel und über den breiten Rücken der Alten bis an das offene Schiebfensterchen, wo sie an zwei anderen jungen Augen hängenblieben.

Das Mädchen wurde ganz rot. – „Er singt schön!" sagte sie endlich.

„Es kam mir nur so", erwiderte Hinzelmeier. „Ich singe sonst gar nicht."

Dann schwiegen beide eine Weile, und man hörte nur das Zischen der Pfanne und das Prasseln der Eierkuchen.

„Der Kaspar singt auch schön!" hub das Mädchen wieder an.

„Freilich wohl!" meinte Hinzelmeier.

„Ja", sagte das Mädchen, „aber so schön wie Er macht er's doch nicht. Wo hat Er denn das schöne Lied her?"

Hinzelmeier antwortete nicht darauf, sondern trat auf einen umgestürzten Zuber, der unter dem Schiebefenster stand, und sah an dem Mädchen vorbei in die Kammer. – Drinnen war voller Sonnenschein. Auf den roten Fliesen der Diele lagen die Schatten von Nelken- und Rosenstücken, welche seitwärts vor einem Fenster stehen mochten. Plötzlich wurde im Hintergrund der Kammer eine Tür aufgerissen. Der Frühlingswind brauste herein und riß dem Mädchen ein blauseidnes Band von der Riegelhaube; dann fuhr er durchs Schiebefenster und trieb seine Beute kreiselnd in der Küche umher. Hinzelmeier aber warf seinen Hut danach und fing es wie einen Sommervogel.

Das Fenster war ein wenig hoch. Er wollte es dem Mädchen hinauflangen, sie bückte sich zu ihm heraus; da fuhren beide mit den Köpfen aneinander, daß es krachte. Das Mädchen schrie, die Zinnteller klirrten, Hinzelmeier wurde ganz konfus.

„Er hat einen gar wackeren Kopf!" sagte das Mädchen, und wischte sich mit ihrer Hand die Tränen von den Wangen. Als aber Hinzelmeier sich das Haar aus der Stirn strich und ihr herzhaft ins Gesicht schaute, da schlug sie die Augen nieder und fragte: „Er hat sich doch kein Leids getan?"

Hinzelmeier lachte. „Nein, Jungfer", rief er – er wußte selbst nicht, wie es ihm auf einmal einfallen mußte – „nimm Sie mir's nicht übel, aber Sie hat gewiß schon einen Schatz?"

Sie setzte die Faust unters Kinn und wollte ihn trotzig ansehen, aber ihre Augen blieben an den seinen hängen. – „Er faselt wohl", sagte sie leise.

Hinzelmeier schüttelte den Kopf; es wurde ganz still zwischen den beiden.

„Jungfer!" sagte nach einer Weile Hinzelmeier, „ich möchte Ihr das Band in die Kammer bringen!"

Das Mädchen nickte.

„Wo geht denn aber der Weg?"

Es klang ihm in den Ohren: „Mitunter auch durchs Fenster!" – Das war die Stimme seiner Mutter. Er sah sie an seinem Bette sitzen; er sah sie lächeln; es war ihm plötzlich, als stehe er in einem rosenroten Nebel, der aus dem offnen Schiebfenster in die Küche hereinzog. Er trat wieder auf den Zuber und legte seine Hände um den Nacken des Mädchens. Da sah er durch die offene Kammertür in einen Garten, darinnen standen die blühenden Rosenbüsche wie ein rotes Meer, und in der Ferne sangen kristallene Mädchenstimmen:

„Rinke, ranke Rosenschein,
Tu dich auf und schließ uns ein!"

Hinzelmeier drängte das Mädchen sanft in die Kammer zurück und stemmte die Hände auf das Fensterbrett, um sich mit einem Satz hineinzuschwingen; da hörte er es: „krahira, krahira!" über seinem Kopfe schwirren, und ehe er sich's versah, ließ der Rabe die grüne Brille aus der Luft und gerade auf seine Nase fallen. Nur wie im Traume sah er noch das Mädchen die Arme nach ihm ausstrecken; dann war auf einmal alles vor seinen Augen verschwunden; aber in weiter Ferne sah er durch die grünen Gläser eine dunkle Gestalt in einem tiefen Felsenkessel sitzen, welche mit einem Stemmeisen eifrig in den Grund zu bohren schien.

6

Ein Meisterschuß

„Der sucht den Stein der Weisen!“ dachte Hinzelmeier, und seine Wangen begannen zu brennen; er schritt wacker auf die Erscheinung los; aber es war weiter als das durch die Brillengläser aussah; er rief dem Raben, der mußte mit seinen Flügeln ihm die Schläfe fächeln. Erst nach Stunden hatte er den Grund der Schlucht erreicht. Nun sah er eine schwarze, rauhe Gestalt vor sich, die hatte zwei Hörner an der Stirn und einen langen Schwanz, den ließ sie hinter sich über das Gestein hinabhängen. Bei Hinzelmeiers Ankunft nahm sie das Stemmeisen zwischen die Zähne und begrüßte ihn mit dem verbindlichsten Kopfnikken, während sie mit der Schwanzquaste den Bohrstaub zusammenfegte. Hinzelmeier wurde fast um die Anrede verlegen, deshalb nickte er jedesmal mit gleicher Verbindlichkeit wieder, so daß also diese Komplimente von beiden Seiten eine Zeitlang fortdauerten. Endlich sagte der andere: „Sie kennen mich wohl nicht?“

„Nein“, sagte Hinzelmeier. „Sind Sie vielleicht ein Pumpenmeister?“

„Ja“, sagte der andere, „so etwas Ähnliches; ich bin der Teufel.“

Das wollte Hinzelmeier nicht glauben; aber der Teufel sah ihn mit zwei solchen Eulenaugen an, daß er am Ende gründlich überzeugt wurde und ganz bescheiden sagte: „Dürfte ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit diesem ungeheuren Loche ein physikalisches Experiment beabsichtigen?“

„Kennen Sie die ultima ratio regum?“ fragte der Teufel.

„Nein“, sagte Hinzelmeier. „Die ratio regum hat nichts mit meiner Kunst zu schaffen.“

Der Teufel kratzte sich mit dem Pferdehuf hinter den Ohren, und sagte dann, einen überlegenen Ton annehmend: „Mein Kind, weißt du, was eine Kanone ist?“

„Freilich“, sagte Hinzelmeier lächelnd; denn das ganze hölzerne Arsenal aus seiner Knabenzeit sah er plötzlich im Geiste vor sich aufgepflanzt.

Der Teufel klatschte vor Vergnügen mit seinem Schwanze auf den Felsen. „Drei Pfund Schießpulver, ein Fünkchen Höllenfeuer dazu; dann –!“ Hier steckte er die eine Tatze in das Bohrloch; und, indem er die andere auf Hinzelmeiers Schulter legte, sagte er vertraulich: „Die Welt ist unregierlich geworden. Ich will sie in die Luft sprengen.“

„Alle Wetter!“ schrie Hinzelmeier, „das ist ja aber eine Radikalkur, eine wahre Pferdekur!“

„Ja“, sagte der Teufel, „ultima ratio regum! versichere Sie, es gehört eine übermenschlich gute Natur dazu, um so etwas auszuhalten! Aber nun entschuldigen Sie ein Weilchen; ich muß ein wenig inspizieren.“ Mit diesen Worten zog

er den Schwanz zwischen die Schenkel, und sprang in das Bohrloch hinab. Da überfiel den Hinzelmeier auf einmal eine ganz übernatürliche Courage, so daß er bei sich beschloß, den Teufel aus der Welt zu schießen. Mit fester Hand zog er seine Zunderbüchse aus der Tasche, pinkte Feuer und warf es in das Bohrloch; dann zählte er: „ein – zwei –;" aber er hatte noch nicht „drei" gezählt, so entlud sich diese grundlose Pistole ihres Schusses samt ihrer Vorladung. Die Erde machte einen fürchterlichen Seitensprung durch den Himmel. Hinzelmeier stürzte in die Kniee; der Teufel aber flog wie eine Bombe durch die Luft, von einem Planetensystem in das andere, wo ihn die Anziehungskraft unseres Weltkörpers nicht mehr erreichen konnte. Hinzelmeier blickte ihm eine Weile nach; als er aber immer weiter und weiter flog, und gar nicht damit aufhören wollte, so gingen ihm endlich die Augen über. Sobald daher die Erde sich insoweit beruhigt hatte, daß mit zwei Beinen wieder auf ihr zu stehen war, sprang er auf und blickte um sich her. Zu seinen Füßen gähnte ihn der schwarze ausgebrannte Mörser an; von Zeit zu Zeit quoll eine Wolke braunen Rauches heraus und zog sich träge an den Felsen hin. Aber schon brach die Sonne durch den Dunst und vergoldete überall die Spitzen des Gesteines. Da nahm Hinzelmeier seine Tabakspfeife aus der Tasche, und die blauen Wolken vor sich hinblasend, rief er triumphierend: „Den Stein des Anstoßes habe ich aus der Welt geschossen; wohlan! der Stein der Weisen kann mir nicht entgehen!"

Dann setzte er seine Wanderung fort, und Krahirius flog zu seinen Häupten.

7

Die Rosenjungfrau

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, er wurde müder und müder, sein Rücken wurde gekrümmt; aber immer fand er doch den Stein der Weisen nicht. So waren neun Jahre dahingegangen, als er eines Abends in ein Wirtshaus einkehrte, welches am Eingang einer großen Stadt gelegen war. Krahirius nahm sich mit der Klaue die Brille herunter und putzte sie an seinen Flügeln; dann setzte er sie wieder auf und hüpfte in die Küche. Als die Hausleute ihn sahen, lachten sie über seine Brille, nannten ihn „Herr Professor" und warfen ihm die fettsten Bissen vor.

„Wenn Ihr der Herr des Vogel seid", sagte der Wirt zu Hinzelmeier, „so ist nach Euch gefragt worden."

„Freilich bin ich das", sagte Hinzelmeier.

„Wie heißt Ihr denn?"

„Ich heiße Hinzelmeier."

„Ei, ei", sagte der Wirt, „Ihren Herrn Sohn, den Gemahl der schönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl."

„Das ist mein Vater", sagte Hinzelmeier verdrießlich, „und die schöne Frau Abel ist meine Mutter."

Da lachten die Leute, und sagten, der Herr sei außerordentlich spaßhaft. Hinzelmeier aber sah vor Zorn in einen blanken Kessel.

Da starrte ihm ein grämliches Angesicht entgegen, voll Runzeln und Hahnepfötchen, und er gewahrte nun wohl, daß er abscheulich alt geworden sei.

„Ja ja!" rief er und schüttelte sich, als gelte es aus einem schweren Traum zu kommen; „wo war es doch? Ich war ja dicht davor." Dann erkundigte er sich bei dem Wirte, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne", sagte der Wirt, „sie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen."

„Das war die Rosenjungfrau!" rief Hinzelmeier.

„Ja", antwortete der Wirt, „ein Sträußermädel mag es wohl sein, sie hatte aber nur noch eine Rose in ihrem Körbchen."

„Wohin ist sie gegangen?" rief Hinzelmeier.

„Wenn Ihr sie sprechen müßt", sagte der Wirt, „so werdet Ihr sie schon in der Stadt an einer Straßenecke finden können."

Als Hinzelmeier das gehört hatte, schritt er eilig zum Hause hinaus und in die Stadt hinein; Krahirius, die Brille auf dem Schnabel, flog krächzend hinterher. Es ging aus einer Straße in die andere, und an allen Ecksteinen standen Blumenmädchen; aber sie trugen plumpe Schnallenschuhe und boten schreiend ihre Ware feil. Das waren keine Rosenjungfrauen. – Endlich, als schon die Sonne

hinter den Häusern hinab war, gelangte Hinzelmeier an ein altes Haus, aus dessen offener Tür ein zartes Leuchten auf die dämmerige Gasse herausdrang. Krahirius warf den Kopf zurück und schlug ängstlich mit den Flügeln; Hinzelmeier aber achtete dessen nicht und trat über die Schwelle in einen weiten Hausflur, der ganz von rotem Schimmer erfüllt war. Tief im Hintergrunde, auf der untersten Stufe einer Wendeltreppe, sah er ein blasses Mädchen sitzen; in einem Körbchen, das sie auf ihrem Schoße hielt,lag eine rote Rose, aus deren Kelch das zarte Licht hervorbrach. Das Mädchen schien ermüdet; denn sie setzte eben die Lippen von einem irdnen Wasserkruge, der ihr von einem kleinen Knaben mit beiden Händen vorgehalten wurde. Ein großer Hund, der neben ihr an der Treppe lag und, wie das Kind, hier zu Hause zu gehören schien, legte den Kopf an ihr weißes Gewand und leckte ihre nackten Füße. – „Das ist sie!" sagte Hinzelmeier, und seine Schritte wurden unsicher vor Hoffen und Erwarten. Und als die Jungfrau nun ihr Antlitz gegen ihn erhob, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte mit einemmal das Mädchen aus der Bauernküche; nur trug sie heute nicht das bunte Mieder, und das Rot auf ihren Wangen war nur der Abglanz von dem Rosenlichte.

„O du!" rief Hinzelmeier, „nun wird noch alles, alles gut!"

Sie streckte die Arme nach ihm aus, sie wollte lächeln; aber die Tränen sprangen ihr in die Augen. „Wo ist Er denn so lange in der Welt umhergelaufen?" sagte sie.

Und als er nun in ihre Augen sah, da erschrak er vor lauter Freude; denn dort stand sein eignes Bild, aber kein Bild, wie es ihn kurz vorher aus dem kupfernen Kessel angeglotzt hatte; nein, ein Gesicht, so jung und frisch und lustig, daß er laut aufjauchzen mußte; er hätte es um alle Welt nicht lassen können.

Da quoll von der Straße her ein Menschenschwarm ins Haus, schreiend und mit den Händen fechtend. „Hier steht der Herr des Vogels!" rief ein untersetztes Männlein; dann drangen alle auf Hinzelmeier ein.

Dieser faßte die Hand des Mädchens und fragte: „Was ist es mit dem Raben?"

„Was es ist?" sagte der Dicke, „dem Herrn Bürgermeister hat er die Perücke gestohlen!" – „Ja, ja", riefen alle, „und nun sitzt es draußen auf der Dachrinne, das Ungetüm, und hat die Perücke in den Klauen, und glotzt ihre Wohlweisheit durch seine grünen Brillengläser an!"

Hinzelmeier wollte reden, aber sie nahmen ihn in ihre Mitte und schoben ihn gegen die Tür. Mit Schrecken fühlte er die Hand der Rosenjungfrau aus der seinen gleiten. So kam er auf die Straße.

Droben auf der Dachrinne des Hauses saß noch immer der Rabe und sah mit seinen schwarzen Augen lauernd auf die aus dem Hause Kommenden hinab. Plötzlich öffnete er die Klaue; und während die Bürger mit Stöcken und Regenschirmen nach der Perücke ihres Bürgermeisters in der Luft umherlangten, hörte Hinzelmeier es „krahira, krahira!" über seinem Haupte schwirren, und in demselben Augenblick saß auch die grüne Brille schon auf seiner Nase.

Da war auf einmal die Stadt vor seinen Augen verschwunden; aber durch die Brillengläser sah er zu seinen Füßen ein grünes Tal mit Meierhöfen und

Dörfern. Sonnenbeschienene Wiesen zogen sich ringsumher, auf welchen barfüßige Dirnen mit blanken Milcheimern durch das Gras schritten, während in weiterer Entfernung von den Dörfern junge Kerle die Sense schwangen. Was aber Hinzelmeiers Augen fesselte, war die Gestalt eines Menschen in rot und weißer Bluse, mit einer spitzen Kappe auf dem Kopfe, welcher inmitten einer Wiese mit auf den Knien gestützten Armen in nachdenklicher Stellung auf einem Steine zu sitzen schien.

8

Nachbars Kasperle

Da dachte Hinzelmeier: „Das ist der Stein der Weisen!“ und ging geraden Weges auf ihn zu. Der Mensch aber beharrte in seiner nachdenklichen Stellung, nur daß er zu Hinzelmeiers Erstaunen seine große Nase mit Gummi elasticum über das Kinn herabzog.

„Ei, lieber Herr, was treibt Ihr denn da?“ rief Hinzelmeier.

„Das weiß ich nicht“, sagte der Mann, „aber ich habe da eine verwünschte Glocke an der Mütze, die mich abscheulich im Denken stört.“

„Warum zupft Ihr Euch denn aber so entsetzlich an der Nase?“

„Oh“, sagte der Mensch, und ließ den Nasenzipfel fahren, daß er mit einem Klaps wieder in seine alte Form zurückschnellte – „da bitte ich um Entschuldigung; aber ich leide oftmals an Gedanken, denn ich suche den Stein der Weisen.“

„Mein Gott!“ sagte Hinzelmeier, „da seid Ihr wohl gar des Nachbars Kasperle, der gar nicht wieder nach Haus gekommen ist?“

„Ja“, sagte der Mensch und reichte Hinzelmeier die Hand, „der bin ich.“

„Und ich bin Nachbars Hinzelmeier“, sagte dieser, „und suche auch den Stein der Weisen.“

Hierauf reichten sie sich noch einmal die Hände und kreuzten dabei die Finger auf eine Weise, woran sie sich gegenseitig als Eingeweihte erkannten. Dann sagte Kasperle: „Ich suche den Stein der Weisen jetzt nicht mehr.“

„Da reist Ihr vielleicht nach dem Rosengarten?“ rief Hinzelmeier.

„Nein“, sagte Kasperle, „ich suche den Stein nicht mehr; aber ich habe ihn bereits gefunden.“

Da verstummte Hinzelmeier eine ganze Zeitlang; endlich faltete er andächtig die Hände und sagte feierlich: „Es mußte schon so kommen, ich wußte es wohl; denn ich habe vor neun Jahren den Teufel aus der Welt geschossen.“

„Das muß sein Sohn gewesen sein“, sagte der andere, „dem alten Teufel bin ich noch vorgestern begegnet.“

„Nein“, sagte Hinzelmeier, „es war der alte Teufel; denn er hatte Hörner vor der Stirn und einen Schwanz mit schwarzer Quaste. Aber erzählt mir doch, wie Ihr den Stein gefunden habt.“

„Das ist einfach“, sagte Kasperle; „dort unten im Dorfe wohnen lauter dumme Leute, die nur mit Schafen und Rindvieh verkehren; sie wußten nicht, welchen Schatz sie besaßen; da habe ich ihn in einem alten Keller gefunden, und mit drei Sechslingen das Pfund bezahlt. Und nun denke ich bereits seit gestern darüber nach, wozu er nütze sei, und hätte es vermutlich schon gefunden, wenn mich die verwünschte Glocke nicht dabei gestört hätte.“

„Lieber Herr Kollege!“ sagte Hinzelmeier, „das ist eine höchst kritische Frage, woran vor Euch wohl noch kein Mensch gedacht hat! Aber wo habt Ihr denn den Stein?“

„Ich sitze darauf“, sagte Kasperle und zeigte aufstehend Hinzelmeiern den runden, wachsgelben Körper, worauf er bisher gesessen hatte.

„Ja“, sagte Hinzelmeier, „es ist kein Zweifel, Ihr habt ihn wirklich gefunden; aber nun laßt uns bedenken, wozu er nütze sei.“

Damit setzten sie sich einander gegenüber auf den Boden, indem sie den Stein zwischen sich nahmen und die Ellenbogen auf ihre Knie stützten.

So saßen und saßen sie; die Sonne ging unter, der Mond ging auf, und noch immer hatten sie nichts gefunden. Mitunter fragte der eine: „Habt Ihr's?“ Aber der andere schüttelte immer mit dem Kopfe und sagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ Und dann antwortete der andere: „Ich auch nicht.“

Krahirius ging ganz vergnügt im Grase auf und nieder und fing sich Frösche. Kasperle zupfte sich schon wieder an seiner schönen, großen Nase; da ging der Mond unter und die Sonne kam herauf, und Hinzelmeier fragte wieder: „Habt Ihr's?“ und Kasperle schüttelte wieder den Kopf und sagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ und Hinzelmeier antwortete trübselig: „Ich auch nicht.“

Dann dachten sie wieder eine ganze Weile nach; endlich sagte Hinzelmeier: „So müssen wir erst die Brille polieren, dann werden wir hernach schon sehen, wozu er nütze sei.“ Und kaum hatte Hinzelmeier seine Brille abgenommen, so ließ er sie vor Erstaunen ins Gras fallen und rief: „Ich hab es! Herr Kollege, man muß ihn essen! Nehmt nur gefälligst die Brille von Eurer schönen Nase.“

Da nahm auch Kasperle die Brille herunter, und, nachdem er seinen Stein eine Weile betrachtet hatte, sagte er: „Dieses ist ein sogenannter Lederkäse und muß mit des Himmels Hilfe gegessen werden. Bedienen Sie sich, Herr Kollege!“

Und nun zogen beide ihre Messer aus der Tasche und hieben wacker in den Käse ein. Krahirius kam herbeigeflogen, und, nachdem er die Brille aus dem Grase aufgesammelt und über seinen Schnabel geklemmt hatte, setzte er sich gemächlich zwischen die Essenden und schnappte nach den Rinden.

„Ich weiß nicht“, sagte Hinzelmeier, nachdem der Käse verzehrt war, „mir ist unmaßgeblich zumute, als wäre ich dem Stein der Weisen um ein Erkleckliches näher gerückt.“

„Wertester Herr Kollege“, erwiderte Kasperle, „Ihr sprecht aus meiner Seele. So laßt uns denn ungesäumt unsere Wanderung fortsetzen.“

Nach diesen Worten umarmten sie sich; Kasperle ging nach Westen, Hinzelmeier nach Osten, und zu seinen Häupten, die Brille auf dem Schnabel, flog Krahirius.

9

Der Stein der Weisen

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, sein Haar ergraute, seine Beine wurden wankend; am Stabe ging er von Land zu Land, und immer fand er doch den Stein der Weisen nicht. So waren noch einmal neun Jahre vergangen, als er eines Abends, wie er es jeden Abend zu tun pflegte, in ein Wirtshaus trat. Krahirius putzte wie gewöhnlich seine Brille, und hüpfte dann in die Küche, um sich sein Abendbrot zu betteln. Hinzelmeier trat in die Stube und lehnte seinen Stab in die Kachelofenecke; dann setzte er sich still und müde in den großen Lehnstuhl. Der Wirt stellte einen Krug Wein vor ihm hin, und sagte freundlich: „Ihr scheinet müde, lieber Herr; trinket nur, das wird Euch stärken!"

„Ja", sagte Hinzelmeier, und faßte den Krug mit beiden Händen, „sehr müde; ich bin lange gewandert, sehr lange." Dann schloß er die Augen und tat einen durstigen Zug aus dem Weinkruge.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels seid, so glaube ich fast, es ist nach Euch gefragt worden", sagte der Wirt. „Wie heißet Ihr denn, lieber Herr?"

„Ich heiße Hinzelmeier."

„Nun", sagte der Wirt, „Euren Enkel, den Gemahl der schönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl."

„Das ist mein Vater", sagte Hinzelmeier, „und die schöne Frau Abel ist meine Mutter."

Der Wirt zuckte mit den Achseln, und indem er sich nach seiner Schenke wandte, sagte er bei sich selber: „Der arme alte Mann ist kindisch geworden."

Hinzelmeier ließ den Kopf auf seine Brust sinken und erkundigte sich, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne", sagte der Wirt, „sie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen." Da lächelte Hinzelmeier und sagte leise: „Das war die Rosenjungfrau, nun wird es bald besser werden. Wohin ist sie gegangen?"

„Es schien ein Blumenmädchen zu sein", sagte der Wirt, „wenn Ihr sie sprechen wollt, Ihr werdet sie leicht an den Straßenecken finden können."

„Ich muß ein Weilchen schlafen", sagte Hinzelmeier, „gebt mir eine Kammer, und wenn der Hahn kräht, dann klopft an meine Tür."

Nun gab der Wirt ihm eine Kammer, und Hinzelmeier legte sich zur Ruhe. Er träumte von seiner schönen Mutter; er lächelte, sie sprach im Traume zu ihm. Da flog Krahirius durch das offene Fenster und setzte sich zu seinen Häupten auf das Bett. Er sträubte seine schwarzen Federn und hackte mit seiner Klaue sich die Brille von dem Schnabel. Dann stand er unbeweglich auf einem Bein und sah auf den Schlafenden hinunter. Der träumte weiter, und seine schöne Mutter sprach zu ihm: „Vergiß die Rose nicht!" Der Schlafende nickte leise mit

dem Kopfe; der Rabe aber öffnete die Klaue und ließ die Brille auf seine Nase fallen.

Da verwandelten sich seine Träume; seine eingefallenen Wangen begannen zu zucken, er streckte sich lang aus und stöhnte. – So kam die Nacht.

Als im Zwielicht der Hahn gekräht hatte, klopfte der Wirt an die Kammertür; Krahirius reckte die Flügel und zupfte seinen Federbalg zurecht; dann schrie er „krahira! krahira!" Hinzelmeier richtete sich mühsam auf und starrte um sich her; da sah er durch die Brille, die noch auf seiner Nase saß, zur Kammertür hinaus, über ein weites, ödes Feld; dann weiterhin auf einen mählich ansteigenden Hügel; auf diesem, unter dem Rumpfe einer alten Weide, lag ein grauer, flacher Stein; die Gegend war einsam, kein Mensch zu sehen.

„Das ist der Stein der Weisen!" sagte Hinzelmeier zu sich selber. „Endlich, endlich wird er dennoch mein werden!"

Hastig warf er seine Kleider über, nahm Stab und Ranzen und schritt zur Tür hinaus. Krahirius flog zu seinen Häupten, knappte mit dem Schnabel und schlug beim Fliegen Purzelbäume in der Luft. So wanderten sie viele Stunden. Endlich schienen sie ihrem Ziele näher zu kommen; aber Hinzelmeier war ermüdet, seine Brust keuchte, der Schweiß troff von seinen weißen Haaren; er stand still und stützte sich auf seinen Stab. Da kam aus der Ferne, hinter ihm, ganz aus der Ferne, fast wie ein Traum, ein Gesang zu ihm herüber:

Rinke, ranke, Rosenschein,
Laß ihn nicht allein, allein!
Halt ihn fest und hol ihn ein,
Rinke, ranke, Rosenschein!

Das spann sich wie ein goldenes Netz um ihn her; er ließ den Kopf auf seine Brust sinken; aber Krahirius schrie: „krahira! krahira!" da war das Lied verschollen, und als Hinzelmeier die Augen wieder aufschlug, stand er am Fuße des Hügels.

„Nur eine kleine Weile noch", sagte er zu sich selber und ließ noch einmal seine müden Füße wandern. Als er aber den großen, breiten Stein allmählich in der Nähe sah, da dachte er: „Den wirst du nimmer heben."

Endlich hatten sie die Höhe erreicht, Krahirius flog voran mit ausgebreiteten Schwingen, und ließ sich auf den Baumstamm nieder; Hinzelmeier wankte zitternd hinterher. Als er aber den Baum erreicht hatte, brach er zusammen, der Wanderstab glitt aus seiner Hand, sein Kopf sank auf den Stein zurück; doch in demselben Augenblick fiel auch die Brille von seiner Nase. Da sah er tief am Horizonte, am Rande der öden Ebene, die er durchwandert hatte, die weiße Gestalt der Rosenjungfrau; und noch einmal hörte er aus weiter Ferne:

Rinke – ranke – Rosenschein.

Er wollte aufstehen, aber er vermochte es nicht mehr; er streckte seine Arme aus, aber ein Frösteln lief über seine Glieder; der Himmel wurde grau und grauer, der Schnee fing an zu fallen, Flocke um Flocke, es schimmerte und flirrte und zog weiße Schleier zwischen ihm und der fernen, nebelhaften Gestalt. Er ließ die Arme fallen, seine Augen sanken ein, sein Atem hörte auf. Auf dem Weidenstumpf zu seinen Häupten steckte der Rabe den Schnabel zum Schlaf in seine Flügeldecken. – Der Schnee fiel über sie beide.

Die Nacht kam, und nach der Nacht kam der Morgen, und mit dem Morgen kam die Sonne, die schmolz den Schnee hinweg, und mit der Sonne kam die Rosenjungfrau; die löste ihre Flechten und kniete neben dem Toten, daß die blonden Haare sein bleiches Antlitz ganz bedeckten, und weinte, bis der Tag verging. Als aber die Sonne erlosch, gurrte der Rabe im Schlaf und rauschte mit den Federn. Da richtete die zarte Gestalt der Jungfrau sich vom Boden auf, mit ihrer weißen Hand ergriff sie den Raben bei den Flügeln und schleuderte ihn in die Luft, daß er krächzend in den grauen Himmel hineinflog, sie pflanzte die rote Rose an den Stein und sang dazu:

Nun streck die Würzlein tief hinab,
Nun wirf die Blättlein übers Grab,
Und singt der Wind im Abendschein
Dann sprich auch du ein Wort darein,
Mit rinke, ranke, Rosenschein!

Dann zerriß sie ihr weißes Kleid vom Saum bis an den Gürtel, und ging zu ewiger Gefangenschaft in den Rosengarten zurück.

Am Kamin

1

Ich werde Gespenstergeschichten erzählen! – Ja, da klatschen die jungen Damen schon alle in die Hände."

„Wie kommen Sie denn zu Gespenstergeschichten, alter Herr?"

„Ich? – das liegt in der Luft. Hören Sie nur, wie draußen der Oktoberwind in den Tannen fegt! Und dann hier drinnen dies helle Kienäpfelfeuerchen!"

„Aber ich dachte, die Spukgeschichten gehörten gänzlich zum Rüstzeug der Reaktion?"

„Nun, gnädige Frau, unter Ihrem Vorsitz wollen wir es immer darauf wagen."

„Machen Sie nicht solche Augen, alter Herr!"

„Ich mache gar keine Augen. Aber wir wollen Stühle um den Kamin setzen. – So! die Chaiselongue kann stehenbleiben. – Nein Klärchen, nicht die Lichter ausputzen! Da merkt man Absicht, und ... et cetera."

„So fang denn endlich einmal an!"

„In meiner Vaterstadt ..."

„Wart noch; ich will mich vor dem Kamin auf den Teppich legen und Kienäpfel zuwerfen."

„Tu das! – Also ein Arzt in meiner Vaterstadt hatte einen vierjährigen Knaben, welcher Peter hieß."

„Das fängt sehr trocken an!"

„Klärchen, paß auf deine Kienäpfel! – Dem kleinen Peter träumte eines Nachts" – „Ach – Träumen!"

„Was Träumen? Meine Damen, ich muß dringend bitten. Soll ich an einer zurückgetretenen Spukgeschichte ersticken?"

„Das ist keine Spukgeschichte; Träumen ist nicht Spuken."

„Halt den Mund, liebes Klärchen! – Wo war ich denn?"

„Du warst noch nicht weit."

„Sßt! – Der Vater erwachte eines Nachts – still Klärchen! – von dem ängstlichen Geschrei des Jungen, welcher neben seinem Bette schlief. Er nahm ihn zu sich und suchte ihn zu ermuntern, aber das Kind war gar nicht zu beruhigen. – ‚Was fehlt dir, Junge?' – ‚Es war ein großer Wolf da, er war hinter mir, er wollte mich fressen.' – ‚Du träumst ja, mein Kind!' – ‚Nein, nein, Papa, es war ein wirklicher Wolf; seine rauhen Haare sind an mein Gesicht gekommen.' – Er begrub den Kopf an seines Vaters Brust und wollte nicht wieder in sein Korbbettchen zurück. So schlief er endlich ein. Draußen vom Turme hörte der Doktor nach einiger Zeit eins schlagen.

Im Hause des Arztes lebte eine ältliche Schwester desselben, welche den kleinen Peter ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatte. – Es war eigentlich eine Range, der Junge; in einer Abendgesellschaft bei seinen Eltern hatte er uns einmal alle Sardellen von den Butterbroten weggefressen. Aber das tat der Liebe der Tante keinen Eintrag.

Am anderen Morgen, als der Doktor aus seinem Schlafzimmer trat, war sie die erste, die ihm begegnete. ‚Denke dir, Karl, was mir geträumt hat!' – ‚Nun?' – ‚Ich hatte mich in einen Wolf verwandelt und wollte den kleinen Peter fressen; ich trabte auf allen vieren, während der Junge schreiend vor mir herlief.' – ‚Hu! – Weißt du nicht, wieviel Uhr es gewesen?' – ‚Es muß nach Mitternacht gewesen sein; genauer kann ich es nicht bestimmen.'"

„Nun, und weiter, alter Herr?"

„Nichts weiter; damit ist die Geschichte aus."

„Pfui! Die Tante ist ein Werwolf gewesen!"

„Ich kann versichern, daß sie eine vortreffliche Dame war. Aber, Klärchen, leg einmal Kienäpfel auf!"

„Ja – aber Träumen ist doch nicht Spuken –"

„Ärgere den alten Herrn nicht! Siehst du, ich weiß besser mit ihm umzugehen. Da erscheint der Trank, bei dem der selige Hoffmann seine Serapionsgeschichten erzählte. – Setzen Sie die Bowle vor den Kamin, Martin! – Es ist auch eine halbe Flasche Maraschino dazu, alter Herr!"

„Ich küsse ihnen die Hand, gnädige Frau."

„Das verstehen Sie ja gar nicht!"

„Ich kann das eigentlich nicht bestreiten. In meiner Heimat tut man nicht dergleichen; indessen ich beginne wenigstens schon davon zu reden."

„Trinken Sie lieber einmal! – Klärchen, damit du was zu tun hast, schenk einmal die Gläser voll!"

„Ich weiß nicht, meine Damen, ob Sie jemals durch die Marsch gefahren sind! Im Herbst und bei Regenwetter will ich es Ihnen nicht gewünscht haben; in trockner Sommerzeit aber kann es keinen besseren Weg geben, der feine graue Ton, aus welchem der Boden besteht, ist dann fest und eben, und der Wagen geht sanft und leicht darüber hin. Vor einigen Jahren führten mich Geschäfte nach der kleinen Stadt T. im nördlichen Schleswig, welche mitten in der nach ihr benannten Marsch liegt. Am Abend war ich in der Familie des dortigen Landschreibers. Nach dem Essen, als die Zigarren angezündet waren, gerieten wir unversehens in die Spukgeschichten, was dort eben nicht schwer ist; denn die alte Stadt ist ein wahres Gespensternest und noch voll von Heidenglauben. Nicht allein, daß allezeit ein Storch auf dem Kirchturm steht, wenn ein Ratsherr sterben soll; es geht auch nachts ein altes glasäugiges dreibeiniges Pferd durch die Straßen, und wo es stehenbleibt und in die Fenster guckt, wird bald ein Sarg

herausgetragen. ‚De Hel' nennen es die Leute, ohne zu ahnen, daß es das Roß ihrer alten Todesgöttin ist, welche selbst zugunsten des Klapperbeins seit langem den Dienst hat quittieren müssen. Von den mancherlei derartigen Gesprächen und Erzählungen jenes Abends ist mir indessen nur eine einfache Geschichte im Gedächtnis geblieben.

‚Es war vor etwa zehn Jahren' – so erzählte unser Wirt –, ‚als ich mit einem jungen Kaufmann und einigen anderen Bekannten eine Lustfahrt nach einem Hofe machte, welcher dem Vater des ersteren gehörte und durch einen sogenannten Hofmann verwaltet wurde. Es war das schönste Sommerwetter; das Gras auf den Fennen funkelte nur so in der Sonne, und die Stare mit ihrem lustigen Geschrei flogen in ganzen Scharen zwischen dem weidenden Vieh umher. Die Gesellschaft im Wagen, der sanft über den ebenen Marschweg dahinrollte, befand sich in der heitersten Laune; niemand mehr als unser junger kaufmännischer Freund. Plötzlich aber, als wir eben an einem blühenden Rapsfelde vorüberfuhren, verstummte er mitten im lebhaftesten Gespräch, und seine Augen nahmen einen so seltsamen glasigen Ausdruck an, wie ich ihn nie zuvor an einem lebenden Menschen gesehen hatte. Ich, der ich ihm gegenüber saß, ergriff seinen Arm und schüttelte ihn. ‚Fritz, Fritz was fehlt dir?' fragte ich. Er atmete tief auf; dann sagte er, ohne mich anzusehen: ‚Das war 'mal eine schlimme Stelle!' – ‚Eine schlimme Stelle? Es geht ja wie auf der Diele!' – ‚Ja', entgegnete er, noch immer wie im Traum, ‚es war doch nicht gut darüber wegzukommen.' – Allmählich ermunterte er sich, und sein Gesicht erhielt wieder Leben und Ausdruck; aber er wußte auf unsere Fragen keine andere Antwort zu geben. Dieses kleine Ereignis, was allerdings für den Augenblick die Stimmung etwas herabdrückte, war indessen, nachdem wir den Hof erreicht hatten, durch die Heiterkeit der Umgebung und unsere eigene Jugend bald vergessen. Wir ließen uns durch die alte Wirtschafterin den Kaffee in der Gartenlaube anrichten, wir gingen auf die Fennen, um die Ochsen zu besehen, und nachdem abends die mitgebrachten Flaschen in Gesellschaft des alten Hofmannes geleert waren, fuhren wir alle vergnügt, wie wir ausgefahren waren, wieder heim.

Acht Tage später war unser Freund des Nachmittags im Auftrage seines Vaters nach dem Hofe hinausgeritten. Am Abend kam sein Pferd allein zurück. Der alte Herr, der eben aus seinem L'hombre-Klub nach Hause gekommen war, machte sich sogleich mit allen seinen Leuten auf, um nach seinem einzigen Sohn zu suchen. Als sie mit ihren Handlaternen an jenes blühende Rapsfeld kamen, fanden sie ihn tot am Wege liegen. Was die Ursache seines Todes gewesen, vermag ich nicht mehr anzugeben."

„Und geht es noch so rüstig
Hin über Stein und Steg,
Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg."

„Aha! Unser poetischer Freund improvisiert."

„Das nicht, Herr Assessor; der Vers ist schon gedruckt. Aber Klärchen scheint wieder mit meiner Geschichte nicht zufrieden zu sein; sie rührt mir gar zu ungeduldig an der Bowle."

„Ich? – Da hast du ein Glas Punsch! – Ich sage schon gar nichts mehr."

„Nun, so höre!

Mein Barbier – von dem hab ich diese Geschichte – ist der Sohn eines Tuchmachers. Als der Vater noch jung war, kam er eines Abends auf seiner Gesellenwanderung in eine kleine schlesische Stadt. Auf der Herberge erfuhr er, daß er bei einem der ältesten Meister in Arbeit treten könne. – ‚Will nur hoffen, daß es mit dir Bestand haben wird', setzte der Herbergswirt hinzu. – ‚Mit Gunst, Herr Vater', entgegnete der Gesell, ‚traut Ihr mir nicht oder fehlt's da wo im Hause bei den Meistersleuten?' – Der Wirt schüttelte den Kopf. – ‚Was denn aber, Herr Vater?' – ‚Es ist nur', sagte der Alte, ‚seit sie da drei Gesellen haben wollen, ist der dritte nach Monatsfrist allzeit wieder fremd geworden.'

Unser Geselle ließ sich das nicht anfechten, sondern ging noch an demselben Abend zu seinem neuen Meister. Er fand ein paar alte Leute, die ihn freundlich ansprachen, und zur Stärkung nach der Wanderung ein solides bürgerliches Abendbrot. Als es Schlafenszeit war, führte der Meister ihn selbst durch einen langen Gang des Hintergebäudes in das obere Stockwerk und wies ihm dort seine Schlafkammer an. Der Gelaß für die beiden anderen Gesellen befinde sich unten; es sei aber darin nicht Platz für ein drittes Bett.

Als der Meister ihm gute Nacht gewünscht, stand der junge Mann noch einen Augenblick und horchte, wie sich die Schritte des Alten über die Treppe hinab entfernten und dann unten in dem langen Gange allmählich verloren. Hierauf besah er sich sein neues Quartier. – Es war eine lange, äußerst schmale Kammer mit kahlen weißen Wänden; unten, die ganze Breite der Querwand einnehmend, stand das Bett; daneben ein kleiner Tisch und ein kleiner Stuhl aus Föhrenholz; das war die ganze Ausstattung. Das einzige sehr hohe Fenster mit kleinen, in Blei gefaßten Scheiben schien, soviel er bei dem Mondschein draußen erkennen konnte, nach einem großen Garten hinaus zu liegen. – Aber er hatte das alles mit schon träumenden Augen angesehen, und nachdem er sich unter das derbe Deckbett gestreckt und das Licht ausgelöscht hatte, fiel er bald in einen tiefen Schlaf.

Wie lange derselbe gedauert, konnte er später nicht angeben; er wußte nur, daß er durch ein Geräusch, das mit ihm in der Kammer war, auf eine jähe Art erweckt worden sei. Und bald hörte er deutlich ein Kehren wie mit einem scharfen Reisbesen, das von der Richtung des Fensters her allmählich sich nach der Tiefe der Kammer zu bewegte. Er richtete sich auf und blickte mit aufgerissenen Augen vor sich hin; die Kammer war fast hell vom Mondschein; die eine Wand war ganz davon beleuchtet; aber er vermochte nichts zu sehen als den völlig leeren Raum.

Plötzlich, und ehe es noch ganz in seine Nähe gekommen, war alles wieder still. Er horchte noch eine Weile und suchte sich vergebens einen Vers darauf zu machen; endlich, ermüdet wie er war, fiel er aufs neue in einen festen Schlaf.

Am anderen Morgen, als zwischen ihm und dem Meister die Sache zur Sprache kam, erfuhr er von diesem, daß allerdings einzelne, welche vor ihm in der Kammer geschlafen, ein Ähnliches dort gehört haben wollten; es sei indes immer nur zur Zeit des Vollmondes gewesen und übrigens niemandem etwas dadurch zu nahe geschehen. – Der junge Tuchmacher ließ sich beruhigen; und in den Nächten, die nun folgten, wurde auch sein Schlaf durch nichts gestört. Dabei ging ihm im Hause alles nach Wunsch; Arbeit und Verdienst war regulär, und auch mit seinen beiden Nebengesellen hatte er sich auf guten Fuß gestellt.

So ging ein Tag nach dem andern hin, bis endlich wieder die Zeit des Vollmonds herangekommen war. Aber er hatte nicht darauf geachtet, denn es war schwere, bedeckte Luft, und kein Schein fiel in die Kammer, als er sich am Abend schlafen legte. – Da plötzlich erweckte ihn wieder jener schon halb vergessene Ton. Eifriger noch und schärfer, so dünkte es ihn, als das erstemal kehrte und fegte es bei ihm in der Kammer, und seltsamerweise, jetzt, wo es fast dunkel war, meinte er gegen das Fenster hin einen sich bewegenden Schatten zu sehen. Aber, wie zuerst, wurde auch jetzt nach einer Weile alles wieder still, ohne daß es sein Bett erreicht oder daß er etwas Genaueres zu erkennen vermocht hätte. Er konnte indessen diesmal den Schlaf so bald nicht wiederfinden und hörte vom Kirchturm eine Stunde nach der anderen schlagen; endlich brach draußen der Mond durch die Wolken und schien in die Kammer, aber er beleuchtete nur die nackten Wände.

Der Gesell, so wenig angenehm ihm diese Dinge waren, beschloß bei sich, gegen jedermann zu schweigen, am wenigsten aber sich von jenem Unheimlichen vom Platze verdrängen zu lassen. – Wie gewöhnlich gingen auch die nun folgenden Nächte ohne Störung vorüber. – Nach Verlauf eines Monats kehrte er spät in der Nacht von einem benachbarten Orte zurück, wohin ihn sein Meister mit einem Geschäftsauftrage gesandt hatte. Er ging, als die Stadt erreicht war, nicht durch die Straßen, sondern an der Stadtmauer entlang, um durch den Garten in das Hinterhaus zu gelangen, wozu er den Schlüssel von seinem Meister erhalten hatte. Es war heller Mondschein. Schon in der Nähe des Hauses, während er zwischen den Rabatten auf dem geraden Stiege des Gartens entlangging, warf er zufällig einen Blick nach dem Fenster seiner Kammer hinauf. – Da saß oben ein Ding, ungestaltig und molkig, und guckte durch die Scheiben in den Garten hinab.

Der junge Mann verlor plötzlich die Lust, mit solcher Gesellschaft noch länger in Quartier zu liegen. Er kehrte um und suchte sich für diese Nacht ein Unterkommen in der Herberge. Am andern Morgen aber – so erzählte mir sein Sohn – nahm er seinen Abschied und verließ die Stadt, ohne jemals erfahren zu haben, womit er so lange in einer Kammer gehaust habe."

„Kann ich mir auch nichts bei denken."

„Geht mir ebenso, alter Herr."

„Ich dächte doch, das wäre eine echte rechte Spukgeschichte; oder was fehlt denn noch daran?"

„Sie hat keine Pointe."

„So? – Aber ein Teil dieser Geschichten tritt eben mit dem Reiz des Rätsels an uns heran und drängt uns, den Dingen nachzuspüren, die, wenngleich selber längst vergangen, noch solche Schatten aus dem leeren Raume fallen lassen."

„Nun, und Ihre Geschichte?"

„Will ich ganz dem Scharfsinn der Damen überlassen und Ihnen lieber etwas anderes erzählen, wo ein solcher Zusammenhang sich von selbst ergibt, indem der Reflex der Begebenheit mit dieser selbst scheinbar in einen Moment zusammenfällt.

Auf dem Gymnasium zu H. hatte ich einen Schulkameraden, einen fleißigen und geschickten Menschen, mit welchem ich, da er in meiner Nachbarschaft wohnte, in fast täglichem Verkehr lebte. Als er eben in Sekunda eingetreten war, starb der Vater, welcher ein kleines städtisches Amt bekleidet hatte, und hinterließ Sohn und Witwe in den bedrängtesten Umständen. – Mit Hilfe von Stipendien, deren es dort viele gab, hätte mein Freund dessenungeachtet wohl seinen Plan, die Rechte zu studieren, durchführen können; aber der lebhafte Wunsch, schon jetzt etwas zu verdienen und dadurch die letzten Jahre seiner alternden Mutter zu erleichtern, veranlaßte ihn, vom Gymnasium abzugehen und auf dem dortigen Amtshause als Lohnschreiber einzutreten. Unser Umgang wurde dadurch nicht unterbrochen; wir machten wie sonst des Mittags unsern gemeinschaftlichen Spaziergang, und abends, wenn er aus seiner Kanzlei nach Hause gekommen war, saßen wir in dem von ihm und seiner Mutter gemeinschaftlich bewohnten Zimmer und nahmen miteinander die Lektionen durch, welche am folgenden Tage in der Schule vorkommen sollten; denn er hatte seine Lebenspläne keineswegs gänzlich aufgegeben, und wo der Abend nicht reichte, nahm er unbedenklich die Nacht zu Hilfe. So habe ich manche Stunde dort verbracht in gemeinsamer Arbeit oder in gemütlichem Gespräch. Die Mutter pflegte mit ihrem Strickzeug neben uns vor der kleinen Lampe zu sitzen. Ich sehe noch das stille, etwas kränkliche Gesicht, wenn sie mitunter von der Arbeit aufblickte und mit einem Ausdruck der Sorge und der zärtlichsten Verehrung die Augen auf ihrem einzigen Kinde ruhen ließ. Er nahm dann wohl, wenn er es bemerkte, ihre blasse Hand und hielt sie fest in der seinigen, während er in dem vor ihm liegenden Buche weiterlas. Aber es ging dann nicht wie sonst, es war, als wenn die Zärtlichkeit für seine Mutter ihm die Gedanken zerstreute, und ich erinnere mich noch, wie ihm bei solchem Anlaß plötzlich die Tränen aus den Augen sprangen und er dann mit einem Lächeln und einem kurzen Blick auf sie ihre Hand sanft in ihren Schoß zurücklegte. Es war eine Luft des Friedens und der Stille in diesem Zimmer, wie ich sie nirgend sonst empfunden habe. An der einen Wand stand ein altes dürftiges Klavier; mitunter sangen wir daran; dann legte die alte Frau ihr Strickzeug in den Schoß, und war es zufällig eine Melodie aus ihrer Jugend, so stand sie auch wohl auf und ging mit unhörbaren Schritten und leise vor sich hinsummend im Zimmer auf und ab. Wenn es aber an der Wand auf der kleinen Schwarzwälder Uhr zehn geschlagen hatte, begann sie allmählich einen unruhigen Blick auf die große dunkle Gardinenbett-

stelle zu werfen, die im Hintergrunde des geräumigen Zimmers stand. Dann nahmen wir unsere Bücher, sagten ihr gute Nacht und gingen eine Treppe tiefer in die kleine Schlafkammer ihres Sohnes, wo wir noch einige Stunden unsere Studien fortzusetzen pflegten. Sie mochte dann schon ruhig in dem oberen Zimmer schlummern; denn es lag nach einem inneren Hofe, wo die nächtliche Ruhe durch nichts gestört wurde.

Aber dieses Leben mit seinem bescheidenen Glücke sollte nach einigen Jahren sein Ende erreichen. Kurz vor meinem Abgang zur Universität erkrankte die Mutter. Es war der Keim des Todes, der lange schon in ihr gelegen und nun zur Entfaltung kam; weder sie noch ihr Sohn verkannten das. Auf ihren Wunsch besuchte ich sie noch einmal, ehe ich abreiste. Das sonst so freundliche Zimmer war jetzt düster und öde, die Fenster tief verhangen, und aus den Kissen unter dem dunklen Betthimmel sah das leidende Gesicht der guten Frau. Während ihre magere Hand die meinige ergriff, sagte sie nur: ‚So leben Sie denn recht wohl!' Aber wir fühlten beide, daß das ein Abschied für das Leben sei.

Was nun folgte, habe ich später aus dem Munde meines Freundes gehört; denn ich selbst verließ schon am Tage darauf die Stadt. – Er hatte sich, als die Schwäche der Mutter plötzlich in ungewöhnlicher Art zugenommen, die Erlaubnis ausgewirkt, seine Arbeiten im Hause zu fertigen, und saß nun im Krankenzimmer an dem entlegensten Fenster, von dem er ein wenig die Gardine zurückgeschlagen, bald emsig schreibend, bald einen sorglichen Blick nach den dunklen Vorhängen des Bettes hinüberwerfend. Wenn die Mutter wachte, saß er in dem alten Lehnstuhl vor ihrem Bett und sprach leise zu ihr oder las ihr aus der Bibel vor; oder er war nur bei ihr, daß ihre Augen zärtlich auf ihm ruhen konnten. Dort blieb er auch des Nachts sitzen, und wenn die Kranke im Anschauen seines blassen, überwachten Antlitzes ihn bat: ‚Georg, leg dich schlafen! Georg, du hältst es ja nicht aus!' oder wenn sie ihm versicherte: ‚Geh nur; gewiß, es hat heut nacht noch nicht Gefahr', so faßte er nur um so fester die heiße Hand der Mutter, als müsse sie gerade jetzt, wenn er sich entfernen wollte, ihm entrissen werden.

Eines Nachts aber, da eine Linderung der Schmerzen eingetreten war, und da er sich kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochte, hatte er sich dennoch überreden lassen. – Unten in seiner Kammer lag er unausgekleidet auf seinem Bette; traumlos, in tiefem, bleiernem Schlaf. Oben beim Schein der Nachtlampe in sanftem Schlummer hatte er die Mutter zurückgelassen. Währenddes verging die Nacht, und der Tag fing eben an zu grauen; da wurde er plötzlich wie mit sanfter Gewalt aus dem Schlaf emporgezogen. Als er aufblickte, sah er die Tür der Kammer geöffnet und eine Hand, die mit einem weißen Tuch zu ihm hereinwehte. Unwillkürlich sprang er vom Bett auf; aber er hatte sich geirrt, die Tür seiner Kammer war eingeklinkt, wie er in der Nacht sie aus der Hand gelassen. Fast ohne Gedanken ging er die Treppe zu dem Krankenzimmer hinauf. – Es war still drinnen, die Nachtlampe war herabgebrannt, und unter dem dunklen Betthimmel fand er beim trüben Schein der Dämmerung die Leiche seiner Mutter. Als er sich bückte, um die Hand der Toten an seinen

Mund zu drücken, die über den Rand des Bettes herabhing, faßte er zugleich ihr weißes Schnupftuch, das sie zwischen den geschlossenen Fingern hielt."

„Und Ihr Freund? – Wie ist es dem ergangen?"

„Es ist ihm gut ergangen; denn er hat nach mancher Not und schweren Arbeit seinen Lebensplan verwirklicht; und er lebt noch jetzt wie unter den Augen und in der Gegenwart seiner Mutter; ihre Liebe, die sie so ohne Rückfall ihm im Leben gab, ist ihm ein Kapital geworden, das auch in den schwersten Stunden ihn nicht hat darben lassen.

Aber Klärchen, was hältst du denn die Hände vor den Augen?"

„Oh – mir graut nicht."

„Aber du weinst ja!"

„Ich? – Warum erzählst du auch so dumme Geschichten!"

„Nun! So mag es denn die letzte sein; ich wüßte für heute auch nichts Besseres zu erzählen."

2

„Aber es ist noch einmal wieder Sommer geworden, alter Herr! Wo bleiben da unsere Geschichten? Ein Kaminfeuer läßt sich doch bei sechzehn Grad Wärme nicht anzünden!"

„Gnädige Frau, wenn es auch wetterleuchtet draußen, wir sind immerhin schon dicht an den November. Der Teetisch tut es auch für heute; lassen Sie nur den Kessel sausen, ich meinerseits bin mit dem Akkompagnement zufrieden. Freilich –"

„Was denn freilich?"

„Wenn der Teekessel ein Vertreter des häuslichen Herdes sein soll, so muß er unbedingt auf einem Kohlenbecken kochen; und zwar auf Torfkohlen, gehörig durchgeglühten. Das hält auch besser Dauer als jene ungemütliche Maschinerie."

„Nun, alter Herr, es soll mir auf ein Kännchen Sprit nicht ankommen!"

„Bleibt aber doch immerhin die Apothekerflamme der Berceliuslampe! – Indessen, da es hierorts weder einen Torf noch einen Teekomfort gibt – Sie kennen das Ding wohl nicht einmal? –, so akzeptiere ich das Kännchen Sprit."

„Nun, so tun Sie ihre Mauskiste auf! Was haben Sie zu erzählen?"

„Ich habe heute, da ich an einem neueröffneten Putzladen vorbeiging, lebhaft einer alten Freundin in der Heimat gedenken müssen. Sie war die Tochter eines Handwerkers aus einem Nachbarstädtchen und wohnte längere Zeit in einem meinen Eltern gehörigen Häuschen, dessen Hof an den Garten unseres Wohnhauses grenzte. Sehr gegen ihre Neigung suchte sie ihren Unterhalt durch Putzarbeiten zu erwerben, die sie für die weibliche Bevölkerung der Umgegend verfertigte. Auch verhehlte sie sich keineswegs, daß ihr die Sache ziemlich übel von der Hand ging; und wenn sie nur irgend Feierabend machen konnte, schloß sie die verhaßte Arbeit in die Kommodenschublade und nahm statt dessen eins ihrer geliebten Bücher zur Hand, oder sie griff auch wohl selbst zur Feder und brachte eine kleine Geschichte oder irgendeinen sinnigen Gedanken zu Papier. Die Beschränktheit ihrer Lebensverhältnisse, verbunden mit dem Drang, allerlei feingeistige Nahrung zu sich zu nehmen – denn Rahels Briefe waren ihre Lieblingskost –, hatten eine seltsame, aber nicht uninteressante Auffassung der Dinge bei ihr hervorgebracht; und wir haben über das Gartenstaket hinweg manch kurzweiliges Plauderstündchen miteinander abgehalten."

„Hans!"

„Was denn, Frau?"

„Du verdunkelst da etwas. – Durch jenes Häuschen führte ein Richtweg nach der Hauptstraße; und neben dem Wege war das Stübchen der Putzmacherin. Gesteh es nur, Hans; dort hast du gesessen, zwischen Lilien und Rosen!"

„Aber, meine Damen, meine Freundin war keineswegs eine Sandsche Gene-

vière, sondern eine gesetzte, hagere Person von fünfundvierzig Jahren!"

„Aber sie hatte noch sehr blanke, graue Augen, Hans, und die lebhafte Röte ihres Angesichts zeugte von der Erregbarkeit ihres Herzens, und wenn sie mir damals auch in gewählten Worten ihre Freude über unsere Verlobung aussprach, weil der böse Leumund die Besuche des jungen Mannes nun nicht mehr mißdeuten könnte, so habe ich doch darin das verhüllte Bekenntnis gegenseitiger Neigung nicht verkennen können."

„Ich will unsere beiderseitige Zuneigung keineswegs herabsetzen. Jene Äußerung meiner Freundin aber dürfte wohl nur von einer übermäßigen Jungfräulichkeit herrühren, wie sie durch ein zu langes Verweilen im ledigen Stande mitunter hervorgetrieben wird. Denn als sie später dennoch sich verheiratete und zum Erstaunen der Welt eines tüchtigen Knaben genas, hat sie sich anfänglich nicht überwinden können, den Jungen an die Brust zu legen, weil, wie (sie) sich ausdrückte, das Kind andern Geschlechts sei."

„Hans! – Du lügst ja; sie hat sich ja gar nicht verheiratet."

„Nicht? – Nun, da verwechsle ich die Geschichte. Sei dem wie ihm wolle, diese meine Freundin, der ich ein treues Gedächtnis bewahre, war im Heimlichen wie im Unheimlichen sehr zu Hause. Von ihren mancherlei Geschichten ist mir indessen – verzeih, Klärchen! – nur ein Traum im Gedächtnis geblieben!

‚Es existierte' – so erzählte sie mir – ‚vorzeiten in unserer Gegend eine reiche holländische Familie, welche allmählich fast alle großen Höfe in der Nähe meiner Vaterstadt in Besitz bekommen hatte – vorzeiten, sage ich; denn das Glück der van A... hatte nicht standgehalten. In meiner Kindheit lebte von der ganzen Familie nur noch eine alte Dame, die Witwe des längst verstorbenen Pfenningmeisters van A..., die übrigen Glieder der Familie waren gestorben, zum Teil auf seltsame und gewalttätige Weise ums Leben gekommen; und von den ungeheuren Besitzungen war nur noch ein altes Giebelhaus in der Stadt zurückgeblieben, in welchem die Letzte dieses Namens den Rest ihrer Tage in Einsamkeit verlebte. Ich habe sie damals oft gesehen, das schmale, scharf geschnittene Gesicht von dem dichten Haubenstriche eingefaßt; aber wir Kinder hatten Scheu vor ihr, es lag etwas in ihren Augen, das uns erschreckte. Auch ging allerlei unheimliches Gerede, nicht allein über den Erwerb des Vermögens in früherer Zeit, sondern auch über die Mittel, durch welche der verstorbene Pfenningmeister den Ruin desselben aufzuhalten versucht habe. Ob es ein Mißbrauch seines Amtes oder was es sonst gewesen sein sollte, erinnere ich mich nicht mehr; wohl aber, daß man die überlebende Witwe als die eigentliche Urheberin davon betrachtete. Gleichwohl war es immer eine Art Fest für mich, wenn ich, wie dies wohl bei einer Bestellung für meine Eltern geschah, einige Minuten in ihrem hohen, mit altmodischen Seltsamkeiten angefüllten Zimmer verweilen durfte. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie neben dem Glasschrank strack und steif in ihrem Lehnstuhl saß, zwischen Schriften und Rechnungsbüchern umhertastend oder ein großes Strickzeug mit ihren hageren Fingern bewegend. Nur einmal habe ich einen anderen Menschen als ihre alte Magd bei ihr angetroffen;und die kurze Szene, von der ich damals Augenzeuge wurde,

machte auf mich einen tiefen Eindruck, ohne daß ich mir über die Bedeutung derselben klarzuwerden vermocht hätte. Es war ein zerlumptes Weib aus der Stadt, das vor der alten Dame stand. Bei meinem Eintritt warf sie ihr einen harten Speziestaler vor die Füße und ging dann unter höhnenden, leidenschaftlichen Worten zur Tür hinaus. Die Frau van A..., die nichts darauf erwidert hatte, stand jetzt von ihrem Lehnstuhl auf und ging, ohne von mir Notiz zu nehmen, eine lange Weile im Zimmer auf und ab, indem sie die Hände umeinanderwand und halblaute klagende Worte hervorstieß. – Plötzlich eines Morgens hieß es, daß sie gestorben sei, und schon am Nachmittag wußte ich mich in das Sterbehaus zu schleichen und betrachtete durch das Fenster der Stubentür mit einem aus Grauen und Neugier gemischten Gefühl das wachsbleiche Gesicht, das aus dem weißen Kissen der Alkovenbettstelle hervorragte. Dann nach einigen Tagen kam die Begräbnisfeier; ich verspeiste mit großem Appetit die leckeren Butterkringel, die beim Leichenschmaus in der Nachbarschaft verteilt wurden, und sah von unseren Treppensteinen aus den mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg aus dem alten Hause hinaus- und die lange Straße hinabtragen.

Einige Wochen später träumte mir, daß ich in der Dämmerung auf unserem langen Hausflur spielte. Bei der immer stärker hereinbrechenden Dunkelheit überfiel mich mit einem Male ein Gefühl von Einsamkeit, und ich wollte eben in die Stube zu meiner Mutter gehen, als ich die Haustürglocke schellen und die alte Frau van A... hereintreten sah. Ich war mir vollständig bewußt, daß sie tot sei, und schlüpfte, da sie näher kam, nur kaum an ihr vorbei in die Wohnstube, wo meine Mutter eben das Licht angezündet hatte. Während ich zu ihr lief und mich an ihrer Schürze festhielt, bemerkte ich, daß die Verstorbene in eine bunte Nachtjacke und einen weißen wollenen Unterrock gekleidet war, wie ich sie in frühen Morgenstunden wohl mitunter gesehen hatte. Sie ging auf den kleinen, in die Wand gemauerten Beilegeofen zu und streichelte mit zitternden Händen die daran befindlichen Messingknöpfe; dabei wandte sie den Kopf zu meiner Mutter und sagte mit einer traurigen Stimme: ‚Ach, Frau Nachbarin, darf ich mich wohl ein bißchen wärmen? Mich friert so sehr!' Und als sie leise vor sich hinseufzend noch eine Weile stehenblieb, bemerkte ich, daß unten der Saum ihres wollenen Rockes an mehreren Stellen angebrannt war. – Wie der Traum ausgegangen, weiß ich nicht; ich dachte am andern Morgen nicht eben lange daran und sagte auch niemandem davon. Aber er erneuerte sich. – Einige Nächte darauf träumt mir, daß ich abends wie gewöhnlich mit meiner Näharbeit neben meiner Mutter in der Stube sitze, da schellte es draußen an der Haustür. ‚Sieh zu, wer da ist!' sagte meine Mutter; und als ich die Tür öffne, um hinauszusehen, steht wieder die Frau van A... vor mir, in derselben Kleidung, wie ich sie das vorige Mal gesehen. Von dem entsetzlichsten Grauen befallen, springe ich zurück und krieche längs der Wand unter den großen Tisch, welcher in der Ecke am Fenster stand. Wie das erstemal ging die Frau, leise vor sich hinjammernd, an den Ofen. ‚Mich friert, ach, wie mich friert!' sagte sie, und ich hörte deutlich, wie ihre Zähne aufeinanderschlugen. Bei dem Schein des auf dem Tische stehenden Lichtes bemerkte ich jetzt auch, daß sie bloße Füße

hatte; aber seltsamerweise, es waren große Brandwunden an denselben, und auch der wollene Rock war heute weit mehr verbrannt als in der vorigen Nacht. Und dabei stand sie fortwährend und klammerte sich mit den Händen an den Ofen, nur mitunter einen Seufzer oder ein tiefes Stöhnen ausstoßend.

Der Traum wollte mich diesmal am Morgen nicht wieder verlassen. Während des Frühstücks duldete mein Vater nicht, daß irgend etwas Aufregendes oder Unangenehmes von uns vorgebracht wurde. Als aber später meine Mutter aufstand und in die Küche ging, folgte ich ihr und erzählte ihr dort genau, was mir in den beiden Nächten geträumt hatte. Ich sehe noch die Bestürzung, die sich während meiner Erzählung in ihrem Gesicht ausdrückte. Ich hatte kaum geendet, als sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug und in ihrer plattdeutschen Mundart ausrief: ‚Herr Gott im Himmel, ganz min egen Droom!' – Dann erzählte sie mir, wie sie in denselben Nächten im Traum genau dasselbe erlebt hatte wie ich. – Später hat sich indessen der Traum bei uns nicht wiederholt.'"

„Woher ist die tote Frau gekommen?"

„Ich kann Ihnen hierauf leider keine Antwort geben.

Aber zwei andere Fragen treten bei dieser Geschichte, an deren Wahrheit ich keinen Grund zu zweifeln habe, wenigstens an mich noch näher heran. War der eine Traum nur die Quelle des andern, wie das bei dem Wolfe so augenscheinlich der Fall zu sein scheint, oder gab es noch ein Drittes, worin dieselben ihren gemeinsamen Ursprung hatten?

Lassen Sie mich Ihnen indessen sogleich noch einen andern Vorfall erzählen.

Vor einigen Jahren verlebte ich, wie Sie wissen, mit meiner Frau ein paar Wochen auf dem Gute meines Bruders. Wenn wir des Tags zwischen Wiesen und Kornfeldern umhergeschlendert oder auch wohl mit den Kindern in den nahen Wald gefahren waren, so stand abends im Hause ein sehr behaglicher Teetisch für uns bereit, an dem sich auch wohl der eine oder andere von den benachbarten Hofbesitzern einzufinden pflegte. Bei solcher Veranlassung beklagte sich eines Abends mein Bruder gegen seinen nächsten Gutsnachbar, einen Mann, mit dem es sich sehr angenehm plauderte, daß ihm seit einiger Zeit fortwährend kleine Quantitäten Frucht von seinem Boden abhanden gekommen, ohne daß er den Dieb zu entdecken vermocht hätte. Nachdem alles durchgesprochen war, was etwa zur Aufklärung der Sache dienen mochte, sagte Herr B...r: ‚Mir selbst ist es in einem ähnlichen Falle nach dem Sprichwort ergangen: Gott gibt's den Trägen im Schlaf.' – Auf näheres Befragen erzählte er dann folgendes:

‚Wie Sie wissen, pflegte ich die zu meinem Haferboden führende Falltür jeden Abend mit einem Vorlegeschloß zu verschließen und den Schlüssel beim Zubettgehen mit in meine Schlafkammer zu nehmen. So habe ich es schon seit vielen Jahren gehalten. In dem Herbste, ehe Sie im Frühjahr darauf in unsere Nachbarschaft kamen, bemerkte ich mehrfach, wenn ich des Morgens auf den

Boden kam, daß in der Nacht jemand, und zwar in scheinbarer Hast, über dem Hafer gewesen sei. Denn es war bald an dem einen, bald an dem andern Ende des Haufens darin gewühlt, und eine Menge Körner lagen unordentlich über die Dielen zerstreut, was ich an den Abenden vorher, wo ich zufällig auch dort gewesen war, nicht bemerkt hatte. Mein erster Gedanke war, daß mein Kutscher, dem ich seit einiger Zeit, zu seinem großen Ärger, die Rationen für die Pferde etwas beschränkt hatte, aus Liebe zu dem armen Viehzeug zum Spitzbuben geworden sei. Allein aus verschiedenen Gründen mußte ich den Verdacht aufgeben.

Da träumte mir eines Nachts, ich stehe im Mondschein auf dem Haferboden am Fenster. Wie ich dahin gelangt sein sollte, wußte ich nicht anzugeben; denn es war mir sehr wohl bewußt, daß die Falltür verschlossen sei. Plötzlich höre ich unter derselben einen Schlüssel in dem Vorlegeschloß umdrehen; gleich darauf hebt sich die Tür, und ich sehe bei der in dem Raume herrschenden Mondhelle das Gesicht eines Menschen von der Treppe her auftauchen, in dem ich deutlich einen alten Arbeiter erkannte, der schon seit vielen Jahren bei mir gearbeitet und den ich in keiner Weise in Verdacht gehabt hatte. Während er noch mit dem Arm die Tür zurückdrängt, scheint auch er mich gewahr zu werden, denn die Tür fällt wieder zu und ich sehe nichts mehr.

Aber ich erwache. Das Gesicht war so lebhaft gewesen, daß mir das Herz klopfte, und dabei schien der Mond so grell in die Kammer, gerade wie ich es im Traum gesehen. Ich wollte aufstehen und die Sache sogleich untersuchen, aber ich schalt mich einen Narren; auch war es kalt draußen, über den Hof zu gehen, und das Bett war so behaglich warm. Mit einem Wort, ich konnte mich nicht überwinden, und schlief endlich wieder ein.

Am andern Morgen, als ich beim Frühstück saß, trat der alte Martin zu mir in die Stube. Er sah verstört aus, drehte seine Mütze in den Händen und stand eine ganze Weile vor mir, ohne ein Wort hervorbringen zu können. ‚Jagen Sie mich nicht fort, Herr', sagte er endlich, ‚es ist aus großer Not geschehen.' – ‚Wie meint Er das, Martin?' fragte ich. – Er sah mich an. ‚Ich wollte auch schon sogleich auf den Boden zurück', sagte er dann, ‚aber ich war so sehr erschrocken, als ich Sie da so am Fenster stehen sah.' – Während ich in diesem Augenblick vielleicht nicht weniger erschrak, erfuhr ich nach und nach die näheren Umstände des Diebstahls und die unglücklichen Verhältnisse, die den bisher ehrlichen Mann zum Verbrecher gemacht hatten.'

Hier schwieg der Erzähler. Von meinem Bruder erfuhr ich später, daß er dem alten Martin damals gründlich geholfen und ihn auch bis zu dessen Tode auf dem Hofe behalten hat. – Da hätten wir also eine Geschichte, wo der Wachende durch den Träumenden zum Visionär wird. – Aber der Tee dürfte indessen fertig sein; vielleicht ist Klärchen so gütig?"

„Aber was sehen Sie denn so in die Tasse, alter Herr? Er ist vorschriftsmäßig präpariert."

„O der! Der prophezeit aus der Teetasse oder vielmehr aus der Tasse Tee wie

die Hexe aus dem Kaffeesatz. Nämlich nicht etwa das Schicksal, sondern den Bildungsgrad der Familie, in der die Tasse präsentiert wird; und wenn wir hier nicht so ganz unzweifelhaft gebildete Leute wären, ich glaube, er wäre imstande, mitunter daran zu zweifeln."

„Was ist das, alter Herr! Verteidigen Sie sich, oder – prophezeien Sie lieber einmal; Sie haben die Tasse ja in Händen."

„Meine gnädigste Frau, Sie werden mir zugeben, daß, so wie das Bier der Feind, so der Tee der Freund der denkenden Menschen ist; und es dürfte daher die Art, wie dieser Freund in einem Hause be- respektive mißhandelt, wie er serviert und genossen wird, zu allerlei nicht gar zu fehltreffenden Schlußfolgerungen in der angedeuteten Beziehung berechtigen."

„Das ist ja aber eine ganz unverschämte Theorie!"

„Ich will mich schlafen legen; denn jetzt folgt das ganze Rezept der Teebereitung."

„Nein, Kläre, es folgt nicht, obgleich so etwas von einem Küstenmenschen zu hören euch hier nur ersprießlich sein könnte."

„Seien Sie nicht so grob, alter Herr!"

„Ich bestrafe mich durch Schweigen. Aber Herr T. wird Ihnen die Geschichte erzählen, die ich ihm schon seit langem am Gesichte angesehen habe."

„Sie haben nicht fehlgesehen; es ist mir allerdings etwas eingefallen, das sich dem vorhin Erzählten anschließt, nur daß es noch um einen Schritt darüber hinausgeht."

„Wir sind bereit zu hören."

„‚Als ich vor einigen Jahren, es war um Ostern, in B. in Garnison stand' – so erzählte mir der Hauptmann von K. –, ‚wollten die dortigen Offiziere einer schönen Fremden einen Abschiedsball geben, mit der wir den Winter über viel und gern getanzt hatten. Eine unumgängliche Reparatur war Veranlassung, daß wir auf den Saal des Kasinos verzichteten und uns nach einem andern Lokal umtun mußten. Das hatte indessen in B., das an dergleichen Räumlichkeiten etwa nicht reich ist, seine Schwierigkeiten. Es wurde ein Komitee von vier Festordnern niedergesetzt, zu denen auch ich gehörte, und demselben das ganze Arrangement der Sache, vor allem aber die Aufspürung des Ballsaales, aufgetragen. Endlich nach vielen Bemühungen war er gefunden; in einem großen, ziemlich baufälligen Hause der Vorstadt, das in früheren Jahren, als B. noch Universitätsstadt war, zum öffentlichen Tanzlokale gedient hatte. Jetzt wurde es in seinen oberen Räumlichkeiten als Kornspeicher benutzt; der ungeheure Saal selbst stand gegenwärtig leer und ungebraucht. Aber mochte er schon in seinen besten Zeiten sich nur einer bescheidenen Ausrüstung erfreut haben, jetzt, mit den vor Feuchtigkeit triefenden Wänden, mit der dumpfen Luft hinter den geschlossenen Fensterläden dünkte er mich beim ersten Eintritt in der Tat wie eine große Gruft. Desto mehr gab es für uns zu tun; denn wodurch ließe sich ein tanzlustiges Offizierskorps wohl entmutigen. Es gab indessen ein neues Hindernis zu überwinden. Der Pächter des Hauses hatte eben eine Quantität Korn gekauft, welche in den nächsten Tagen auf dem Saal gelagert werden sollte, da

die Böden so gut wie besetzt waren. Wir ließen uns auch das nicht anfechten; wir gingen zu dem Herrn Agenten, wir plauderten mit ihm, wir machten uns liebenswürdig und brachten es auch wirklich dahin, daß der nachgiebige Mann, augenscheinlich wider bessere Einsicht, das Korn in den oberen Räumen des Gebäudes unterbringen ließ. Dann wurden Maurer, Tischler, Tapezierer in Arbeit gesetzt; in dem alten Saale wurde gelüftet, gehämmert, drapiert und gestrichen; und täglich ging einer oder der andere von uns dahin, um die Arbeiten zu beaufsichtigen und anzuordnen. – Plötzlich, zu meinem großen Bedauern, wurde ich nach H. abkommandiert. Da war kein Ausweg, ich mußte auf den Ball verzichten. An meiner Stelle trat auf meinen Vorschlag der Hauptmann von L. in das Festkomitee, mein ältester und intimster Jugendfreund.

Ein paar Tage, nachdem ich meinen neuen Bestimmungsort erreicht hatte, saß ich eines Nachmittags, mit Briefschreiben beschäftigt, auf meinem Zimmer. Ich schrieb an L., den ich um die Nachsendung einiger Effekten und die Bezahlung einiger kleiner Schulden ersuchen wollte. Ich hatte auch sonst noch so manches auf dem Herzen, was ich dem Freunde mitteilen mußte. So saß ich, ganz in meinen Brief vertieft. Als ich aber zufällig einmal die Augen aufschlage, sehe ich zu meiner Verwunderung L. selbst in der Ecke des Zimmers stehen und mit sonderbar ausdruckslosen Augen nach mir hinstarren. Er sprach nicht; aber er führte mit einer schwerfälligen Gebärde die Hand an die Lippen und schien sich damit etwas aus dem Munde zu ziehen. Es kam mir vor, als ob es Getreidekörner seien. Indem ich aber die Augen anstrengte, um schärfer zu sehen, wurde die Gestalt undeutlich, und bald sah ich nichts mehr als die nackten Wände. Erst jetzt, als ich mich in dem hellen Zimmer wieder allein fand, überkam mich das Gefühl des Unheimlichen; ich stand auf und verschloß den angefangenen Brief in meinen Sekretär, ich konnte mich nicht überwinden, ihn zu Ende zu schreiben.

Einige Tage darauf erhielt ich von einem andern Kameraden die Nachricht, daß an jenem Vormittage der mit Getreide überlastete Boden oberhalb des Saales eingestürzt sei. Als man das Korn hinweggeräumt, hatte man unter demselben die Leiche des Hauptmanns von L. gefunden, der, da die Arbeiter zum Mittagessen fortgegangen waren, sich zur Zeit des Unfalls allein in dem schon fast vollendet umgestalteten Festlokale aufgehalten hatte.'"

„Horatio sagt, es sei nur Einbildung!"

„Wer sprach da? – Du, Alexius? Endlich?"

„Ich habe schon zu Anfang eurer Geschichte hier an der Portiere gestanden und zugehört, wie ihr von den Träumenden auf den Sterbenden gekommen seid. Es bleibt nun noch eins übrig; und wenn ihr hören wollt, so werde ich mich nicht scheuen, diesen letzten Schritt zu tun. – Nein, bleibt nur ruhig sitzen! Es läßt sich auch von hier aus erzählen.

Ich habe diese seltsame Geschichte von einem nahen Verwandten, der sie zum Teil selbst erlebt, teils später aus nächster Quelle erfahren hat. Er hielt sich vor mehreren Jahren vorübergehend in B. auf, wo derzeit auch der in wissen-

schaftlichen und künstlerischen Kreisen bekannte Geheime Medizinalrat W... lebte. Eines Abends, da er in Gesellschaft mit demselben zusammentraf, geriet die Unterhaltung in Veranlassung eines soeben erschienenen Buches, ‚Über das Leben der Seele', unmerklich in jene dunkle Region, wo wir so gern mit unsicherem Finger umhertasten. Man besprach die Fortexistenz der Seele nach dem Vergehen des Körpers und endlich auch die Möglichkeit einer Einwirkung der Toten auf die Lebendigen. Der alte Medizinalrat hatte bei dieser letzten Wendung des Gesprächs schweigend in seinem Lehnstuhl gesessen. Nun erhob er den weißgepuderten Kopf und sagte: ‚Meine verehrten Herrschaften, wenn dergleichen möglich wäre, so würde ich es ohne Zweifel an mir erfahren haben; ich will auch nicht leugnen, daß mir mitunter die Gedanken so gekommen sind; jedoch geschehen ist mir niemals etwas.' Auf näheres Andringen fuhr er dann fort: ‚Es ist kein Hehl dabei, ich kann es in diesem vertrauten Kreise wohl mitteilen, zumal Sie den, welchen es betrifft, gekannt und auch wohl wertgehalten haben. Ich meine unseren verstorbenen Freund, den Justizrat Z. Sie werden sich erinnern, daß er jahrelang an einem Herzleiden kränkelte, bis es endlich seinem tätigen Leben ein plötzliches Ziel setzte. Der Zustand des Kranken war derart, daß darüber die differentesten Meinungen bei den zu Rate gezogenen Ärzten herrschten. – Während der letzten Monate hatte ich mit diesem werten Freunde, der sich rücksichtlich des annahenden Todes keineswegs einer Täuschung hingab, vielfache Gespräche gepflogen, wie wir sie heute abend hier gehört haben; namentlich liebte er es, sich hypothetischen Grübeleien über einen notwendigen Zusammenhang des Körpers mit der Seele hinzugeben. Nur daraus vermag ich es zu erklären, daß der sonst so verständige Mann von einer fast unbegreiflichen Angst vor einer demnächstigen Sektion seiner Leiche heimgesucht wurde, welche er andererseits von der wissenschaftlichen Neugier meiner Herren Kollegen mit gutem Grund erwarten konnte.

So kam es eines Abends, daß ich, der ich ihn mit jeweiliger Zuziehung des Professors X. in den letzten Jahren behandelt hatte, ihm auf sein dringendes Verlangen das feierliche Versprechen gab, bei Eintritt des Todes die Eröffnung seiner Leiche unter jeder Bedingung zu verhindern. – Kurz ehe dieser erfolgte, mußte ich in Veranlassung einer amtlichen Kommission die Stadt verlassen, nachdem ich die Sorge für diesen wie für meine andern Kranken dem Professor X. übertragen hatte. – Ich kehrte erst nach mehrtägiger Abwesenheit in die Stadt zurück. Es war schon dunkel. Als ich an dem Hause des Justizrats Z. vorüberfuhr, sah ich mit Verwunderung, daß die beiden Wohnzimmer desselben hell erleuchtet waren; das fiel mir auf, denn die Fenster des Krankenzimmers lagen nach dem Hofe hinaus. Ich ließ den Kutscher halten und begab mich nun unmittelbar aus dem Wagen in das Haus. Bei meinem Eintritt in das erste Zimmer blinkten mir von seiner Kommode die Skalpelle und sonstige Gerätschaften entgegen; dabei der für einen Anatomen unverkennbare signifikante Geruch. Aus der angrenzenden Stube hörte ich die diktierende Stimme des Professors X.; ich brauchte nichts weiter zu erfahren, ich wußte alles, was geschehen war. – Als ich die zweite Tür öffnete, sah ich den Leichnam meines

Freundes auf dem Tische liegen; er war schon eröffnet, die Intestina zum Teil herausgenommen, die Sektion in vollem Gange. Ich war heftig bewegt – und statt auf die gelehrten Auseinandersetzungen des Professors X. und des ihm assistierenden Arztes einzugehen, teilte ich ihnen meine dem Toten gegebene feierliche Zusage mit. Die Herren wollten dieselbe zwar nur als ein Beruhigungsmittel gelten lassen, wie solches dem Kranken wohl ohne weitere Absicht gegeben wird, indessen schließlich mußten sie mir dennoch versprechen, von weiterem Verfahren abzusehen und die herausgenommenen Teile in den Körper zurückzulegen. Ich verließ sie dann und fuhr nach meiner Wohnung; ermüdet von der Reise, voll Schmerz um den Tod des Freundes und belastet mit einer unheimlichen Trauer, daß ich ihm das gegebene Wort nun dennoch nicht hatte halten können. – Es ist nun fast ein Jahr vergangen, aber gleichwohl – ich bin niemals daran gemahnt worden.'

Der Medizinalrat schwieg, und es entstand eine augenblickliche Stille in der Gesellschaft, die wohl dem Andenken des Verstorbenen gelten mochte. Mit einem Male aber richteten sich die Blicke der Anwesenden wieder auf den Erzähler, der seinen Lehnstuhl verlassen hatte und mit vorgestreckten Händen in der Stellung eines Horchenden dastand. In dem faltenreichen alten Gesicht war der Ausdruck der höchsten Spannung, ja der Bestürzung nicht zu verkennen. Nach einer Weile hörte man ihn halblaut, wie zu sich selber, sagen: ‚Das ist entsetzlich!' Als hierauf der Herr des Hauses, einer seiner ältesten Freunde, ihn sanft bei der Hand ergriff, richtete er sich langsam auf und blickte in der Gesellschaft umher, als wolle er gewiß werden, wo er sich befinde. ‚Meine verehrten Herrschaften', sagte er dann, ‚ich habe soeben etwas erfahren – was und woher, erlassen Sie mir, Ihnen mitzuteilen! Nur so viel mag ich sagen, daß meine vorhin geäußerten Ansichten dadurch im wesentlichen berichtigt werden dürften. – Zugleich muß ich bitten, mich für heute abend zu entlassen; ich habe einen notwendigen Gang zu tun.' – Der Medizinalrat nahm Hut und Stock und verließ die Gesellschaft. Als er draußen war, ging er quer über den Markt nach der Wohnung des Professor X., den er in seinem Studierzimmer antraf. Er redete ihn ohne weiteres an: ‚Sie erinnern sich noch des Justizrats, Herr Professor, und der von Ihnen geleiteten Sektion seiner Leiche?' – ‚Gewiß, Herr Medizinalrat' – ‚Auch des mir bei dieser Gelegenheit gegebenen Versprechens?' – ‚Auch dessen.' – ‚Aber Sie haben mich getäuscht, Herr Kollege!' – ‚Ich verstehe Sie nicht, Herr Kollege.' – ‚Sie werden mich schon verstehen, wenn Sie mir nur erlauben wollen, dort einige Bücher in dem dritten Fach Ihres Repositoriums hinwegzuräumen!' – Und ehe der andere noch zu antworten vermochte, war der aufgeregte Greis schon herangetreten, und nachdem er mit zitternden Händen einige Bücher beiseite gelegt, holte er aus der Ecke des Faches einen Glashafen hervor, in welchem sich ein Präparat in Spiritus befand. Es war ein ungewöhnlich großes menschliches Herz. – ‚Es ist das Herz meines Freundes', sagte er, das Glas mit beiden Händen fassend; ‚ich weiß es, aber der Tote muß es wiederhaben; noch heute, diese Nacht noch!' – Der Professor wurde bestürzt; er war überzeugt, daß kein Mensch dem Medizinalrate seinen

heimlichen Besitz verraten haben konnte. Aber er gestand demselben, daß in der Tat an jenem Abend das anatomische Gelüste über seine Gewissenhaftigkeit den Sieg davongetragen habe. – Das Herz des Toten wurde noch in derselben Nacht zu ihm in den Sarg gelegt."

„Pfui! Wer befreit mich von diesem Schauder?"

„Schauder? Du sprichst ja wie ein moderner Literarhistoriker."

„Ich? Weshalb?"

„Weil du in dem Grauen nur die Gänsehaut siehst."

„Nun, und was wäre es denn anders?"

„Was es anders wäre? – Wenn wir uns recht besinnen, so lebt doch die Menschenkreatur, jede für sich, in fürchterlicher Einsamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverstandenen Raum. Wir vergessen es; aber mitunter dem Unbegreiflichen und Ungeheuren gegenüber befällt uns plötzlich das Gefühl davon; und das, dächte ich, wäre etwas von dem, was wir Grauen zu nennen pflegen."

„Unsinn! Grauen ist, wenn einem nachts ein Eimer mit Gründlingen ins Bett geschüttet wird; das hab ich schon gewußt, als meine Schuhe noch drei Heller kosteten."

„Hast recht, Klärchen! Oder wenn man abends vor Schlafengehen unter alle Betten und Kommoden leuchtet, und ich weiß eine, die das sehr eifrig ins Werk setzen wird. Es könnte sogar sehr bald geschehen, denn es ist spät, meine Herrschaften; Bürger-Bettzeit, wie ich fast in dieser auserwählten Gesellschaft gesagt hätte."

Bulemanns Haus

In einer norddeutschen Seestadt, in der sogenannten Düsternstraße, steht ein altes verfallenes Haus. Es ist nur schmal, aber drei Stockwerke hoch; in der Mitte desselben, vom Boden bis fast in die Spitze des Giebels, springt die Mauer in einem erkerartigen Ausbau vor, welcher für jedes Stockwerk nach vorne und an den Seiten mit Fenstern versehen ist, so daß in hellen Nächten der Mond hindurchscheinen kann.

Seit Menschengedenken ist niemand in dieses Haus hinein- und niemand herausgegangen; der schwere Messingklopfer an der Haustür ist fast schwarz von Grünspan, zwischen den Ritzen der Treppensteine wächst jahraus jahrein das Gras. – Wenn ein Fremder fragt: „Was ist denn das für ein Haus?" so erhält er gewiß zur Antwort: „Es ist Bulemanns Haus"; wenn er aber weiter fragt: „Wer wohnt denn darin?" so antworten sie ebenso gewiß: „Es wohnt so niemand drin." – Die Kinder auf den Straßen und die Ammen an der Wiege singen:

„In Bulemanns Haus,
In Bulemanns Haus,
Da gucken die Mäuse
Zum Fenster hinaus."

Und wirklich wollen lustige Brüder, die von nächtlichen Schmäusen dort vorbeigekommen, ein Gequieke wie von unzähligen Mäusen hinter den dunkeln Fenster gehört haben. Einer, der im Übermut den Türklopfer anschlug, um den Widerhall durch die öden Räume schollern zu hören, behauptet sogar, er habe drinnen auf den Treppen ganz deutlich das Springen großer Tiere gehört. „Fast", pflegt er, dies erzählend hinzuzusetzen, „hörte es sich an wie die Sprünge der großen Raubtiere, welche in der Menageriebude auf dem Rathausmarkte gezeigt wurden."

Das gegenüberstehende Haus ist um ein Stockwerk niedriger, so daß nachts das Mondlicht ungehindert in die oberen Fenster des alten Hauses fallen kann. Aus einer solchen Nacht hat auch der Wächter etwas zu erzählen; aber es ist nur ein kleines altes Menschenantlitz mit einer bunten Zipfelmütze, das er droben hinter den runden Erkerfenstern gesehen haben will. Die Nachbarn dagegen meinen, der Wächter sei wieder einmal betrunken gewesen; sie hätten drüben

an den Fenstern niemals etwas gesehen, das einer Menschenseele gleich gewesen.

Am meisten Auskunft scheint noch ein alter, in einem entfernten Stadtviertel lebender Mann geben zu können, der vor Jahren Organist an der St. Magdalenenkirche gewesen ist. „Ich entsinne mich", äußerte er, als er einmal darüber befragt wurde, „noch sehr wohl des hageren Mannes, der während meiner Knabenzeit allein mit einer alten Weibsperson in jenem Hause wohnte. Mit meinem Vater, der ein Trödler gewesen ist, stand er ein paar Jahre lang in lebhaftem Verkehr und ich bin derzeit manchesmal mit Bestellungen an ihn geschickt worden. Ich weiß auch noch, daß ich nicht gern diese Wege ging und oft allerlei Ausflucht suchte; denn selbst bei Tage fürchtete ich mich, dort die schmalen dunkeln Treppen zu Herrn Bulemanns Stube im dritten Stockwerk hinaufzusteigen. Man nannte ihn unter den Leuten den ‚Seelenverkäufer'; und schon dieser Name erregte mir Angst, zumal daneben allerlei unheimlich Gerede über ihn im Schwange ging. Er war, ehe er nach seines Vaters Tod das alte Haus bezogen, viele Jahre als Supercargo auf Westindien gefahren. Dort sollte er sich mit einer Schwarzen verheiratet haben; als er aber heimgekommen, hatte man vergebens darauf gewartet, eines Tages auch jene Frau mit einigen dunkeln Kindern anlangen zu sehen. Und bald hieß es, er habe auf der Rückfahrt ein Sklavenschiff getroffen und an den Kapitän desselben sein eigen Fleisch und Blut nebst ihrer Mutter um schnödes Gold verkauft. – Was Wahres an solchen Reden gewesen, vermag ich nicht zu sagen", pflegte der Greis hinzuzusetzen; „denn ich will auch einem Toten nicht zu nahetreten; aber so viel ist gewiß, ein geiziger und menschenscheuer Kauz war es; und seine Augen blickten auch, als hätten sie bösen Taten zugesehen. Kein Unglücklicher und Hilfesuchender durfte seine Schwelle betreten; und wann immer ich damals dort gewesen, stets war von innen die eiserne Kette vor die Tür gelegt. – Wenn ich dann den schweren Klopfer wiederholt hatte anschlagen müssen, so hörte ich wohl von der obersten Treppe herab die scheltende Stimme des Hausherrn: ‚Frau Anken! Frau Anken! Ist Sie taub? Hört Sie nicht, es hat geklopft!' Alsbald ließen sich aus dem Hinterhause über Pesel und Korridor die schlurfenden Schritte des alten Weibes vernehmen. Bevor sie aber öffnete, fragte sie hüstelnd: ‚Wer ist es denn?' und erst, wenn ich geantwortet hatte: ‚Es ist der Leberecht!' wurde die Kette drinnen abgehakt. Wenn ich dann hastig die siebenundsiebzig Treppenstufen – denn ich habe sie einmal gezählt – hinaufgestiegen war, pflegte Herr Bulemann auf dem kleinen dämmerigen Flur vor seinem Zimmer schon auf mich zu warten; in dieses selbst hat er mich nie hineingelassen. Ich sehe ihn noch, wie er in seinem gelbgeblümten Schlafrocke mit der spitzen Zipfelmütze vor mir stand, mit der einen Hand rücklings die Klinke seiner Zimmertür haltend. Während ich mein Gewerbe bestellte, pflegte er mich mit seinen grellen runden Augen ungeduldig anzusehen und mich darauf hart und kurz abzufertigen. Am meisten erregten damals meine Aufmerksamkeit ein paar ungeheuere Katzen, eine gelbe und eine schwarze, die sich mitunter hinter ihm aus seiner Stube drängten und ihre dicken Köpfe an seinen Knien rieben. – Nach einigen Jahren hörte indessen der Verkehr mit meinem Vater auf, und ich

bin nicht mehr dort gewesen. – Dies alles ist nun über siebzig Jahre her, und Herr Bulemann muß längst dahin getragen sein, von wannen niemand wiederkehrt." – Der Mann irrte sich, als er so sprach. Herr Bulemann ist nicht aus seinem Hause getragen worden; er lebt darin noch jetzt.

Das aber ist so zugegangen.

Vor ihm, dem letzten Besitzer, noch um die Zopf- und Haarbeutelzeit, wohnte in jenem Hause ein Pfandverleiher, ein altes verkrümmtes Männchen. Da er sein Gewerbe mit Umsicht seit über fünf Jahrzehnten betrieben hatte und mit einem Weibe, das ihm seit dem Tode seiner Frau die Wirtschaft führte, aufs spärlichste lebte, so war er endlich ein reicher Mann geworden. Dieser Reichtum bestand aber zumeist in einer fast unübersehbaren Menge von Pretiosen, Geräten und seltsamstem Trödelkram, was er alles von Verschwendern oder Notleidenden im Lauf der Jahre als Pfand erhalten hatte und das dann, da die Rückzahlung des darauf gegebenen Darlehns nicht erfolgte, in seinem Besitz zurückgeblieben war. – Da er bei einem Verkauf dieser Pfänder, welcher gesetzlich durch die Gerichte geschehen mußte, den Überschuß des Erlöses an die Eigentümer hätte herausgeben müssen, so häufte er sie lieber in den großen Nußbaumschränken auf, mit denen zu diesem Zwecke nach und nach die Stuben des ersten und endlich auch des zweiten Stockwerks besetzt wurden. Nachts aber, wenn Frau Anken im Hinterhause in ihrem einsamen Kämmerchen schnarchte und die schwere Kette vor der Haustür lag, stieg er oft mit leisem Tritt die Treppen auf und ab. In seinen hechtgrauen Rockelor eingeknöpft, in der einen Hand die Lampe, in der andern das Schlüsselbund, öffnete er bald im ersten, bald im zweiten Stockwerke die Stuben- und die Schranktüren, nahm hier eine goldene Repetieruhr, dort eine emaillierte Schnupftabaksdose aus dem Versteck hervor und berechnete bei sich die Jahre ihres Besitzes und ob die ursprünglichen Eigentümer dieser Dinge wohl verkommen und verschollen seien oder ob sie noch einmal mit dem Gelde in der Hand wiederkehren und ihre Pfänder zurückfordern könnten. –

Der Pfandverleiher war endlich im äußersten Greisenalter von seinen Schätzen weggestorben und hatte das Haus nebst den vollen Schränken seinem einzigen Sohne hinterlassen müssen, den er während seines Lebens auf jede Weise daraus fernzuhalten gewußt hatte.

Dieser Sohn war der von dem kleinen Leberecht so gefürchtete Supercargo, welcher eben von einer überseeischen Fahrt in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Nach dem Begräbnis des Vaters gab er seine früheren Geschäfte auf und bezog dessen Zimmer im dritten Stock des alten Erkerhauses, wo nun statt des verkrümmten Männchens im hechtgrauen Rockelor eine lange hagere Gestalt im gelbgeblümten Schlafrock und bunter Zipfelmütze auf und ab wandelte oder rechnend an dem kleinen Pulte des Verstorbenen stand. – Auf Herrn Bulemann hatte sich indessen das Behagen des alten Pfandverleihers an den aufgehäuften Kostbarkeiten nicht vererbt. Nachdem er bei verriegelten Türen den Inhalt der großen Nußbaumschränke untersucht hatte, ging er mit sich zu Rate, ob er den heimlichen Verkauf dieser Dinge wagen solle, die immer noch

das Eigentum anderer waren und an deren Wert er nur auf Höhe der ererbten und, wie die Bücher ergaben, meist sehr geringen Darlehnsforderung einen Anspruch hatte. Aber Herr Bulemann war keiner von den Unentschlossenen. Schon in wenigen Tagen war die Verbindung mit einem in der äußersten Vorstadt wohnenden Trödler angeknüpft und nachdem man einige Pfänder aus den letzten Jahren zurückgesetzt hatte, wurde heimlich und vorsichtig der bunte Inhalt der großen Nußbaumschränke in gediegene Silbermünzen umgewandelt. – Das war die Zeit, wo der Knabe Leberecht ins Haus gekommen war. – Das gelöste Geld tat Herr Bulemann in große, eisenbeschlagene Kästen, welche er nebeneinander in seine Schlafkammer setzen ließ; denn bei der Rechtlosigkeit seines Besitzes wagte er nicht, es auf Hypotheken auszutun oder sonst öffentlich anzulegen.

Als alles verkauft war, machte er sich daran, sämtliche für die mögliche Zeit seines Lebens denkbare Ausgaben zu berechnen. Er nahm dabei ein Alter von neunzig Jahren in Ansatz, und teilte dann das Geld in einzelne Päckchen je für eine Woche, indem er auf jedes Quartal noch ein Röllchen für unvorhergesehene Ausgaben dazulegte. Dieses Geld wurde für sich in einen Kasten gelegt, welcher nebenan in dem Wohnzimmer stand; und alle Sonnabendmorgen erschien Frau Anken, die alte Wirtschafterin, die er aus der Verlassenschaft seines Vaters mit übernommen hatte, um ein neues Päckchen in Empfang zu nehmen, und über die Verausgabung des vorigen Rechenschaft zu geben.

Wie schon erzählt, hatte Herr Bulemann Frau und Kinder nicht mitgebracht; dagegen waren zwei Katzen von besonderer Größe, eine gelbe und eine schwarze, am Tage nach der Beerdigung des alten Pfandverleihers durch einen Matrosen in einem fest zugebundenen Sacke von Bord des Schiffes ins Haus getragen worden. Diese Tiere waren bald die einzige Gesellschaft ihres Herrn. Sie erhielten mittags ihre eigene Schüssel, die Frau Anken unter verbissenem Ingrimm tagaus und -ein für sie bereiten mußte; nach dem Essen, während Herr Bulemann sein kurzes Mittagsschläfchen abtat, saßen sie gesättigt neben ihm auf dem Kanapee, ließen ein Läppchen Zunge hervorhängen und blinzelten ihn schläfrig aus ihren grünen Augen an. Waren sie in den unteren Räumen des Hauses auf der Mausjagd gewesen, was ihnen indessen immer einen heimlichen Fußtritt von dem alten Weibe eintrug, so brachten sie gewiß die gefangenen Mäuse zuerst ihrem Herrn im Maule hergeschleppt und zeigten sie ihm, ehe sie unter das Kanapee krochen und sie verzehrten. War dann die Nacht gekommen und hatte Herr Bulemann die bunte Zipfelmütze mit einer weißen vertauscht, so begab er sich mit seinen beiden Katzen in das große Gardinenbett im Nebenkämmerchen, wo er sich durch das gleichmäßige Spinnen der zu seinen Füßen eingewühlten Tiere in den Schlaf bringen ließ.

Dieses friedliche Leben war indes nicht ohne Störung geblieben. Im Lauf der ersten Jahre waren dennoch einzelne Eigentümer der verkauften Pfänder gekommen und hatten gegen Rückzahlung des darauf erhaltenen Sümmchens die Auslieferung ihrer Pretiosen verlangt. Und Herr Bulemann, aus Furcht vor Prozessen, wodurch sein Verfahren in die Öffentlichkeit hätte kommen können,

griff in seine großen Kasten und erkaufte sich durch größere oder kleinere Abfindungssummen das Schweigen der Beteiligten. Das machte ihn noch menschenfeindlicher und verbissener. Der Verkehr mit dem alten Trödler hatte längst aufgehört; einsam saß er auf seinem Erkerstübchen mit der Lösung eines schon oft gesuchten Problems, der Berechnung eines sicheren Lotteriegewinnes, beschäftigt, wodurch er dermaleinst seine Schätze ins Unermeßliche zu vermehren dachte. Auch Graps und Schnores, die beiden großen Kater, hatten jetzt unter seiner Laune zu leiden. Hatte er sie in dem einen Augenblicke mit seinen langen Fingern getätschelt, so konnten sie sich im andern, wenn etwa die Berechnung der Zahlentafeln nicht stimmen wollte, eines Wurfs mit dem Sandfaß oder der Papierschere versehen, so daß sie heulend in die Ecke hinkten.

Herr Bulemann hatte eine Verwandte, eine Tochter seiner Mutter aus erster Ehe, welche indessen schon bei dem Tode dieser wegen ihrer Erbansprüche abgefunden war und daher an die von ihm ererbten Schätze keine Ansprüche hatte. Er kümmerte sich jedoch nicht um diese Halbschwester, obgleich sie in einem Vorstadtviertel in den dürftigsten Verhältnissen lebte; denn noch weniger als mit anderen Menschen liebte Herr Bulemann den Verkehr mit dürftigen Verwandten. Nur einmal, als sie kurz nach dem Tode ihres Mannes in schon vorgerücktem Alter ein kränkliches Kind geboren hatte, war sie hilfesuchend zu ihm gekommen. Frau Anken, die sie eingelassen, war horchend unten auf der Treppe sitzen geblieben, und bald hatte sie von oben die scharfe Stimme ihres Herrn gehört, bis endlich die Tür aufgerissen worden und die Frau weinend die Treppe herabgekommen war. Noch an demselben Abend hatte Frau Anken die strenge Weisung erhalten, die Kette fürderhin nicht von der Haustür zu ziehen, falls etwa die Christine noch einmal wiederkommen sollte.

Die Alte begann sich immer mehr vor der Hakennase und den grellen Eulenaugen ihres Herrn zu fürchten. Wenn er oben am Treppengeländer ihren Namen rief oder auch, wie er es vom Schiffe her gewohnt war, nur einen schrillen Pfiff auf seinen Fingern tat, so kam sie gewiß, in welchem Winkel sie auch sitzen mochte, eiligst hervorgekrochen, und stieg stöhnend, Schimpf- und Klageworte vor sich herplappernd, die schmalen Treppen hinauf.

Wie aber in dem dritten Stockwerke Herr Bulemann, so hatte in den unteren Zimmern Frau Anken ihre ebenfalls nicht ganz rechtlich erworbenen Schätze aufgespeichert. – Schon in dem ersten Jahre ihres Zusammenlebens war sie von einer Art kindischer Angst befallen worden, ihr Herr könne einmal die Verausgabung des Wirtschaftsgeldes selbst übernehmen, und sie werde dann bei dem Geize desselben noch auf ihre alten Tage Not zu leiden haben. Um dieses abzuwenden, hatte sie ihm vorgelogen, der Weizen sei aufgeschlagen, und demnächst die entsprechende Mehrsumme für den Brotbedarf gefordert. Der Supercargo, der eben seine Lebensrechnung begonnen, hatte scheltend seine Papiere zerrissen, und darauf seine Rechnung von vorn wieder aufgestellt und den Wochenrationen die verlangte Summe zugesetzt. – Frau Anken aber, nachdem sie ihren Zweck erreicht, hatte zur Schonung ihres Gewissens und des Sprichworts gedenkend: „Geschleckt ist nicht gestohlen", nun nicht die über-

schüssig empfangenen Schillinge, sondern regelmäßig nur die dafür gekauften Weizenbrötchen unterschlagen, mit denen sie, da Herr Bulemann niemals die unteren Zimmer betrat, nach und nach die ihres kostbaren Inhalts beraubten großen Nußbaumschränke anfüllte.

So mochten etwa zehn Jahre verflossen sein. Herr Bulemann wurde immer hagerer und grauer, sein gelbgeblümter Schlafrock immer fadenscheiniger. Dabei vergingen oft Tage, ohne daß er den Mund zum Sprechen geöffnet hätte; denn er sah keine lebenden Wesen als die beiden Katzen und seine alte halb kindische Haushälterin. Nur mitunter, wenn er hörte, daß unten die Nachbarskinder auf den Prellsteinen vor seinem Hause ritten, steckte er den Kopf ein wenig aus dem Fenster und schalt mit seiner scharfen Stimme in die Gasse hinab. – „Der Seelenverkäufer, der Seelenverkäufer!" schrien dann die Kinder und stoben auseinander. Herr Bulemann aber fluchte und schimpfte noch ingrimmiger, bis er endlich schmetternd das Fenster zuschlug und drinnen Graps und Schnores seinen Zorn entgelten ließ.

Um jede Verbindung mit der Nachbarschaft auszuschließen, mußte Frau Anken schon seit geraumer Zeit ihre Wirtschaftseinkäufe in entlegenen Straßen machen. Sie durfte jedoch erst mit dem Eintritt der Dunkelheit ausgehen und mußte dann die Haustür hinter sich verschließen.

Es mochte acht Tage vor Weihnachten sein, als die Alte wiederum eines Abends zu solchem Zwecke das Haus verlassen hatte. Trotz ihrer sonstigen Sorgfalt mußte sie sich indessen diesmal einer Vergessenheit schuldig gemacht haben. Denn als Herr Bulemann eben mit dem Schwefelholz sein Talglicht angezündet hatte, hörte er zu seiner Verwunderung es draußen auf den Stiegen poltern, und als er mit vorgehaltenem Lichte auf den Flur hinaustrat, sah er seine Halbschwester mit einem bleichen Knaben vor sich stehen.

„Wie seid ihr ins Haus gekommen?" herrschte er sie an, nachdem er sie einen Augenblick erstaunt und ingrimmig angestarrt hatte.

„Die Tür war offen unten", sagte die Frau schüchtern.

Er murmelte einen Fluch auf seine Wirtschafterin zwischen den Zähnen. „Was willst du?" fragte er dann.

„Sei doch nicht so hart, Bruder", bat die Frau, „ich habe sonst nicht den Mut zu dir zu sprechen."

„Ich wüßte nicht, was du mit mir zu sprechen hättest; du hast dein Teil bekommen; wir sind fertig miteinander."

Die Schwester stand schweigend vor ihm und suchte vergebens nach dem rechten Worte. – Drinnen wurde wiederholt ein Kratzen an der Stubentür vernehmbar. Als Herr Bulemann zurückgelangt und die Tür geöffnet hatte, sprangen die beiden großen Katzen auf den Flur hinaus und strichen spinnend an dem blassen Knaben herum, der sich furchtsam vor ihnen an die Wand zurückzog. Ihr Herr betrachtete ungeduldig die noch immer schweigend vor ihm stehende Frau. „Nun, wird's bald?" fragte er.

„Ich wollte dich um etwas bitten, Daniel", hub sie endlich an.

„Dein Vater hat ein paar Jahre vor seinem Tode, da ich in bitterster Not war, ein silbern Becherlein von mir in Pfand genommen."

„Mein Vater von dir?" fragte Herr Bulemann.

„Ja, Daniel, dein Vater; der Mann von unser beider Mutter. Hier ist der Pfandschein; er hat mir nicht zuviel darauf gegeben."

„Weiter!" sagte Herr Bulemann, der mit raschem Blicke die leeren Hände seiner Schwester gemustert hatte.

„Vor einiger Zeit", fuhr sie zaghaft fort, „träumte mir, ich gehe mit meinem kranken Kinde auf dem Kirchhofe. Als wir an das Grab unserer Mutter kamen, saß sie auf ihrem Grabsteine unter einem Busch voll blühender weißer Rosen. Sie hatte jenen kleinen Becher in der Hand, den ich einst als Kind von ihr geschenkt erhalten; als wir aber näher gekommen waren, setzte sie ihn an die Lippen; und indem sie dem Knaben lächelnd zunickte, hörte ich sie deutlich sagen: ‚Zur Gesundheit!' – Es war ihre sanfte Stimme, Daniel, wie im Leben; und diesen Traum habe ich drei Nächte nacheinander geträumt."

„Was soll das?" fragte Herr Bulemann.

„Gib mir den Becher zurück, Bruder! Das Christfest ist nahe; leg ihn dem kranken Kinde auf seinen leeren Weihnachtsteller!"

Der hagere Mann in seinem gelbgeblümten Schlafrocke stand regungslos vor ihr und betrachtete sie mit seinen grellen runden Augen. „Hast du das Geld bei dir?" fragte er. „Mit Träumen löst man keine Pfänder ein."

„Oh, Daniel!" rief sie, „glaub unserer Mutter! Er wird gesund, wenn er aus dem kleinen Becher trinkt. Sei barmherzig; er ist ja doch von deinem Blute!"

Sie hatte die Hände nach ihm ausgestreckt; aber er trat einen Schritt zurück. „Bleib mir vom Leib", sagte er. Dann rief er nach seinen Katzen. „Graps, alte Bestie! Schnores, mein Söhnchen!" Und der große gelbe Kater sprang mit einem Satze auf den Arm seines Herrn und klauete mit seinen Krallen in der bunten Zipfelmütze, während das schwarze Tier mauzend an seinen Knien hinaufstrebte.

Der kranke Knabe war näher geschlichen. „Mutter", sagte er, indem er sie heftig an dem Kleide zupfte, „ist das der böse Ohm, der seine schwarzen Kinder verkauft hat?"

Aber in demselben Augenblicke hatte auch Herr Bulemann die Katze herabgeworfen und den Arm des aufschreienden Knaben ergriffen. „Verfluchte Bettelbrut", rief er, „pfeifst du auch das tolle Lied!"

„Bruder, Bruder!" jammerte die Frau. – Doch schon lag der Knabe wimmernd drunten auf dem Treppenabsatz. Die Mutter sprang ihm nach und nahm ihn sanft auf ihren Arm; dann aber richtete sie sich hoch auf und, den blutenden Kopf des Kindes an ihrer Brust, erhob sie die geballte Faust gegen ihren Bruder, der zwischen seinen spinnenden Katzen droben am Treppengeländer stand: „Verruchter, böser Mann!" rief sie. „Mögest du verkommen bei deinen Bestien!"

„Fluche, soviel du Lust hast!" erwiderte der Bruder; „aber mach, daß du aus dem Hause kommst."

Dann, während das Weib mit dem weinenden Knaben die dunklen Treppen hinabstieg, lockte er seine Katzen und klappte die Stubentür hinter sich zu. – Er bedachte nicht, daß die Flüche der Armen gefährlich sind, wenn die Hartherzigkeit der Reichen sie hervorgerufen hat.

Einige Tage später trat Frau Anken, wie gewöhnlich, mit dem Mittagessen in die Stube ihres Herrn. Aber sie kniff heute noch mehr als sonst mit den dünnen Lippen, und ihre kleinen blöden Augen leuchteten vor Vergnügen. Denn sie hatte die harten Worte nicht vergessen, die sie wegen ihrer Nachlässigkeit an jenem Abende hatte hinnehmen müssen, und sie dachte sie ihm jetzt mit Zinsen wieder heimzuzahlen.

„Habt Ihr's denn auf St. Magdalenen läuten hören?" fragte sie.

„Nein", erwiderte Herr Bulemann kurz, der über seinen Zahlentafeln saß.

„Wißt Ihr denn wohl, wofür es geläutet hat?" fragte die Alte weiter.

„Dummes Geschwätz! Ich höre nicht nach dem Gebimmel!"

„Es war aber doch für Euren Schwestersohn!"

Herr Bulemann legte die Feder hin. „Was schwatzest du, Alte?"

„Ich sage", erwiderte sie, „daß sie soeben den kleinen Christoph begraben haben."

Herr Bulemann schrieb schon wieder weiter. „Warum erzählst du mir das? Was geht mich der Junge an?"

„Nun, ich dachte nur; man erzählt ja wohl, was Neues in der Stadt passiert." –

Als sie gegangen war, legte aber doch Herr Bulemann die Feder wieder fort, und schritt, die Hände auf dem Rücken, eine lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Wenn unten auf der Gasse ein Geräusch entstand, trat er hastig ans Fenster, als erwarte er schon den Stadtdiener eintreten zu sehen, der ihn wegen der Mißhandlung des Knaben vor den Rat zitieren solle. Der schwarze Graps, der mauzend seinen Anteil an der aufgetragenen Speise verlangte, erhielt einen Fußtritt, daß er schreiend in die Ecke flog. Aber, war es nun der Hunger, oder hatte sich unversehens die sonst so unterwürfige Natur des Tieres verändert, er wandte sich gegen seinen Herrn und fuhr fauchend und prustend auf ihn los. Herr Bulemann gab ihm einen zweiten Fußtritt. „Freßt", sagte er. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten."

Mit einem Satz waren die beiden Katzen an der vollen Schüssel, die er ihnen auf den Fußboden gesetzt hatte.

Dann aber geschah etwas Seltsames.

Als der gelbe Schnores, der zuerst seine Mahlzeit beendet hatte, nun in der Mitte des Zimmers stand, sich reckte und buckelte, blieb Herr Bulemann plötzlich vor ihm stehen; dann ging er um das Tier herum und betrachtete es von allen Seiten. „Schnores, alter Halunke, was ist denn das?" sagte er, den Kopf des Katers krauend. „Du bist ja noch gewachsen in deinen alten Tagen!" – In diesem Augenblicke war auch die andere Katze hinzugesprungen. Sie sträubte ihren glänzenden Pelz und stand dann hoch auf ihren schwarzen Beinen. Herr Bulemann schob die bunte Zipfelmütze aus der Stirn. „Auch der!" murmelte er. „Seltsam, es muß in der Sorte liegen."

Es war indes dämmerig geworden, und, da niemand kam und ihn beunruhigte, so setzte er sich zu den Schüsseln, die auf dem Tische standen. Endlich begann er sogar seine großen Katzen, die neben ihm auf dem Kanapee saßen, mit einem gewissen Behagen zu beschauen. „Ein paar stattliche Burschen seid

ihr!" sagte er, ihnen zunickend. „Nun soll euch das alte Weib unten auch die Ratten nicht mehr vergiften!" – Als er aber abends nebenan in seine Schlafkammer ging, ließ er sie nicht, wie sonst, zu sich herein; und als er sie nachts mit den Pfoten gegen die Kammertür fallen und mauzend daran herunterrutschen hörte, zog er sich das Deckbett über beide Ohren und dachte: „Mauzt nur zu, ich habe eure Krallen gesehen." –

Dann kam der andere Tag, und als es Mittag geworden, geschah dasselbe, was tags zuvor geschehen war. Von der geleerten Schüssel sprangen die Katzen mit einem schweren Satz mitten ins Zimmer hinein, reckten und streckten sich; und als Herr Bulemann, der schon wieder über seinen Zahlentafeln saß, einen Blick zu ihnen hinüberwarf, stieß er entsetzt seinen Drehstuhl zurück und blieb mit ausgerecktem Halse stehen. Dort mit leisem Winseln, als wenn ihnen ein Widriges angetan würde, standen Graps und Schnores zitternd mit geringelten Schwänzen, das Haar gesträubt; er sah es deutlich, die dehnten sich, sie wurden groß und größer.

Noch einen Augenblick stand er, die Hände an den Tisch geklammert; dann plötzlich schritt er an den Tieren vorbei und riß die Stubentür auf. „Frau Anken, Frau Anken!" rief er, und da sie nicht gleich zu hören schien, tat er einen Pfiff auf seinen Fingern, und bald schlurrte auch die Alte unten aus dem Hinterhause hervor und keuchte eine Treppe nach der andern herauf.

„Sehen Sie sich einmal die Katzen an!" rief er, als sie ins Zimmer getreten war.

„Die hab ich schon oft gesehen, Herr Bulemann."

„Sieht Sie daran denn nichts?"

„Daß ich nicht wüßte, Herr Bulemann!" erwiderte sie, mit ihren blöden Augen um sich blinzelnd.

„Was sind denn das für Tiere? Das sind ja gar keine Katzen mehr!" – Er packte die Alte an den Armen und rannte sie gegen die Wand. „Rotäugige Hexe", schrie er, „bekenne, was hast du meinen Katzen eingebraut!"

Das Weib klammerte ihre knöchernen Hände ineinander und begann unverständliche Gebete herzuplappern. Aber die furchtbaren Katzen sprangen von rechts und links auf die Schultern ihres Herrn und leckten ihn mit ihren scharfen Zungen ins Gesicht. Da mußte er die Alte loslassen.

Fortwährend plappernd und hüstelnd schlich sie aus dem Zimmer und kroch die Treppen hinab. Sie war wie verwirrt; sie fürchtete sich, ob mehr vor ihrem Herrn oder vor den großen Katzen, das wußte sie selber nicht. So kam sie hinten in ihre Kammer. Mit zitternden Händen holte sie einen mit Geld gefüllten wollenen Strumpf aus ihrem Bette hervor; dann nahm sie aus einer Lade eine Anzahl alter Röcke und Lumpen und wickelte sie um ihren Schatz herum, so daß es endlich ein großes Bündel gab. Denn sie wollte fort, um jeden Preis fort; sie dachte an die arme Halbschwester ihres Herrn draußen in der Vorstadt; die war immer freundlich gegen sie gewesen, zu der wollte sie. Freilich, es war ein weiter Weg, durch viele Gassen, über viele schmale und lange Brücken, welche über dunkle Gräben und Fleten hinwegführten, und draußen dämmerte schon

der Winterabend. Es trieb sie dennoch fort. Ohne an ihre Tausende von Weizenbrötchen zu denken, die sie in kindischer Fürsorge in den großen Nußbaumschränken aufgehäuft hatte, trat sie mit ihrem schweren Bündel auf dem Nakken aus dem Hause. Sorgfältig mit dem großen krausen Schlüssel verschloß sie die schwere eichene Türe, steckte ihn in ihre Ledertasche und ging dann keuchend in die finstere Stadt hinaus.

Frau Anken ist niemals wiedergekommen, und die Tür von Bulemanns Haus ist niemals wieder aufgeschlossen worden.

Noch an demselben Tage aber, da sie fortgegangen, hat ein junger Taugenichts, der den Knecht Ruprecht spielend in den Häusern umherlief, mit Lachen seinen Kameraden erzählt, da er in seinem rauhen Pelze über die Kreszentiusbrücke gegangen sei, habe er ein altes Weib dermaßen erschreckt, daß sie mit ihrem Bündel wie toll in das schwarze Wasser hinabgesprungen sei. – Auch ist in der Frühe des andern Tages in der äußersten Vorstadt die Leiche eines alten Weibes, welche an einem großen Bündel festgebunden war, von den Wächtern aufgefischt und bald darauf, da niemand sie gekannt hat, auf dem Armenviertel des dortigen Kirchhofs in einem platten Sarge eingegraben worden.

Dieser andere Morgen war der Morgen des Weihnachtsabends. – Herr Bulemann hatte eine schlechte Nacht gehabt; das Kratzen und Arbeiten der Tiere gegen seine Kammertür hatte ihm diesmal keine Ruhe gelassen; erst gegen die Morgendämmerung war er in einen langen bleiernen Schlaf gefallen. Als er endlich seinen Kopf mit der Zipfelmütze in das Wohnzimmer hineinsteckte, sah er die beiden Katzen laut schnurrend mit unruhigen Schritten umeinander hergehen. Es war schon nach Mittag; die Wanduhr zeigte auf eins. „Sie werden Hunger haben, die Bestien", murmelte er. Dann öffnete er die Tür nach dem Flur und pfiff nach der Alten. Zugleich aber drängten die Katzen sich hinaus und rannten die Treppe hinab, und bald hörte er von unten aus der Küche herauf Springen und Tellergeklapper. Sie mußten auf den Schrank gesprungen sein, auf den Frau Anken die Speisen für den andern Tag zurückzusetzen pflegte.

Herr Bulemann stand oben an der Treppe und rief laut und scheltend nach der Alten: aber nur das Schweigen antwortete ihm oder von unten herauf aus den Winkeln des alten Hauses ein schwacher Widerhall. Schon schlug er die Schöße seines geblümten Schlafrocks übereinander und wollte selbst hinabsteigen, da polterte es drunten auf den Stiegen und die beiden Katzen kamen wieder heraufgerannt. Aber das waren keine Katzen mehr; das waren zwei furchtbare namenlose Raubtiere. Die stellten sich gegen ihn, sahen ihn mit ihren glimmenden Augen an und stießen ein heiseres Geheul aus. Er wollte an ihnen vorbei, aber ein Schlag mit der Tatze, der ihm einen Fetzen aus dem Schlafrock riß, trieb ihn zurück. Er lief ins Zimmer; er wollte ein Fenster aufreißen, um die Menschen auf der Gasse anzurufen; aber die Katzen sprangen hinterdrein und kamen ihm zuvor. Grimmig schnurrend, mit erhobenem Schweif, wanderten sie vor den Fenstern auf und ab. Herr Bulemann rannte auf den Flur hinaus und warf die Zimmertür hinter sich zu; aber die Katzen schlugen mit der Tatze auf

die Klinke und standen schon vor ihm an der Treppe. – Wieder floh er ins Zimmer zurück, und wieder waren die Katzen da.

Schon verschwand der Tag, und die Dunkelheit kroch in alle Ecken. Tief unten von der Gasse herauf hörte er Gesang; Knaben und Mädchen zogen von Haus zu Haus und sangen Weihnachtslieder. Sie gingen in alle Türen; er stand und horchte. Kam denn niemand in seine Tür? – Aber er wußte es ja, er hatte sie selber alle fortgetrieben; es klopfte niemand, es rüttelte niemand an der verschlossenen Haustür. Sie zogen vorüber; und allmählich ward es still, totenstill auf der Gasse. Und wieder suchte er zu entrinnen; er wollte Gewalt anwenden; er rang mit den Tieren, er ließ sich Gesicht und Hände blutig reißen. Dann wieder wandte er sich zur List; er rief sie mit den alten Schmeichelnamen, er strich ihnen die Funken aus dem Pelz und wagte es sogar, ihren flachen Kopf mit den großen weißen Zähnen zu krauen. Sie warfen sich auch vor ihm hin und wälzten sich schnurrend zu seinen Füßen; aber wenn er den rechten Augenblick gekommen glaubte und aus der Tür schlüpfte, so sprangen sie auf und standen, ihr heiseres Geheul ausstoßend, vor ihm. – So verging die Nacht, so kam der Tag und noch immer rannte er zwischen der Treppe und den Fenstern seines Zimmers hin und wider, die Hände ringend, keuchend, das graue Haar zerzaust.

Und noch zweimal wechselten Tag und Nacht; da endlich warf er sich gänzlich erschöpft, an allen Gliedern zuckend, auf das Kanapee. Die Katzen setzten sich ihm gegenüber und blinzelten ihn schläfrig aus halbgeschlossenen Augen an. Allmählich wurde das Arbeiten seines Leibes weniger und endlich hörte es ganz auf. Eine fahle Blässe überzog unter den Stoppeln des grauen Bartes sein Gesicht; noch einmal aufseufzend streckte er den Arm und spreizte die langen Finger über die Knie; dann regte er sich nicht mehr.

Unten in den öden Räumen war es indessen nicht ruhig gewesen. Draußen an der Tür des Hinterhauses, die auf den engen Hof hinausführt, geschah ein emsiges Nagen und Fressen. Endlich entstand über der Schwelle eine Öffnung, die größer und größer wurde; ein grauer Mauskopf drängte sich hindurch, dann noch einer, und bald huschte eine ganze Schar von Mäusen über den Flur und die Treppe hinauf in den ersten Stock. Hier begann das Arbeiten aufs neue an der Zimmertür, und als diese durchnagt war, kamen die großen Schränke dran, in denen Frau Ankens hinterlassene Schätze aufgespeichert lagen. Da war ein Leben wie im Schlaraffenland; wer durch wollte, mußte sich durchfressen. Und das Geziefer füllte sich den Wanst; und wenn es mit dem Fressen nicht mehr fort wollte, rollte es die Schwänze auf und hielt sein Schläfchen in den hohlgefressenen Weizenbrötchen. Nachts kamen sie hervor, huschten über die Dielen oder saßen, ihre Pfötchen leckend, vor dem Fenster und schauten, wenn der Mond schien, mit ihren kleinen blanken Augen in die Gasse hinab.

Aber diese behagliche Wirtschaft sollte bald ihr Ende erreichen. In der dritten Nacht, als eben droben Herr Bulemann seine Augen zugetan hatte,

polterte es draußen auf den Stiegen. Die großen Katzen kamen herabgesprungen, öffneten mit einem Schlag ihrer Tatze die Tür des Zimmers und begannen ihre Jagd. Da hatte alle Herrlichkeit ein Ende. Quieksend und pfeifend rannten die fetten Mäuse umher und strebten ratlos an den Wänden hinauf. Es war vergebens; sie verstummten eine nach der andern zwischen den zermalmenden Zähnen der beiden Raubtiere.

Dann wurde es still, und bald war in dem ganzen Hause nichts vernehmbar, als das leise Spinnen der großen Katzen, die mit ausgestreckten Tatzen droben vor dem Zimmer ihres Herrn lagen und sich das Blut aus den Bärten leckten.

Unten in der Haustür verrostete das Schloß, den Messingklopfer überzog Grünspan, und zwischen den Treppensteinen begann das Gras zu wachsen.

Draußen aber ging die Welt unbekümmert ihren Gang. – Als der Sommer gekommen war, stand auf dem St. Magdalenenkirchhof auf dem Grabe des kleinen Christoph ein blühender weißer Rosenbusch; und bald lag auch ein kleiner Denkstein unter demselben. Den Rosenbusch hatte seine Mutter ihm gepflanzt; den Stein freilich hatte sie nicht beschaffen können. Aber Christoph hatte einen Freund gehabt; es war ein junger Musikus; der Sohn eines Trödlers, der in dem Hause ihnen gegenüber wohnte. Zuerst hatte er sich unter sein Fenster geschlichen, wenn der Musiker drinnen am Klavier saß; später hatte dieser ihn zuweilen in die Magdalenenkirche genommen, wo er sich nachmittags im Orgelspiel zu üben pflegte. – Da saß denn der blasse Knabe auf einem Schemelchen zu seinen Füßen, lehnte lauschend den Kopf an die Orgelbank und sah wie die Sonnenlichter durch die Kirchenfenster spielten. Wenn der junge Musikus dann, von der Verarbeitung seines Themas fortgerissen, die tiefen mächtigen Register durch die Gewölbe brausen ließ, oder wenn er mitunter den Tremulanten zog und die Töne wie zitternd vor der Majestät Gottes dahinfluteten, so konnte es wohl geschehen, daß der Knabe in stilles Schluchzen ausbrach und sein Freund ihn nur schwer zu beruhigen vermochte. Einmal auch sagte er bittend: „Es tut mir weh, Leberecht; spiele nicht so laut."

Der Orgelspieler schob auch zugleich die großen Register wieder ein und nahm die Flöten- und andere sanfte Stimmen; und süß und ergreifend schwoll das Lieblingslied des Knaben durch die stille Kirche: „Befiehl du deine Wege." – Leise mit seiner kränklichen Stimme hub er an mitzusingen. „Ich will auch spielen lernen", sagte er, als die Orgel schwieg; „willst du mich es lehren, Leberecht?"

Der junge Musikus ließ seine Hand auf den Kopf des Knaben fallen, und ihm das gelbe Haar streichelnd, erwiderte er: „Werde nur erst recht gesund, Christoph; dann will ich dich es gern lehren."

Aber Christoph war nicht gesund geworden. – Seinem kleinen Sarge folgte neben der Mutter auch der junge Orgelspieler. Sie sprachen hier zum erstenmal zusammen; und die Mutter erzählte ihm jenen dreimal geträumten Traum von dem kleinen silbernen Erbbecher.

„Den Becher", sagte Leberecht, „hätte ich Euch geben können; mein Vater,

der ihn vor Jahren mit vielen andern Dingen von Eurem Bruder erhandelte, hat mir das zierliche Stück einmal als Weihnachtsgeschenk gegeben."

Die Frau brach in die bittersten Klagen aus. „Ach", rief sie immer wieder, „er wäre ja gewiß gesund geworden!"

Der junge Mann ging eine Weile schweigend neben ihr her. „Den Becher soll unser Christoph dennoch haben", sagte er endlich.

Und so geschah es. Nach einigen Tagen hatte er den Becher an einen Sammler solcher Pretiosen um einen guten Preis verhandelt; von dem Gelde aber ließ er den Denkstein für das Grab des kleinen Christoph machen. Er ließ eine Marmortafel darin einlegen, auf welcher das Bild des Bechers ausgemeißelt wurde. Darunter standen die Worte eingegraben: „Zur Gesundheit!"

Noch viele Jahre hindurch, mochte der Schnee auf dem Grabe liegen oder mochte in der Junisonne der Busch mit Rosen überschüttet sein, kam oft eine blasse Frau und las andächtig und sinnend die beiden Worte auf dem Grabstein. – Dann eines Sommers ist sie nicht mehr gekommen; aber die Welt ging unbekümmert ihren Gang.

Nur noch einmal, nach vielen Jahren, hat ein sehr alter Mann das Grab besucht, er hat sich den kleinen Denkstein angesehen und eine weiße Rose von dem alten Rosenbusch gebrochen. Das ist der emeritierte Organist von St. Magdalenen gewesen.

Aber wir müssen das friedliche Kindergrab verlassen und, wenn der Bericht zu Ende geführt werden soll, drüben in der Stadt noch einen Blick in das alte Erkerhaus der Düsternstraße werfen. – Noch immer stand es schweigend und verschlossen. Während draußen das Leben unablässig daran vorüberflutete, wucherte drinnen in den eingeschlossenen Räumen der Schwamm aus den Dielenritzen, löste sich der Gips an den Decken und stürzte herab, in einsamen Nächten ein unheimliches Echo über Flur und Stiege jagend. Die Kinder, welche an jenem Christabend auf der Straße gesungen hatten, wohnten jetzt als alte Leute in den Häusern, oder sie hatten ihr Leben schon abgetan und waren gestorben; die Menschen, die jetzt auf der Gasse gingen, trugen andere Gewänder, und draußen auf dem Vorstadtskirchhof war der schwarze Nummerpfahl auf Frau Ankens namenlosem Grabe schon längst verfault. Da schien eines Nachts wieder einmal, wie schon so oft, über das Nachbarhaus hinweg der Vollmond in das Erkerfenster des dritten Stockwerks und malte mit seinem bläulichen Lichte die kleinen runden Scheiben auf den Fußboden. Das Zimmer war leer; nur auf dem Kanapee zusammengekauert saß eine kleine Gestalt von der Größe eines jährigen Kindes; aber das Gesicht war alt und bärtig und die magere Nase unverhältnismäßig groß; auch trug sie eine weit über die Ohren fallende Zipfelmütze und einen langen, augenscheinlich für einen ausgewachsenen Mann bestimmten Schlafrock, auf dessen Schoß sie die Füße heraufgezogen hatte.

Diese Gestalt war Herr Bulemann. – Der Hunger hatte ihn nicht getötet, aber durch den Mangel an Nahrung war sein Leib verdorrt und eingeschwun-

den, und so war er im Lauf der Jahre kleiner und kleiner geworden. Mitunter in Vollmondnächten, wie diese, war er erwacht und hatte, wenn auch mit immer schwächerer Kraft, seinen Wächtern zu entrinnen gesucht. War er von den vergeblichen Anstrengungen erschöpft aufs Kanapee gesunken, oder zuletzt hinaufgekrochen, und hatte dann der bleierne Schlaf ihn wieder befallen, so streckten Graps und Schnores sich draußen vor der Treppe hin, peitschten mit ihrem Schweif den Boden und horchten, ob Frau Ankens Schätze neue Wanderzüge von Mäusen in das Haus gelockt hätten.

Heute war es anders; die Katzen waren weder im Zimmer noch draußen auf dem Flur. Als das durch das Fenster fallende Mondlicht über den Fußboden weg und allmählich an der kleinen Gestalt hinaufrückte, begann sie sich zu regen; die großen runden Augen öffneten sich, und Herr Bulemann starrte in das leere Zimmer hinaus. Nach einer Weile rutschte er, die langen Ärmel mühsam zurückschlagend, von dem Kanapee herab und schritt langsam der Tür zu, während die breite Schleppe des Schlafrocks hinter ihm herfegte. Auf den Fußspitzen nach der Klinke greifend, gelang es ihm, die Stubentür zu öffnen und draußen bis an das Geländer der Treppe vorzuschreiten. Eine Weile blieb er keuchend stehen; dann streckte er den Kopf vor und mühte sich zu rufen: „Frau Anken, Frau Anken!" Aber seine Stimme war nur wie das Wispern eines kranken Kindes. „Frau Anken, mich hungert; so höre Sie doch!"

Alles blieb still; nur die Mäuse quieksten jetzt heftig in den unteren Zimmern.

Da wurde er zornig: „Hexe, verfluchte, was pfeift Sie denn?" Und ein Schwall unverständlich geflüsterter Schimpfworte sprudelte aus seinem Munde, bis ein Stickhusten ihn befiel und seine Zunge lähmte.

Draußen, unten an der Haustür, wurde der schwere Messingklopfer angeschlagen, daß der Hall bis in die Spitze des Hauses hinaufdrang. Es mochte jener nächtliche Geselle sein, von dem im Anfang dieser Geschichte die Rede gewesen ist.

Herr Bulemann hatte sich wieder erholt. „So öffne Sie doch!" wisperte er; „es ist der Knabe, der Christoph; er will den Becher holen."

Plötzlich wurden von unten herauf zwischen dem Pfeifen der Mäuse die Sprünge und das Knurren der beiden großen Katzen vernehmbar. Er schien sich zu besinnen; zum erstenmal bei seinem Erwachen hatten sie das oberste Stockwerk verlassen und ließen ihn gewähren. – Hastig, den langen Schlafrock nach sich schleppend, stapfte er in das Zimmer zurück.

Draußen aus der Tiefe der Gasse hörte er den Wächter rufen. „Ein Mensch, ein Mensch!" murmelte er; „die Nacht ist so lang, so vielmal bin ich aufgewacht, und noch immer scheint der Mond."

Er kletterte auf den Polsterstuhl, der in dem Erkerfenster stand. Emsig arbeitete er mit den kleinen dürren Händen an dem Fensterhaken; denn drunten auf der mondhellen Gasse hatte er den Wächter stehen sehen. Aber die Haspen waren festgerostet; er mühte sich vergebens sie zu öffnen. Da sah er den Mann, der eine Weile hinaufgestarrt hatte, in den Schatten der Häuser zurücktreten.

Ein schwacher Schrei brach aus seinem Munde; zitternd mit geballten Fäu-

sten schlug er gegen die Fensterscheiben; aber seine Kraft reichte nicht aus sie zu zertrümmern. Nun begann er Bitten und Versprechungen durcheinander zu wispern; allmählich, während die Gestalt des untengehenden Mannes sich immer mehr entfernte, wurde sein Flüstern zu einem erstickten heisern Gekrächze; er wollte seine Schätze mit ihm teilen; wenn er nur hören wollte, er sollte alles haben, er selber wollte nichts, gar nichts für sich behalten; nur den Becher, der sei das Eigentum des kleinen Christoph.

Aber der Mann ging unten unbekümmert seinen Gang und bald war er in einer Nebengasse verschwunden. – Von allen Worten, die Herr Bulemann in jener Nacht gesprochen, ist keines von einer Menschenseele gehört worden.

Endlich nach aller vergeblichen Anstrengung kauerte sich die kleine Gestalt auf dem Polsterstuhl zusammen, rückte die Zipfelmütze zurecht und schaute, unverständliche Worte murmelnd, in den leeren Nachthimmel hinauf.

So sitzt er noch jetzt und erwartet die Barmherzigkeit Gottes.

Die Regentrude

Einen so heißen Sommer, wie nun vor hundert Jahren, hat es seitdem nicht wieder gegeben. Kein Grün fast war zu sehen; zahmes und wildes Getier lag verschmachtet auf den Feldern.

Es war an einem Vormittag. Die Dorfstraßen standen leer; was nur konnte, war ins Innerste der Häuser geflüchtet; selbst die Dorfkläffer hatten sich verkrochen. Nur der dicke Wiesenbauer stand breitspurig in der Torfahrt seines stattlichen Hauses und rauchte im Schweiße seines Angesichts aus seinem großen Meerschaumkopfe. Dabei schaute er schmunzelnd einem mächtigen Fuder Heu entgegen, das eben von seinen Knechten auf die Diele gefahren wurde. – Er hatte vor Jahren eine bedeutende Fläche sumpfigen Wiesenlandes um geringen Preis erworben, und die letzten dürren Jahre, welche auf den Feldern seiner Nachbarn das Gras versengten, hatten ihm die Scheuern mit duftigendem Heu und den Kasten mit blanken Krontalern gefüllt.

So stand er auch jetzt und rechnete, was bei den immer steigenden Preisen der Überschuß der Ernte für ihn einbringen könne. „Sie kriegen alle nichts", murmelte er, indem er die Augen mit der Hand beschattete und zwischen den Nachbarsgehöften hindurch in die flimmernde Ferne schaute; „es gibt gar keinen Regen mehr in der Welt." Dann ging er an den Wagen, der eben abgeladen wurde; er zupfte eine Handvoll Heu heraus, führte es an seine breite Nase und lächelte so verschmitzt, als wenn er aus dem kräftigen Duft noch einige Krontaler mehr herausriechen könne.

In demselben Augenblicke war eine etwa fünfzigjährige Frau ins Haus getreten. Sie sah blaß und leidend aus, und bei dem schwarzseidenen Tuche, das sie um den Hals gesteckt trug, trat der bekümmerte Ausdruck ihres Gesichtes nur noch mehr hervor. „Guten Tag, Nachbar", sagte sie, indem sie dem Wiesenbauer die Hand reichte, „ist das eine Glut; die Haare brennen einem auf dem Kopfe!"

„Laß brennen, Mutter Stine, laß brennen!" erwiderte er, „seht nur das Fuder Heu an! Mir kann's nicht zu schlimm werden!"

„Ja, ja, Wiesenbauer, Ihr könnt schon lachen; aber was soll aus uns andern werden, wenn das so fortgeht!"

Der Bauer drückte mit dem Daumen die Asche in seinen Pfeifenkopf und stieß ein paar mächtige Dampfwolken in die Luft. „Seht Ihr", sagte er, „das kommt von der Überklugheit. Ich hab's ihm immer gesagt; aber Euer Seliger

hat's alleweg besser verstehen wollen. Warum mußte er all sein Tiefland vertauschen! Nun sitzt Ihr da mit den hohen Feldern, wo Eure Saat verdorrt und Euer Vieh verschmachtet."

Die Frau seufzte.

Der dicke Mann wurde plötzlich herablassend. „Aber Mutter Stine", sagte er, „ich merke schon, Ihr seid nicht von ungefähr hierhergekommen; schießt nur immer los, was Ihr auf dem Herzen habt!"

Die Witwe blickte zu Boden. „Ihr wißt wohl", sagte sie, „die fünfzig Taler, die Ihr mir geliehen, ich soll sie auf Johanni zurückzahlen und der Termin ist vor der Tür."

Der Bauer legte seine fleischige Hand auf ihre Schulter. „Nun macht Euch keine Sorge, Frau! Ich brauche das Geld nicht; ich bin nicht der Mann, der aus der Hand in den Mund lebt. Ihr könnt mir Eure Grundstücke dafür zum Pfande einsetzen; sie sind zwar nicht von den besten, aber mir sollen sie diesmal gut genug sein. Auf den Sonnabend könnt Ihr mit mir zum Gerichtshalter fahren."

Die bekümmerte Frau atmete auf. „Es macht zwar wieder Kosten", sagte sie, „aber ich danke Euch doch dafür."

Der Wiesenbauer hatte seine kleinen klugen Augen nicht von ihr gelassen. „Und", fuhr er fort, „weil wir hier einmal beisammen sind, so will ich Euch auch sagen, der Andrees, Euer Junge, geht nach meiner Tochter!"

„Du lieber Gott, Nachbar, die Kinder sind ja miteinander aufgewachsen!"

„Das mag sein, Frau; wenn aber der Bursche meint, er könne sich hier in die volle Wirtschaft einfreien, so hat er seine Rechnung ohne mich gemacht!"

Die schwache Frau richtete sich ein wenig auf und sah ihn mit fast zürnenden Augen an. „Was habt Ihr denn an meinem Andrees auszusetzen?" fragte sie.

„Ich an Eurem Andrees, Frau Stine? – Auf der Welt gar nichts! Aber" – und er strich sich mit der Hand über die silbernen Knöpfe seiner roten Weste – „meine Tochter ist eben meine Tochter und des Wiesenbauers Tochter kann es besser belaufen."

„Trotzt nicht zu sehr, Wiesenbauer!" sagte die Frau milde, „ehe die heißen Jahre kamen –!"

„Aber sie sind gekommen und sind noch immer da, und auch für dies Jahr ist keine Aussicht, daß Ihr eine Ernte in die Scheuer bekommt. Und so geht's mit Eurer Wirtschaft immer weiter rückwärts."

Die Frau war in tiefes Sinnen versunken; sie schien die letzten Worte kaum gehört zu haben. „Ja", sagte sie, „Ihr mögt leider recht behalten, die Regentrude muß eingeschlafen sein; aber – sie kann geweckt werden!"

„Die Regentrude?" wiederholte der Bauer hart. „Glaubt Ihr auch an das Gefasel?"

„Kein Gefasel, Nachbar!" erwiderte sie geheimnisvoll. „Meine Urahne, da sie jung gewesen, hat sie selber einmal aufgeweckt. Sie wußte auch das Sprüchlein noch und hat es mir öfters vorgesagt; aber ich habe es seither längst vergessen."

Der dicke Mann lachte, daß ihm die silbernen Knöpfe auf seinem Bauche tanzten. „Nun, Mutter Stine, so setzt Euch hin und besinnt Euch auf Euer

Sprüchlein. Ich verlasse mich auf mein Wetterglas und das steht seit acht Wochen auf beständig Schön!"

„Das Wetterglas ist ein totes Ding, Nachbar; das kann doch nicht das Wetter machen!"

„Und Eure Regentrude ist ein Spukeding, ein Hirngespinst, ein Garnichts!"

„Nun, Wiesenbauer", sagte die Frau schüchtern, „Ihr seid einmal einer von den Neugläubigen!"

Aber der Mann wurde immer eifriger. „Neu- oder altgläubig!" rief er, „geht hin und sucht Eure Regenfrau und sprecht Euer Sprüchlein, wenn Ihr's noch beisammenkriegt! Und wenn Ihr binnen heut und vierundzwanzig Stunden Regen schafft, dann –!" Er hielt inne und paffte ein paar dicke Rauchwolken vor sich hin.

„Was dann, Nachbar?" fragte die Frau.

„Dann – dann, – zum Teufel, ja, dann soll Euer Andrees meine Maren freien!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Wohnzimmers und ein schönes schlankes Mädchen mit rehbraunen Augen trat zu ihnen auf die Durchfahrt hinaus. „Topp, Vater!" rief sie, „das soll gelten!" Und zu einem ältlichen Mann gewandt, der eben von der Straße her ins Haus trat, fügte sie hinzu: „Ihr habt's gehört, Vetter Schulze!"

„Nun, nun Maren", sagte der Wiesenbauer, „du brauchst keine Zeugen gegen deinen Vater aufzurufen; von meinem Wort da beißt dir keine Maus auch nur ein Titelchen ab."

Der Schulze schaute indes, auf seinen langen Stock gestützt, eine Weile in den freien Tag hinaus; und hatte nun sein schärferes Auge in der Tiefe des glühenden Himmels ein weißes Pünktchen schwimmen sehen oder wünschte er es nur und glaubte es deshalb gesehen zu haben, aber er lächelte hinterhaltig und sagte: „Mög's Euch bekommen, Vetter Wiesenbauer, der Andrees ist allewege ein tüchtiger Bursch!"

Bald darauf, während der Wiesenbauer und der Schulze in dem Wohnzimmer des ersteren über allerlei Rechnungen beisammensaßen, trat Maren an der andern Seite der Dorfstraße mit Mutter Stine in deren Stübchen.

„Aber Kind", sagte die Witwe, indem sie ihr Spinnrad aus der Ecke holte, „weißt du denn das Sprüchlein für die Regenfrau?"

„Ich?" fragte das Mädchen, indem sie erstaunt den Kopf zurückwarf.

„Nun, ich dachte nur, weil du so keck dem Vater vor die Füße tratst."

„Nicht doch, Mutter Stine, mir war nur so ums Herz, und ich dachte auch, Ihr selber würdet's wohl noch beisammen bekommen. Räumt nur ein bissel auf in Eurem Kopfe; es muß ja noch irgendwo verkramet liegen!"

Frau Stine schüttelte den Kopf. „Die Urahne ist mir früh gestorben. Das aber weiß ich noch wohl, wenn wir damals große Dürre hatten, wie eben jetzt, und uns dabei mit der Saat oder dem Viehzeug Unheil zuschlug, dann pflegte sie

wohl ganz heimlich zu sagen: ‚Das tut der Feuermann uns zum Schabernack, weil ich einmal die Regenfrau geweckt habe!'"

„Der Feuermann?" fragte das Mädchen, „wer ist denn das nun wieder?" Aber ehe sie noch eine Antwort erhalten konnte, war sie schon ans Fenster gesprungen und rief: „Um Gott, Mutter, da kommt der Andrees; seht nur, wie verstürzt er aussieht!"

Die Witwe erhob sich von ihrem Spinnrade: „Freilich Kind", sagte sie niedergeschlagen, „siehst du denn nicht, was er auf dem Rücken trägt? Da ist schon wieder eins von den Schafen verdurstet."

Bald darauf trat der junge Bauer ins Zimmer und legte das tote Tier vor den Frauen auf den Estrich. „Da habt ihr's!" sagte er finster, indem er sich mit der Hand den Schweiß von der heißen Stirn strich.

Die Frauen sahen mehr in sein Gesicht als auf die tote Kreatur. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, Andrees!" sagte Maren. „Wir wollen die Regenfrau wecken und dann wird alles wieder gut werden."

„Die Regenfrau!" wiederholte er tonlos. „Ja Maren, wer die wecken könnte! – Es ist aber auch nicht wegen dem allein; es ist mir etwas widerfahren draußen."–

Die Mutter faßte zärtlich seine Hand. „So sag es von dir, mein Sohn", ermahnte sie, „damit es dich nicht siech mache!"

„So hört denn!" erwiderte er. – „Ich wollte nach unsern Schafen sehen und ob das Wasser, das ich gestern abend für sie hinaufgetragen, noch nicht verdunstet sei. Als ich aber auf den Weideplatz kam, sah ich sogleich, daß es dort nicht seine Richtigkeit habe; der Wasserzuber war nicht mehr, wo ich ihn hingestellt, und auch die Schafe waren nicht zu sehen. Um sie zu suchen, ging ich den Rain hinab bis an den Riesenhügel. Als ich auf die andere Seite kam, da sah ich sie alle liegend, keuchend, die Hälse lang auf die Erde gestreckt; die arme Kreatur hier war schon krepiert. Daneben lag der Zuber umgestürzt und schon gänzlich ausgetrocknet. Die Tiere konnten das nicht getan haben; hier mußte eine böswillige Hand im Spiele sein!"

„Kind, Kind!" unterbrach ihn die Mutter, „wer sollte einer armen Witwe Leides zufügen!"

„Hört nur zu, Mutter, es kommt noch weiter. Ich stieg auf den Hügel und sah nach allen Seiten über die Ebene hin; aber kein Mensch war zu sehen, die sengende Glut lag wie alle Tage lautlos über den Feldern. Nur neben mir auf einem der großen Steine, zwischen denen das Zwergenloch in den Hügel hinabgeht, saß ein dicker Molch und sonnte seinen häßlichen Leib. Als ich noch so halb ratlos, halb ingrimmig um mich her starrte, hörte ich auf einmal hinter mir von der andern Seite des Hügels her ein Gemurmel, wie wenn einer eifrig mit sich selber redet, und als ich mich umwende, sehe ich ein knorpsiges Männlein im feuerroten Rock und roter Zipfelmütze unten zwischen dem Heidekraute auf und ab stapfen. – Ich erschrak mich, denn wo war es plötzlich hergekommen! – Auch sah es gar so arg und mißgeschaffen aus. Die großen braunroten Hände hatte es auf dem Rücken gefaltet und dabei spielten die krummen Finger wie Spinnenbeine in der Luft. – Ich war hinter den Dorn-

busch getreten, der neben den Steinen aus dem Hügel wächst, und konnte von hier aus alles sehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Das Unding drunten war noch immer in Bewegung; es bückte sich und riß ein Bündel versengten Grases aus dem Boden, daß ich glaubte, es müsse mit seinem Kürbiskopf vornüber schießen; aber es stand schon wieder auf seinen Spindelbeinen und, indem es das dürre Kraut zwischen seinen großen Fäusten zu Pulver rieb, begann es so entsetzlich zu lachen, daß auf der andern Seite des Hügels die halbtoten Schafe aufsprangen und in wilder Flucht an dem Rain hinunterjagten. Das Männlein aber lachte noch gellender, und dabei begann es von einem Bein aufs andere zu springen, daß ich fürchtete, die dünnen Stäbchen müßten unter seinem klumpigen Leibe zusammenbrechen. Es war grausenvoll anzusehen, denn es funkte ihm dabei ordentlich aus seinen kleinen schwarzen Augen."

Die Witwe hatte leise des Mädchens Hand gefaßt.

„Weißt du nun, wer der Feuermann ist!" sagte sie. Maren nickte.

„Das Allergrausenhafteste aber", fuhr Andrees fort, „war seine Stimme. ‚Wenn sie es wüßten, wenn sie es wüßten!' schrie er ‚die Flegel, die Bauerntölpel!' Und dann sang er mit seiner schnarrenden, quäkenden Stimme ein seltsames Sprüchlein; immer von vorn nach hinten, als könne er sich gar daran nicht ersättigen. Wartet nur, ich bekomm's wohl noch beisammen!"

Und nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!"

Die Mutter ließ plötzlich ihr Spinnrad stehen, das sie während der Erzählung eifrig gedreht hatte, und sah ihren Sohn mit gespannten Augen an. Der aber schwieg wieder und schien sich zu besinnen.

„Weiter!" sagte sie leise.

„Ich weiß nicht weiter, Mutter; es ist fort und ich hab's mir unterwegs doch wohl hundertmal vorgesagt."

Als aber Frau Stine mit unsicherer Stimme selbst fortfuhr:

„Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!"

da setzte er rasch hinzu:

„Nimm dich in Acht!
Eh du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!"

„Das ist das Sprüchlein der Regentrude!" rief Frau Stine; „und nun rasch noch einmal! und da, Maren, merk wohl auf, damit es nicht wiederum verloren geht!"

Und nun sprachen Mutter und Sohn noch einmal zusammen und ohne Anstoß:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!

Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!

Nimm dich in Acht!
Eh du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!"

„Nun hat alle Not ein Ende!" rief Maren; „nun wecken wir die Regentrude; morgen sind alle Felder wieder grün, und übermorgen gibt's Hochzeit!" Und mit fliegenden Worten und glänzenden Augen erzählte sie ihrem Andrees, welches Versprechen sie dem Vater abgewonnen habe.

„Kind", sagte die Witwe wieder, „weißt du denn auch den Weg zur Regentrude?"

„Nein, Mutter Stine, wißt Ihr denn auch den Weg nicht mehr?"

„Aber, Maren, es war ja die Urahne, die bei der Regentrude war; von dem Wege hat sie mir niemals was erzählt."

„Nun, Andrees", sagte Maren und faßte den Arm des jungen Bauern, der währenddes mit gerunzelter Stirn vor sich hingestarrt hatte, „so sprich du! Du weißt ja sonst doch immer Rat!"

„Vielleicht weiß ich auch jetzt wieder einen!" entgegnete er bedächtig. „Ich muß heute mittag den Schafen noch Wasser hinauftragen. Vielleicht daß ich den Feuermann noch einmal hinter dem Dornbusch belauschen kann! Hat er das Sprüchlein verraten, wird er auch noch den Weg verraten; denn sein dicker Kopf scheint überzulaufen von diesen Dingen."

Und bei diesem Entschluß blieb es. So viel sie auch hin und wider redeten, sie wußten keinen bessern aufzufinden.

Bald darauf fand sich Andrees mit seiner Wassertracht droben auf dem Weideplatze. Als er in die Nähe des Riesenhügels kam, sah er den Kobold schon von weitem auf einem der Steine am Zwergloch sitzen. Er strählte sich mit seinen fünf ausgespreizten Fingern den roten Bart; und jedesmal wenn er die Hand herauszog, löste sich ein Häufchen feuriger Flocken ab und schwebte in dem grellen Sonnenschein über die Felder dahin.

„Da bist du zu spät gekommen", dachte Andrees, „heute wirst du nichts erfahren", und wollte seitwärts, als habe er gar nichts gesehen, nach der Stelle abbiegen, wo noch immer der umgestürzte Zuber lag. Aber er wurde angerufen. „Ich dachte, du hättst mit mir zu reden!" hörte er die Quäkstimme des Kobolds hinter sich.

Andrees kehrte sich um und trat ein paar Schritte zurück. „Was hätte ich mit Euch zu reden", erwiderte er; „ich kenne Euch ja nicht."

„Aber du möchtest den Weg zur Regentrude wissen?"

„Wer hat Euch denn das gesagt?"

„Mein kleiner Finger, und der ist klüger als mancher große Kerl."

Andrees nahm all seinen Mut zusammen und trat noch ein paar Schritt näher zu dem Unding an den Hügel hinauf. „Euer kleiner Finger mag schon klug sein", sagte er, „aber den Weg zur Regenfrau wird er doch nicht wissen, denn den wissen auch die allerklügsten Menschen nicht."

Der Kobold blähte sich wie eine Kröte und fuhr ein paarmal mit seiner Klaue durch den Feuerbart, daß Andrees vor der herausströmenden Flut einen Schritt zurücktaumelte. Plötzlich aber, den jungen Bauer mit dem Ausdruck eines überlegenen Hohns aus seinen bösen kleinen Augen anstarrend, schnarrte er ihn an: „Du bist zu einfältig, Andrees; wenn ich dir auch sagte, daß die Regentrude hinter dem großen Walde wohnt, so würdest du doch nicht wissen, daß hinter dem Walde eine hohle Weide steht!"

„Hier gilt's den Dummen spielen!" dachte Andrees; denn obschon er sonst ein ehrlicher Bursche war, so hatte er doch auch seine gute Portion Bauernschlauheit mit auf die Welt bekommen. „Da habt Ihr recht", sagte er, und riß den Mund auf, „das würde ich freilich nicht wissen!"

„Und", fuhr der Kobold fort, „wenn ich dir auch sagte, daß hinter dem Walde die hohle Weide steht, so würdest du doch nicht wissen, daß in dem Baum eine Treppe zum Garten der Regenfrau hinabführt."

„Wie man sich doch verrechnen kann!" rief Andrees. „Ich dachte, man könnte nur so gradeswegs hineinspazieren."

„Und wenn du auch gradeswegs hineinspazieren könntest", sagte der Kobold, „so würdest du immer noch nicht wissen, daß die Regentrude nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann."

„Nun freilich", meinte Andrees, „da hilft's mir nichts; da will ich mich nur gleich wieder auf den Heimweg machen."

Ein arglistiges Lächeln verzog den breiten Mund des Kobolds. „Willst du nicht erst dein Wasser in den Zuber gießen?" fragte er; „das schöne Viehzeug ist ja schier verschmachtet."

„Da habt Ihr zum vierten Male recht!" erwiderte der Bursche und ging mit seinen Eimern um den Hügel herum. Als er aber das Wasser in den heißen Zuber goß, schlug es zischend empor und verprasselte in weißen Dampfwolken in die Luft. „Auch gut!" dachte er, „meine Schafe treibe ich mit mir heim und morgen mit dem frühesten geleite ich Maren zu der Regentrude. Die soll sie schon erwecken!"

Auf der andern Seite des Hügels aber war der Kobold von seinen Steinen aufgesprungen. Er warf seine rote Mütze in die Luft und kollerte sich mit wieherndem Gelächter den Berg hinab. Dann sprang er wieder auf seine dürren Spindelbeine, tanzte wie toll umher und schrie dabei mit seiner Quäkstimme einmal übers andere: „Der Kindskopf, der Bauerlümmel dachte mich zu übertöl-

peln und weiß noch nicht, daß die Trude sich nur durch das rechte Sprüchlein wecken läßt. Und das Sprüchlein weiß keiner als Eckeneckepenn, und Eckenekkepenn das bin ich!" –

Der böse Kobold wußte nicht, daß er am Vormittag das Sprüchlein selbst verraten hatte.

Auf die Sonnenblumen, die vor Marens Kammer im Garten standen, fiel eben der erste Morgenstrahl, als sie schon das Fenster aufstieß und ihren Kopf in die frische Luft hinausstreckte. Der Wiesenbauer, welcher nebenan im Alkoven des Wohnzimmers schlief, mußte davon erwacht sein; denn sein Schnarchen, das noch eben durch alle Wände drang, hatte plötzlich aufgehört. „Was treibst du Maren?" rief er mit schläfriger Stimme. „Fehlt's dir denn wo?"

Das Mädchen fuhr sich mit dem Finger an die Lippen, denn sie wußte wohl, daß der Vater, wenn er ihr Vorhaben erführe, sie nicht aus dem Hause lassen würde. Aber sie faßte sich schnell. „Ich habe nicht schlafen können, Vater", rief sie zurück, „ich will mit den Leuten auf die Wiesen; es ist so hübsch frisch heute morgen."

„Hast das nicht nötig, Maren", erwiderte der Bauer, „meine Tochter ist kein Dienstbot." Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Na, wenn's dir Pläsier macht! Aber sei zur rechten Zeit wieder heim, eh die große Hitze kommt. Und vergiß mein Warmbier nicht!" Damit warf er sich auf die andere Seite, daß die Bettstelle krachte, und gleich darauf hörte auch das Mädchen wieder das wohlbekannte abgemessene Schnarchen.

Behutsam drückte sie ihre Kammertür auf. Als sie durch die Torfahrt ins Freie ging, hörte sie eben den Knecht die beiden Mägde wecken. „Es ist doch schnöd", dachte sie, „daß du so hast lügen müssen, aber" – und sie seufzte dabei ein wenig – „was tut man nicht um seinen Schatz!"

Drüben in seinem Sonntagsstaat stand schon Andrees ihrer wartend. „Weißt du dein Sprüchlein noch?" rief er ihr entgegen.

„Ja, Andrees! Und weißt du noch den Weg?" Er nickte nur.

„So laß uns gehen!" – Aber eben kam noch Mutter Stine aus dem Hause und steckte ihrem Sohne ein mit Met gefülltes Fläschchen in die Tasche. „Der ist noch von der Urahne", sagte sie, „sie tat allezeit sehr geheim und kostbar damit, der wird euch gut tun in der Hitze."

Dann gingen sie im Morgenschein die stille Dorfstraße hinab und die Witwe stand noch lange und schaute nach der Richtung, wo die jungen kräftigen Gestalten verschwunden waren.

Der Weg der beiden führte hinter der Dorfmark über eine weite Heide. Danach kamen sie in den großen Wald. Aber die Blätter des Waldes lagen meist verdorrt am Boden, so daß die Sonne überall hindurchblitzte, sie wurden fast

geblendet von den wechselnden Lichtern. – Als sie eine geraume Zeit zwischen den hohen Stämmen der Eichen und Buchen fortgeschritten waren, faßte das Mädchen die Hand des jungen Mannes.

„Was hast du, Maren?" fragte er.

„Ich hörte unsere Dorfuhr schlagen, Andrees."

„Ja, mir war es auch so."

„Es muß sechs Uhr sein!" sagte sie wieder. „Wer kocht denn dem Vater nur sein Warmbier? Die Mägde sind alle auf dem Felde."

„Ich weiß nicht, Maren; aber das hilft nun doch weiter nicht!"

„Nein", sagte sie, „das hilft nun weiter nicht. Aber weißt du denn auch noch unser Sprüchlein?"

„Freilich, Maren!

Dunst ist die Welle
Staub ist die Quelle!"

Und als er einen Augenblick zögerte, sagte sie rasch:

„Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder."

„Oh!" rief sie, „wie brannte die Sonne!"

„Ja", sagte Andrees und rieb sich die Wange, „es hat auch mir ordentlich einen Stich gegeben."

Endlich kamen sie aus dem Walde und dort, ein paar Schritte vor ihnen, stand auch schon der alte Weidenbaum. Der mächtige Stamm war ganz gehöhlt und das Dunkel, das darin herrschte, schien tief in den Abgrund der Erde zu führen. Andrees stieg zuerst allein hinab, während Maren sich auf die Höhlung des Baumes lehnte und ihm nachzublicken suchte. Aber bald sah sie nichts mehr von ihm, nur das Geräusch des Hinabsteigens schlug noch an ihr Ohr. Ihr begann angst zu werden, oben um sie her war es so einsam und von unten hörte sie endlich auch keinen Laut mehr. Sie steckte den Kopf tief in die Höhlung und rief: „Andrees, Andrees!" Aber es blieb alles still, und noch einmal rief sie: „Andrees!" – Da nach einiger Zeit war es ihr, als höre sie es von unten wieder heraufkommen, und allmählich erkannte sie auch die Stimme des jungen Mannes, der ihren Namen rief, und faßte seine Hand, die er ihr entgegenstreckte. „Es führt eine Treppe hinab", sagte er, „aber sie ist steil und ausgebröckelt und wer weiß wie tief nach unten zu der Abgrund ist!"

Maren erschrak. „Fürchte dich nicht", sagte er, „ich trage dich; ich habe einen sichern Fuß." Dann hob er das schlanke Mädchen auf seine breite Schulter; und als sie die Arme fest um seinen Hals gelegt hatte, stieg er behutsam mit ihr in die Tiefe. Dichte Finsternis umgab sie; aber Maren atmete doch auf, während sie so Stufe um Stufe wie in einem gewundenen Schneckengange hinabgetragen wurde; denn es war kühl hier im Innern der Erde. Kein Laut von oben drang zu

ihnen herab; nur einmal hörten sie dumpf aus der Ferne die unterirdischen Wasser brausen, die vergeblich zum Lichte emporarbeiteten.

„Was war das?" flüsterte das Mädchen.

„Ich weiß nicht, Maren."

„Aber hat's denn noch kein Ende?"

„Es scheint fast nicht."

„Wenn dich der Kobold nur nicht betrogen hat!"

„Ich denke nicht, Maren."

So stiegen sie tiefer und tiefer. Endlich spürten sie wieder den Schimmer des Sonnenlichts unter sich, das mit jedem Tritte leuchtender wurde; zugleich aber drang auch eine erstickende Hitze zu ihnen herauf.

Als sie von der untersten Stufe ins Freie traten, sahen sie eine gänzlich unbekannte Gegend vor sich. Maren sah befremdet umher. „Die Sonne scheint aber doch dieselbe zu sein!" sagte sie endlich.

„Kälter ist sie wenigstens nicht", meinte Andrees, indem er das Mädchen zur Erde hob.

Von dem Platze, wo sie sich befanden, auf einem breiten Steindamm, lief eine Allee von alten Weiden in die Ferne hinaus. Sie bedachten sich nicht lange; sondern gingen, als sei ihnen der Weg gewiesen, zwischen den Reihen der Bäume entlang. Wenn sie nach der einen oder andern Seite blickten, so sahen sie in ein ödes unabsehbares Tiefland, das so von aller Art Rinnen und Vertiefungen zerrissen war, als bestehe es nur aus einem endlosen Gewirre verlassener See- und Strombetten. Dies schien auch dadurch bestätigt zu werden, daß ein beklemmender Dunst, wie von vertrocknetem Schilf, die Luft erfüllte. Dabei lagerte zwischen den Schatten der einzelnstehenden Bäume eine solche Glut, daß es den beiden Wanderern war, als sähen sie kleine weiße Flammen über den staubigen Weg dahinfliegen. Andrees mußte an die Flocken aus dem Feuerbarte des Kobolds denken. Einmal war es ihm sogar, als sähe er zwei dunkle Augenringe in dem grellen Sonnenschein; dann wieder glaubte er deutlich neben sich das tolle Springen der kleinen Spindelbeine zu hören. Bald war es links, bald rechts an seiner Seite. Wenn er sich aber wandte, vermochte er nichts zu sehen; nur die glutheiße Luft zitterte flirrend und blendend vor seinen Augen. „Ja", dachte er, indem er des Mädchens Hand erfaßte und beide mühsam vorwärts schritten, „sauer machst du's uns; aber recht behältst du heute nicht!"

Weiter und weiter gingen sie, der eine nur auf das immer schwerere Atmen des andern hörend. Der einförmige Weg schien kein Ende zu nehmen; neben ihnen unaufhörlich die grauen, halb entblätterten Weiden, seitwärts hüben und drüben unter ihnen die unheimlich dunstende Niederung.

Plötzlich blieb Maren stehen und lehnte sich mit geschlossenen Augen an den Stamm einer Weide. „Ich kann nicht weiter", murmelte sie; „die Luft ist lauter Feuer."

Da gedachte Andrees des Metfläschchens, das sie bis dahin unberührt gelassen hatten. – Als er den Stöpsel abgezogen, verbreitete sich ein Duft, als seien die Tausende von Blumen noch einmal zur Blüte auferstanden, aus deren Kelchen

vor vielleicht mehr als hundert Jahren die Bienen den Honig zu diesem Tranke zusammengetragen hatten. Kaum hatten die Lippen des Mädchens den Rand der Flasche berührt, so schlug sie schon die Augen auf. „Oh", rief sie, „auf welcher schönen Wiese sind wir denn?"

„Auf keiner Wiese, Maren; aber trink nur, es wird dich stärken!"

Als sie getrunken hatte, richtete sie sich auf und schaute mit hellen Augen um sich her. „Trink auch einmal, Andrees", sagte sie; „ein Frauenzimmer ist doch nur ein elendiglich Geschöpf!"

„Aber das ist ein echter Tropfen!" rief Andrees, nachdem er auch gekostet hatte. „Mag der Himmel wissen, woraus die Urahne den gebraut hat!"

Dann gingen sie gestärkt und lustig plaudernd weiter. Nach einer Weile aber blieb das Mädchen wieder stehen. „Was hast du, Maren?" fragte Andrees.

„Oh, nichts; ich dachte nur!"

„Was denn, Maren?"

„Siehst du, Andrees! Mein Vater hat noch sein halbes Heu draußen auf den Wiesen; und ich gehe da aus und will Regen machen!"

„Dein Vater ist ein reicher Mann, Maren; aber wir andern haben unser Fetzchen Heu schon längst in der Scheuer und unsere Frucht noch alle auf den dürren Halmen."

„Ja, ja, Andrees, du hast wohl recht; man muß auch an die andern denken!" Im stillen bei sich selber aber setzte sie nach einer Weile hinzu: „Maren, Maren, mach dir keine Flausen vor; du tust ja doch alles nur von wegen deinem Schatz!"

So waren sie wieder eine Zeitlang fortgegangen, als das Mädchen plötzlich rief: „Was ist denn das? Wo sind wir denn? Das ist ja ein großer ungeheuerer Garten!"

Und wirklich waren sie, ohne zu wissen wie, aus der einförmigen Weidenallee in einen großen Park gelangt. Aus der weiten, jetzt freilich versengten Rasenfläche erhoben sich überall Gruppen hoher prachtvoller Bäume. Zwar war ihr Laub zum Teil gefallen oder hing dürr oder schlaff an den Zweigen, aber der kühne Bau ihrer Äste strebte noch in den Himmel und die mächtigen Wurzeln griffen noch weit über die Erde hinaus. Eine Fülle von Blumen, wie die beiden sie nie zuvor gesehen, bedeckte hier und da den Boden; aber alle diese Blumen waren welk und düftelos und schienen mitten in der höchsten Blüte von der tödlichen Glut getroffen zu sein.

„Wir sind am rechten Orte, denk ich!" sagte Andrees.

Maren nickte. „Du mußt nun hier zurückbleiben, bis ich wiederkomme."

„Freilich", erwiderte er, indem er sich in dem Schatten einer großen Eiche ausstreckte. „Das übrige ist nun deine Sach! Halt nur das Sprüchlein fest und verred dich nicht dabei!" –

So ging sie denn allein über den weiten Rasen und unter den himmelhohen Bäumen dahin, und bald sah der Zurückbleibende nichts mehr von ihr. Sie aber schritt weiter und weiter durch die Einsamkeit. Bald hörten die Baumgruppen auf, und der Boden senkte sich. Sie erkannte wohl, daß sie in dem ausgetrockne-

ten Bette eines Gewässers ging; weißer Sand und Kiesel bedeckten den Boden, dazwischen lagen tote Fische und blinkten mit ihren Silberschuppen in der Sonne. In der Mitte des Beckens sah sie einen grauen fremdartigen Vogel stehen; er schien ihr einem Reiher ähnlich zu sein, doch war er von solcher Größe, daß sein Kopf, wenn er ihn aufrichtete, über den eines Menschen hinwegragen mußte; jetzt hatte er den langen Hals zwischen den Flügeln zurückgelegt und schien zu schlafen. Maren fürchtete sich. Außer dem regungslosen unheimlichen Vogel war kein lebendes Wesen sichtbar, nicht einmal das Schwirren einer Fliege unterbrach hier die Stelle; wie ein Entsetzen lag das Schweigen über diesem Orte. Einen Augenblick trieb sie die Angst, nach ihrem Geliebten zu rufen, aber sie wagte es wiederum nicht, denn den Laut ihrer eigenen Stimme in dieser Öde zu hören, dünkte sie noch schauerlicher als alles andere.

So richtete sie denn ihre Augen fest in die Ferne, wo sich wieder dichte Baumgruppen über den Boden zu erheben schienen, und schritt weiter ohne rechts oder links zu sehen. Der große Vogel rührte sich nicht, als sie mit leisem Tritt an ihm vorüberging, nur für einen Augenblick blitzte es schwarz unter der weißen Augenhaut hervor. – Sie atmete auf. – Nachdem sie noch eine weite Strecke hingeschritten, verengte sich das Seebette zu der Rinne eines mäßigen Baches, der unter einer breiten Lindengruppe durchführte. Das Geäste dieser mächtigen Bäume war so dicht, daß ungeachtet des mangelhaften Laubes kein Sonnenstrahl hindurchdrang. Maren ging in dieser Rinne weiter; die plötzliche Kühle um sie her, das hohe dunkle Gewölbe der Wipfel über ihr; es schien ihr fast, als gehe sie durch eine Kirche. Plötzlich aber wurden ihre Augen von einem blendenden Lichte getroffen; die Bäume hörten auf und vor ihr erhob sich ein graues Gestein, auf das die grellste Sonne niederbrannte.

Maren selbst stand in einem leeren sandigen Becken, in welches sonst ein Wasserfall über die Felsen hinabgestürzt sein mochte, der dann unterhalb durch die Rinne seinen Abfluß in den jetzt verdunsteten See gehabt hatte. Sie suchte mit den Augen, wo wohl der Weg zwischen den Klippen hinaufführe. Plötzlich aber schrak sie zusammen. Denn das dort auf der halben Höhe des Absturzes konnte nicht zum Gestein gehören; wenn es auch ebenso grau war und starr wie dieses in der regungslosen Luft lag, so erkannte sie doch bald, daß es ein Gewand sei, welches in Falten eine ruhende Gestalt bedeckte. – Mit verhaltenem Atem stieg sie näher. Da sah sie es deutlich; es war eine schöne mächtige Frauengestalt. Der Kopf lag tief aufs Gestein zurückgesunken; die blonden Haare, die bis zur Hüfte hinabflossen, waren voll Staub und dürren Laubes. Maren betrachtete sie aufmerksam. „Sie muß sehr schön gewesen sein", dachte sie, „ehe diese Wangen so schlaff und diese Augen so eingesunken waren. Ach, und wie bleich ihre Lippen sind! Ob es denn wohl die Regentrude sein mag? – Aber die da schläft nicht; das ist eine Tote! Oh, es ist entsetzlich einsam hier!"

Das kräftige Mädchen hatte sich indessen bald gefaßt. Sie trat ganz dicht herzu, und niederkniend und zu ihr hingebeugt legte sie ihre frische Lippen an das marmorblasse Ohr der Ruhenden. Dann all ihren Mut zusammennehmend, sprach sie laut und deutlich:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle;
Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!"

Da rang sich ein tiefer klagender Laut aus dem bleichen Munde hervor; doch das Mädchen sprach immer stärker und eindringlicher:

„Nimm dich in Acht!
Eh du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!"

Da rauschte es sanft durch die Wipfel der Bäume und in der Ferne donnerte es leise von einem Gewitter. Zugleich aber, und, wie es schien, von jenseits des Gesteins kommend, durchschnitt ein greller Ton die Luft, wie der Wutschrei eines bösen Tieres. Als Maren emporsah, stand die Gestalt der Trude hoch aufgerichtet vor ihr. „Was willst du?" fragte sie.

„Ach, Frau Trude", antwortete das Mädchen noch immer kniend. „Ihr habt so grausam lang geschlafen, daß alles Laub und alle Kreatur verschmachten will!"

Die Trude sah sie mit weit aufgerissenen Augen an, als mühe sie sich aus schweren Träumen zu kommen.

Endlich fragte sie mit tonloser Stimme: „Stürzt denn der Quell nicht mehr?"

„Nein, Frau Trude", erwiderte Maren.

„Kreist denn mein Vogel nicht mehr über dem See?"

„Er steht in der heißen Sonne und schläft."

„Weh!" wimmerte die Regenfrau. „So ist es hohe Zeit. Steh auf und folge mir, aber vergiß nicht den Krug, der dort zu deinen Füßen liegt!"

Maren tat wie ihr geheißen, und beide stiegen nun an der Seite des Gesteins hinauf. – Noch mächtigere Baumgruppen, noch wunderbarere Blumen waren hier der Erde entsprossen, aber auch hier war alles welk und düftelos. – Sie gingen an der Rinne des Baches entlang, der hinter ihnen seinen Abfall vom Gestein gehabt hatte. Langsam und schwankend schritt die Trude dem Mädchen voran, nur dann und wann die Augen traurig umherwendend. Dennoch meinte Maren, es bleibe ein grüner Schimmer auf dem Rasen, den ihr Fuß betreten, und wenn die grauen Gewänder über das dürre Gras schleppten, da rauschte es so eigen, daß sie immer darauf hinhören mußte. „Regnet es denn schon, Frau Trude?" fragte sie.

„Ach nein, Kind, erst mußt du den Brunnen aufschließen!"

„Den Brunnen? Wo ist denn der?"

Sie waren eben aus einer Gruppe von Bäumen herausgetreten. „Dort!" sagte die Trude, und einige tausend Schritte vor ihnen sah Maren einen ungeheueren Bau emporsteigen. Er schien von grauem Gestein zackig und unregelmäßig aufgetürmt; bis in den Himmel, meinte Maren; denn nach oben hinauf war alles

wie in Duft und Sonnenglanz zerflossen. Am Boden aber wurde die in riesenhaften Erkern vorspringende Fronte überall von hohen spitzbogigen Tor- und Fensterhöhlen durchbrochen, ohne daß jedoch von Fenstern oder Torflügeln selbst etwas zu sehen gewesen wäre.

Eine Weile schritten sie gerade darauf zu, bis sie durch den Uferabsturz eines Stromes aufgehalten wurden, der den Bau rings zu umgeben schien. Auch hier war jedoch das Wasser bis auf einen schmalen Faden, der noch in der Mitte floß, verdunstet; ein Nachen lag zerborsten auf der trockenen Schlammdecke des Strombettes.

„Schreite hindurch!" sagte die Trude. „Über dich hat er keine Gewalt. Aber vergiß nicht, von dem Wasser zu schöpfen; du wirst es bald gebrauchen!"

Als Maren, dem Befehl gehorchend, von dem Ufer herabtrat, hätte sie fast den Fuß zurückgezogen, denn der Boden war hier so heiß, daß sie die Glut durch ihre Schuhe fühlte. „Ei was, mögen die Schuhe verbrennen!" dachte sie und schritt rüstig mit ihrem Kruge weiter. Plötzlich aber blieb sie stehen; der Ausdruck des tiefsten Entsetzens trat in ihre Augen. Denn neben ihr zerriß die trockene Schlammdecke und eine große braunrote Faust mit krummen Fingern fuhr daraus hervor und griff nach ihr.

„Mut!" hörte sie die Stimme der Trude hinter sich vom Ufer her.

Da erst stieß sie einen lauten Schrei aus und der Spuk verschwand.

„Schließe die Augen!" hörte sie wiederum die Trude rufen. – Da ging sie mit geschlossenen Augen weiter; als sie aber das Wasser ihren Fuß berühren fühlte, bückte sie sich und füllte ihren Krug. Dann stieg sie leicht und ungefährdet am andern Ufer wieder hinauf.

Bald hatte sie das Schloß erreicht und trat mit klopfendem Herzen durch eines der großen offenen Tore. Drinnen aber blieb sie staunend an dem Eingange stehen. Das ganze Innere schien nur ein einziger unermeßlicher Raum zu sein. Mächtige Säulen von Tropfstein trugen in beinahe unabsehbarer Höhe eine seltsame Decke; fast meinte Maren, es seien nichts als graue riesenhafte Spinngewebe, die überall in Bauschen und Spitzen zwischen den Knäufen der Säulen herabhingen. Noch immer stand sie wie verloren an derselben Stelle und blickte bald vor sich hin, bald nach einer und der andern Seite, aber diese ungeheueren Räume schienen außer nach der Fronte zu, durch welche Maren eingetreten war, ganz ohne Grenzen zu sein; Säule hinter Säule erhob sich, und wie sehr sie sich auch anstrengte, sie konnte nirgends ein Ende absehen. Da blieb ihr Auge an einer Vertiefung des Bodens haften. Und siehe! Dort, unweit von ihr, war der Brunnen; auch den goldenen Schlüssel sah sie auf der Falltür liegen.

Während sie darauf zuging, bemerkte sie, daß der Fußboden nicht etwa, wie sie es in ihrer Dorfkirche gesehen, mit Steinplatten, sondern überall mit vertrockneten Schilf- und Wiesenpflanzen bedeckt war. Aber es nahm sie jetzt schon nichts mehr wunder.

Nun stand sie am Brunnen und wollte eben den Schlüssel ergreifen; da zog sie rasch die Hand zurück. Denn deutlich hatte sie es erkannt: der Schlüssel, der ihr

in dem grellen Lichte eines von außen hereinfallenden Sonnenstrahls entgegenleuchtete, war von Glut und nicht von Golde rot. Ohne Zaudern goß sie ihren Krug darüber aus, daß das Zischen des verdampfenden Wassers in den weiten Räumen widerhallte. Dann schloß sie rasch den Brunnen auf. Ein frischer Duft stieg aus der Tiefe, als sie die Falltür zurückgeschlagen hatte, und erfüllte bald alles mit einem feinen feuchten Staube, der wie ein zartes Gewölk zwischen den Säulen emporstieg.

Sinnend und in der frischen Kühle aufatmend ging Maren umher. Da begann zu ihren Füßen ein neues Wunder. Wie ein Hauch rieselte ein lichtes Grün über die verdorrte Pflanzendecke, die Halme richteten sich auf und bald wandelte das Mädchen durch eine Fülle sprießender Blätter und Blumen. Am Fuße der Säulen wurde es blau von Vergißmeinnicht; dazwischen blühten gelbe und braunviolette Iris auf und verhauchten ihren zarten Duft. An den Spitzen der Blätter klommen Libellen empor, prüften ihre Flügel und schwebten dann schillernd und gaukelnd über den Blumenkelchen, während der frische Duft, der fortwährend aus dem Brunnen stieg, immer mehr die Luft erfüllte und wie Silberfunken in den hereinfallenden Sonnenstrahlen tanzte.

Indessen Maren noch des Entzückens und Bestaunens kein Ende finden konnte, hörte sie hinter sich ein behagliches Stöhnen wie von einer süßen Frauenstimme. Und wirklich, als sie ihre Augen nach der Vertiefung des Brunnens wandte, sah sie auf dem grünen Moosrande, der dort emporgekeimt war, die ruhende Gestalt einer wunderbar schönen blühenden Frau. Sie hatte ihren Kopf auf den nackten glänzenden Arm gestützt, über den das blonde Haar wie in seidenen Wellen herabfiel, und ließ ihre Augen oben zwischen den Säulen an der Decke wandern.

Auch Maren blickte unwillkürlich hinauf. Da sah sie nun wohl, daß das, was sie für große Spinngewebe gehalten, nichts anderes sei als die zarten Florgewebe der Regenwolken, die durch den aus dem Brunnen aufsteigenden Duft gefüllt und schwer und schwerer wurden. Eben hatte sich ein solches Gewölk in der Mitte der Decke abgelöst und sank leise schwebend herab, so daß Maren das Gesicht der schönen Frau am Brunnen nur noch wie durch einen grauen Schleier leuchten sah. Da klatschte diese in die Hände, sogleich schwamm die Wolke der nächsten Fensteröffnung zu und floß durch dieselbe ins Freie hinaus.

„Nun!“ rief die schöne Frau. „Wie gefällt dir das?“ Und dabei lächelte ihr roter Mund und ihre weißen Zähne blitzten.

Dann winkte sie Maren zu sich, und diese mußte sich neben ihr ins Moos setzen; und als eben wieder ein Duftgewebe von der Decke niedersank, sagte sie: „Nun klatsch in deine Hände!“ Und als Maren das getan und auch diese Wolke, wie die erste, ins Freie hinausgezogen war, rief sie: „Siehst du wohl, wie leicht das ist! Du kannst es besser noch als ich!“

Maren betrachtete verwundert die schöne übermütige Frau.

„Aber", fragte sie, „wer seid Ihr denn so eigentlich?"

„Wer ich bin? Nun, Kind, bist du aber einfältig!"

Das Mädchen sah sie noch einmal mit ungewissen Augen an; endlich sagte sie zögernd: „Ihr seid doch nicht gar die Regentrude?"

„Und wer sollte ich denn anders sein?"

„Aber verzeiht! Ihr seid ja so schön und lustig jetzt!"

Da wurde die Trude plötzlich ganz still. „Ja", rief sie, „ich muß dir dankbar sein. Wenn du mich nicht geweckt hättest, wäre der Feuermann Meister geworden, und ich hätte wieder hinab müssen zu der Mutter unter die Erde." Und indem sie ein wenig wie vor innerem Grauen die weißen Schultern zusammenzog, setzte sie hinzu: „Und es ist ja doch so schön und grün hier oben!"

Dann mußte Maren erzählen, wie sie hierher gekommen und die Trude legte sich ins Moos zurück und hörte zu. Mitunter pflückte sie eine der Blumen, die neben ihr emporsproßten, und steckte sie sich oder dem Mädchen ins Haar. Als Maren von dem mühseligen Gange auf dem Weidendamme berichtete, seufzte die Trude und sagte: „Der Damm ist einst von euch Menschen selbst gebaut worden; aber es ist schon lange, lange her! Solche Gewänder, wie du sie trägst, sah ich nie bei ihren Frauen. Sie kamen damals öfters zu mir, ich gab ihnen Keime und Körner zu neuen Pflanzen und Getreiden, und sie brachten mir zum Dank von ihren Früchten. Wie sie meiner nicht vergaßen, so vergaß ich ihrer nicht, und ihre Felder waren niemals ohne Regen. Seit lange aber sind die Menschen mir entfremdet, es kommt niemand mehr zu mir. Da bin ich denn vor Hitze und lauter Langerweile eingeschlafen, und der tückische Feuermann hätte fast den Sieg erhalten."

Maren hatte sich währenddessen ebenfalls mit geschlossenen Augen auf das Moos zurückgelegt, es taute so sanft um sie her, und die Stimme der schönen Trude klang so süß und traulich.

„Nur einmal", fuhr diese fort, „aber das ist auch schon lange her, ist noch ein Mädchen gekommen, sie sah fast aus wie du und trug fast ebensolche Gewänder. Ich schenkte ihr von meinem Wiesenhonig, und das war die letzte Gabe, die ein Mensch aus meiner Hand empfangen hat."

„Seht nur", sagte Maren, „das hat sich gut getroffen! Jenes Mädchen muß die Urahne von meinem Schatz gewesen sein, und der Trank, der mich heute so gestärkt hat, war gewiß von Eurem Wiesenhonig!"

Die Regenfrau dachte wohl noch an ihre junge Freundin von damals; denn sie fragte: „Hat sie denn noch so schöne braune Löckchen an der Stirn?"

„Wer denn, Frau Trude?"

„Nun, die Urahne, wie du sie nennst!"

„O nein, Frau Trude", erwiderte Maren, und sie fühlte sich in diesem Augenblick ihrer mächtigen Freundin fast ein wenig überlegen, – „die Urahne ist ja ganz steinalt geworden!"

„Alt?" fragte die schöne Frau. Sie verstand das nicht, denn sie kannte nicht das Alter.

Maren hatte große Mühe, ihr es zu erklären. „Merket nur", sagte sie endlich,

„graues Haar und rote Augen und häßlich und verdrießlich sein! Seht, Frau Trude, das nennen wir alt!"

„Freilich", erwiderte diese, „ich entsinne mich nun; es waren auch solche unter den Frauen der Menschen; aber die Urahne soll zu mir kommen, ich mache sie wieder froh und schön."

Maren schüttelte den Kopf. „Das geht ja nicht, Frau Trude", sagte sie, „die Urahne ist ja längst unter der Erde."

Die Trude seufzte. „Arme Urahne."

Hierauf schwiegen beide, während sie noch immer behaglich ausgestreckt im weichen Moose lagen. „Aber Kind!" rief plötzlich die Trude, „da haben wir über all dem Geplauder ja ganz das Regenmachen vergessen. Schlag doch nur die Augen auf! Wir sind ja unter lauter Wolken ganz begraben; ich sehe dich schon gar nicht mehr!"

„Ei, da wird man ja naß wie eine Katze!" rief Maren, als sie die Augen aufgeschlagen hatte.

Die Trude lachte. „Klatsch nur ein wenig in die Hände, aber nimm dich in acht, daß du die Wolken nicht zerreißt!"

So begannen beide leise in die Hände zu klopfen; und alsbald entstand ein Gewoge und Geschiebe, die Nebelgebilde drängten sich nach den Öffnungen und schwammen, eins nach dem andern, ins Freie hinaus. Nach kurzer Zeit sah Maren schon wieder den Brunnen vor sich und den grünen Boden mit den gelben und violetten Irisblüten. Dann wurden auch die Fensterhöhlen frei, und sie sah weithin über den Bäumen des Gartens die Wolken den ganzen Himmel überziehen. Allmählich verschwand die Sonne. Noch ein paar Augenblicke, und sie hörte es draußen wie einen Schauer durch die Blätter der Bäume und Gebüsche wehen, und dann rauschte es hernieder, mächtig und unablässig.

Maren saß aufgerichtet mit gefalteten Händen. „Frau Trude, es regnet", sagte sie leise.

Diese nickte kaum merklich mit ihrem schönen blonden Kopfe; sie saß wie träumend.

Plötzlich aber entstand draußen ein lautes Prasseln und Heulen, und als Maren erschrocken hinausblickte, sah sie aus dem Bette des Umgebungsstromes, den sie kurz vorher überschritten hatte, sich ungeheuere weiße Dampfwolken stoßweise in die Luft erheben. In demselben Augenblicke fühlte sie sich auch von den Armen der schönen Regenfrau umfangen, die sich zitternd an das neben ihr ruhende junge Menschenkind schmiegte. „Nun gießen sie den Feuermann aus", flüsterte sie, „horch nur, wie er sich wehrt! Aber es hilft ihm doch nichts mehr."

Eine Weile hielten sie sich so umschlossen; da wurde es stille draußen und es war nun nichts zu hören, als das sanfte Rauschen des Regens. – Da standen sie auf und die Trude ließ die Falltür des Brunnens herab und verschloß sie.

Maren küßte ihre weiße Hand und sagte: „Ich danke Euch, liebe Frau Trude, für mich und alle Leute in unserm Dorfe! Und" – setzte sie ein wenig zögernd hinzu – „nun möchte ich wieder heimgehen!"

„Schon gehen?" fragte die Trude.

„Ihr wißt ja, mein Schatz wartet auf mich; er mag schon wacker naß geworden sein."

Die Trude erhob den Finger. „Wirst du ihn auch später niemals warten lassen?"

„Gewiß nicht, Frau Trude!"

„So geh, mein Kind; und wenn du heimkommst, so erzähle den andern Menschen von mir, daß sie meiner fürder nicht vergessen. – Und nun komm! Ich werde dich geleiten."

Draußen unter dem frischen Himmelstau war schon überall das Grün des Rasens und an Baum und Büschen das Laub hervorgesprossen. – Als sie an den Strom kamen, hatte das Wasser sein ganzes Bette wieder ausgefüllt, und als erwarte er sie, ruhte der Kahn, wie von unsichtbarer Hand wiederhergestellt, schaukelnd an dem üppigen Grase des Uferrandes. Sie stiegen ein und leise glitten sie hinüber, während die Tropfen spielend und klingend in die Flut fielen. Da, als sie eben an das andere Ufer traten, schlugen neben ihnen die Nachtigallen ganz laut aus dem Dunkel des Gebüsches. „Oh", sagte die Trude und atmete so recht aus Herzensgrunde, „es ist noch Nachtigallenzeit, es ist noch nicht zu spät!"

Da gingen sie an dem Bache entlang, der zu dem Wasserfalle führte. Der stürzte sich schon wieder tosend über die Felsen und floß dann strömend in der breiten Rinne unter den dunkeln Linden fort. Sie mußten, als sie hinabgestiegen waren, an der Seite unter den Bäumen hingehen. Als sie wieder ins Freie traten, sah Maren den fremden Vogel in großen Kreisen über einem See schweben, dessen weites Becken sich zu ihren Füßen dehnte. Bald gingen sie unten längs dem Ufer hin, fortwährend die süßesten Düfte atmend und auf das Anrauschen der Wellen horchend, die über glänzende Kiesel an dem Strande hinaufströmten. Tausende von Blumen blühten überall; auch Veilchen und Maililien bemerkte Maren, und andere Blumen, deren Zeit eigentlich längst vorüber war, die aber wegen der bösen Glut nicht hatten zur Entfaltung kommen können. „Die wollen auch nicht zurückbleiben", sagte die Trude, „das blüht nun alles durcheinander hin."

Mitunter schüttelte sie ihr blondes Haar, daß die Tropfen wie Funken um sie her sprühten oder sie schränkte ihre Hände zusammen, daß von ihren vollen weißen Armen das Wasser wie in eine Muschel hinabfloß. Dann wieder riß sie die Hände auseinander, und wo die hingesprühten Tropfen die Erde berührten, da stiegen neue Düfte auf und ein Farbenspiel von frischen nie gesehenen Blumen drängte sich leuchtend aus dem Rasen.

Als sie um den See herum waren, blickte Maren noch einmal auf die weite bei dem niederfallenden Regen kaum übersehbare Wasserfläche zurück; es schauerte sie fast bei dem Gedanken, daß sie am Morgen trockenen Fußes durch die Tiefe gegangen sei. Bald mußten sie dem Platze nahe sein, wo sie ihren Andrees zurückgelassen hatte. Und richtig! Dort unter den hohen Bäumen lag er mit aufgestütztem Arm; er schien zu schlafen. Als aber Maren auf die schöne Trude

blickte, wie sie mit dem roten lächelnden Munde so stolz neben ihr über den Rasen schritt, erschien sie sich plötzlich in ihren bäuerischen Kleidern so plump und häßlich, daß sie dachte: „Ei, das tut nicht gut, die braucht der Andrees nicht zu sehen!" Laut aber sprach sie: „Habt Dank für Euer Geleite, Frau Trude, ich finde mich nun schon selber!"

„Aber ich muß doch deinen Schatz noch sehen!"

„Bemüht Euch nicht, Frau Trude", erwiderte Maren, „es ist eben ein Bursch, wie die andern auch und just gut genug für ein Mädel vom Dorf."

Die Trude sah sie mit durchdringenden Augen an. „Schön bist du, Närrchen!" sagte sie und erhob drohend ihren Finger: „Bist du denn aber auch in deinem Dorf die Allerschönste?"

Da stieg dem hübschen Mädchen das Blut ins Gesicht, daß ihr die Augen überliefen. Die Trude aber lächelte schon wieder. „So merk denn auf!" sagte sie; „weil nun doch alle Quellen wieder springen, so könnt ihr einen kürzern Weg haben. Gleich unten links am Weidendamm liegt ein Nachen. Steigt getrost hinein; er wird euch rasch und sicher in eure Heimat bringen! – Und nun leb wohl!" rief sie und legte ihren Arm um den Nacken des Mädchens und küßte sie. „Oh, wie süß frisch schmeckt doch solch ein Menschenmund!"

Dann wandte sie sich und ging unter den fallenden Tropfen über den Rasen dahin. Dabei hub sie an zu singen; das klang süß und eintönig; und als die schöne Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden war, da wußte Maren nicht, hörte sie noch immer aus der Ferne den Gesang, oder war es nur das Rauschen des niederfallenden Regens.

Eine Weile noch blieb das Mädchen stehen; dann, wie in plötzlicher Sehnsucht, streckte sie die Arme aus. „Lebt wohl, schöne, liebe Regentrude, lebt wohl!" rief sie. – Aber keine Antwort kam zurück; sie erkannte es nun deutlich, es war nur noch der Regen, der herniederrauschte.

Als sie hierauf langsam dem Eingange des Gartens zuschritt, sah sie den jungen Bauer hoch aufgerichtet unter den Bäumen stehen. „Wonach schaust du denn so?" fragte sie, als sie näher gekommen war.

„Alle Tausend! Maren", rief Andrees, „was war denn das für ein sauber Weibsbild?"

Das Mädchen aber ergriff den Arm des Burschen und drehte ihn mit einem derben Ruck herum. „Guck dir nur nicht die Augen aus!" sagte sie, „das ist keine für dich; das war die Regentrude!"

Andrees lachte. „Nun, Maren", erwiderte er, „daß du sie richtig aufgeweckt hattest, das hab ich hier schon merken können; denn so naß, mein ich, ist der Regen noch immer gewesen, und so etwas von Grünwerden hab ich auch all mein Lebtag noch nicht gesehen! – Aber nun komm! Wir wollen heim, und dein Vater soll uns sein Wort einlösen."

Unten am Weidendamm fanden sie den Nachen und stiegen ein. Das ganze weite Tiefland war schon überflutet; auf dem Wasser und in der Luft lebte es von aller Art Gevögel; die schlanken Seeschwalben schossen schreiend über ihnen hin und tauchten die Spitzen ihrer Flügel in die Flur, während die

Silbermöve majestätisch neben ihrem fortschießenden Kahne dahinschwamm; auf den grünen Inselchen, an denen sie hier und dort vorbeikamen, sahen sie die Bruushähne mit den goldenen Kragen ihre Kampfspiele halten.

So glitten sie rasch dahin. Noch immer fiel der Regen, sanft doch unablässig. Jetzt aber verengte sich das Wasser und bald war es nur noch ein mäßig breiter Bach.

Andrees hatte schon eine Zeitlang mit der Hand über den Augen in die Ferne geblickt. „Sieh doch, Maren", rief er, „ist das nicht meine Roggenkoppel?"

„Freilich, Andrees; und prächtig grün ist sie geworden! Aber siehst du denn nicht, daß es unser Dorfbach ist, auf dem wir fahren?"

„Richtig, Maren; aber was ist denn das dort? Das ist ja alles überflutet!"

„Ach, du lieber Gott!" rief Maren, „das sind ja meines Vaters Wiesen! Sieh nur, das schöne Heu, es schwimmt ja alles."

Andrees drückte dem Mädchen die Hand. „Laß nur, Maren!" sagte er, „der Preis ist, denk ich, nicht zu hoch, und meine Felder tragen ja nun um desto besser."

Bei der Dorflinde legte der Nachen an. Sie traten ans Ufer, und bald gingen sie Hand in Hand die Straße hinab. Da wurde ihnen von allen Seiten freundlich zugenickt; denn Mutter Stine mochte in ihrer Abwesenheit doch ein wenig geplaudert haben.

„Es regnet!" riefen die Kinder, die unter den Tropfen durch über die Straße liefen. „Es regnet!" sagte der Vetter Schulze, der behaglich aus seinem offenen Fenster schaute und den beiden mit kräftigem Drucke die Hand schüttelte. „Ja, ja, es regnet!" sagte auch der Wiesenbauer, der wieder mit der Meerschaumpfeife in der Torfahrt seines stattlichen Hauses stand. „Und du, Maren, hast mich heute morgen wacker angelogen. Aber kommt nur herein, ihr beiden! Der Andrees, wie der Vetter Schulze sagt, ist allewege ein guter Bursch, seine Ernte wird heuer auch noch gut, und wenn es etwa wieder drei Jahre Regen geben sollte, so ist es am Ende doch so übel nicht, wenn Höhen und Tiefen beieinanderkommen. Drum geht hinüber zu Mutter Stine, da wollen wir die Sache allfort in Richtigkeit bringen!"

Mehrere Wochen waren seitdem vergangen. Der Regen hatte längst wieder aufgehört und die letzten schweren Erntewagen waren mit Kränzen und flatternden Bändern in die Scheuern eingefahren; da schritt im schönsten Sonnenschein ein großer Hochzeitszug der Kirche zu. Maren und Andrees waren die Brautleute; hinter ihnen gingen Hand in Hand Mutter Stine und der Wiesenbauer. Als sie fast bei der Kirchtür angelangt waren, daß sie schon den Choral vernahmen, den drinnen zu ihrem Empfang der alte Kantor auf der Orgel spielte, zog plötzlich ein weißes Wölkchen über ihnen am blauen Himmel auf und ein paar leichte Regentropfen fielen der Braut in ihren Kranz. – „Das

bedeutet Glück!“ riefen die Leute, die auf dem Kirchhof standen. „Das war die Regentrude!“ flüsterten Braut und Bräutigam und drückten sich die Hände.

Dann trat der Zug in die Kirche; die Sonne schien wieder, die Orgel aber schwieg und der Priester verrichtete sein Werk.

Der Spiegel des Cyprianus

Das Grafenschloß – eigentlich war es eine Burg – lag frei auf der Höhe, uralte Föhren und Eichen ragten mit ihren Wipfeln aus der Tiefe; und über ihnen und den Wäldern und Wiesen, die sich unterhalb des Berges ausbreiteten, lag der Sonnenglanz des Frühlings. Drinnen aber waltete Trauer; denn das einzige Söhnlein des Grafen war von unerklärlichem Siechtum befallen; und die vornehmsten Ärzte, die herbeigerufen wurden, vermochten den Ursprung des Übels nicht zu erkennen.

Im verhangenen Gemache lag der Knabe schlafend mit blutlosem Antlitz. Zwei Frauen saßen je zu einer Seite des Bettes, mit dem gespannten Blick der Sorge ihn betrachtend; die eine alt, in der Kleidung einer vornehmeren Dienerin, die andere, unverkennbar die Dame des Hauses, fast jung noch, aber die Spuren vergangenen Leides in dem blassen gütevollen Angesicht. – In den schönsten Tagen ihrer Jugend hatte der Graf um sie, das wenig begüterte Fräulein, geworben; aber, da schon nichts mehr fehlte, als das ausgesprochene Wort, hatte er sich abgewandt. Eine reiche schöne Dame, die dem armen Fräulein den stattlichen Gemahl und dessen Herrschaft neidete, hatte den leichtblütigen Mann in ihrem Liebesnetz verstrickt; und während diese als Herrin in das Grafenschloß einzog, blieb die Verlassene in dem Witwenstübchen ihrer Mutter.

Aber das Glück der jungen Gräfin hatte keinen Bestand. Als sie nach Jahresfrist dem kleinen Kuno das Leben gegeben, wurde sie von einem bösen Kindbettfieber hingerafft; und als wiederum ein Jahr vorbei wwar, da wußte der Graf für sein verwaistes Söhnlein keine bessere Mutterhand, als die, welche er einst verschmäht hatte. Und sie mit ihrem stillen Herzen, vergab ihm alle Kränkung und wurde jetzt sein Weib. – So saß sie nun sorgend und wachend bei dem Kinde ihrer einstigen Nebenbuhlerin.

„Er schläft jetzt ruhig", sagte die Alte; „Frau Gräfin sollten auch ein wenig ruhen."

„Nicht doch, Amme", erwiderte die sanfte Frau; „ich bedarf's noch nicht; ich sitze hier ja gut in meinem weichen Sessel."

„Aber die vielen Nächte durch! Es ist doch nimmer ein Schlaf, wenn der Mensch nicht aus den Kleidern kommt." Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Es hat nicht immer solche Stiefmütter gegeben hier im Schloß."

„Du mußt mich nicht so loben, Amme!"

„Kennt Ihr denn nicht die Geschichte von dem Spiegel des Cyprianus?" sagte wiederum die Alte; und als die Gräfin es verneinte, fuhr sie fort: „So will ich sie Euch erzählen; es hilft die Gedanken zerstreuen. Und seht nur, wie das Kind schläft, der Atem geht ganz ruhig aus dem kleinen Munde! – Nehmt noch dies Kissen unterm Kreuz, und nun die Füßchen auf den Schemel hier! – Und nun wartet ein Weilchen, daß ich mich recht besinne."

Dann, als die Gräfin sich in die Kissen gesetzt, und ihr freundlich zugenickt hatte, begann die erfahrene Dienerin des Hauses ihre Erzählung:

„Vor über hundert Jahren hat einmal eine Gräfin in diesem Schlosse gelebt; die ist von allen Leuten nur die gute Gräfin genannt worden. Der Name hat auch recht gehabt; denn sie ist demütig in ihrem Herzen gewesen und hat die Armen und Niedrigen nicht gering geachtet. Aber eine frohe Gräfin ist sie nicht gewesen. Wenn sie unten im Dorf Hilfe bringend in die Wohnungen der Kätner gegangen, so hat sie mit Leid auf die Häuflein der Kinder geblickt, die ihr oft den Eingang in die niedrigen Türen versperrten, und dabei gedacht: ‚Was gäbst du nicht hin um ein einziges solcher pausbäckiger Englein?' Denn schon zehn Jahre lebte sie mit ihrem Gemahl; aber ihre Ehe blieb ungesegnet; auch war ihr nicht, wie Euer Gnaden, ein mutterlos Kind vom Herrgott in den Arm gelegt, dem sie den Schatz ihrer Liebe hätte schenken können. Der Graf, sonst ein gerechter Mann und der guten Gräfin in Treuen zugetan, hatte begonnen, mitunter finster dreinzusehen, daß ihm der Erbe seiner großen Herrschaft noch immer nicht geboren wurde. – Du lieber Gott!" – unterbrach sich die Erzählerin – „den Reichen fehlt's; und die Armen wünschen oft vergebens, daß sie von ihrem Häuflein ein Englein oder zwei im Himmel hätten, die droben für sie beten könnten."

„Erzähle weiter!" bat ihre Herrin; und die Alte fuhr fort:

„Es ist in der letzten Zeit des großen Krieges gewesen, und das Schloß hier noch oft von Feindes und Freundes Truppen überzogen worden, da hat es sich eines Tages begeben, daß ein alter Arzt, der mit den Schweden ins Land gekommen, bei einem Gefecht, dort hinten an dem Walde, von einer kaiserlichen Kugel verwundet worden, während er des Ausgangs harrend bei seinem Theriakskasten Wache hielt. Der Mann, welcher Cyprianus geheißen, ist hier ins Schloß getragen, und, obwohl die Herrschaft gut kaiserlich gewesen, von der guten Gräfin mit großer Hingebung gepflegt worden. Sie hat eine glückliche Hand gehabt; doch ist viel Zeit darüber hingegangen. Der Friede ist schon geschlossen gewesen, als sie noch oft in dem kleinen Wurzgärtlein hinter dem Schlosse an der Seite des genesenden Greises auf und ab gewandelt ist und seinen Reden von den Kräften und Geheimnissen der Natur gelauscht hat. Manchen Wink und manches Heilmittel aus den Kräutern der Berge hat er ihr angegeben, das später ihren Kranken zugute kommen konnte. Und so ist allmählich zwischen der schönen Frau und dem alten weisen Meister eine gegenseitige dankbare Freundschaft entstanden.

Um diese Zeit ist auch der Graf, welcher seit einem Jahre in der Armee des Kaisers mit zu Felde gelegen, auf sein Schloß zurückgekehrt. Als nun die erste

Freude des Wiedersehens vorüber war, glaubte der Arzt mit seinem forschenden Auge den Zug eines stillen Kummers in dem Gesicht der guten Gräfin zu erkennen; doch die Bescheidenheit des Alten hatte immer noch eine Frage darüber auf seinen Lippen zurückgehalten. Als er aber eines Tages ein Weib von den schwarzen fahrenden Leuten, die derzeit unter ihrem Herzog Michel durch das ganze Reich zogen, aus ihrer Kammer schlüpfen sehen, da hat er abends beim Lustwandeln in dem Gärtlein ihre Hand genommen und ihr eindringlich zugeredet: ‚Ihr wisset, gnädige Gräfin, ich trage ein väterlich Herz zu Euch; so saget mir auch, was ließet Ihr um Mittag, da Euer Herr sein Schläfchen tat, die arge Heidin in Eure Kammer?'

Die gute Gräfin erschrak; aber als sie in das milde Gesicht des Greises sah, da sprach sie: ‚Ich habe ein großes Leid, Meister Cyprianus, und möchte wissen, ob noch eine Zeit kommt, wo es von mir genommen wäre.'

‚So öffnet mir Euer Herz!' entgegnete er; ‚vielleicht, daß ich bessern Rat weiß, als jene fahrenden Leute, die wohl den Betrug der Leichtgläubigen, aber keineswegs die Zukunft verstehen!'

Auf diese Worte hat die Gräfin dem alten Meister ihren Kummer vertraut, und wie sie durch ihre Kinderlosigkeit sogar das Herz ihres Gemahls zu verlieren fürchte.

Sie gingen währenddessen an der Umfassungsmauer des Gärtleins entlang, und Cyprianus schaute über die untenliegenden Wälder hinaus, auf die schon der rote Abendschein sich legte. ‚Die Sonne scheidet', sprach er; ‚und wenn sie morgen emporsteigt, so muß sie mich auf der Reise nach meinem Heimatlande sehen. Aber ich schulde Euch Leben und Gesundheit, und so will ich denn gebeten haben, wollet eine Dankesgabe, die ich durch sichere Hand aus der Heimat an Euch senden werde, nicht verschmähen.'

‚So müßt Ihr wirklich fort, Meister Cyprianus!' rief die trauernde Frau. ‚Da wird mein liebreichster Tröster mich verlassen.'

‚Klagt darüber nicht, Frau Gräfin!' entgegnete er; ‚die Gabe, von der ich sprach, ist ein speculum, zu deutsch ein Spiegel, unter sondrer Kreuzung der Gestirne und in der heilbringendsten Zeit des Jahres gefertigt. Wollet ihn in Eure Kammer stellen und dort nach Frauen Art gebrauchen, so dürfte er Euch bald bessere Kunde bringen, als die trügerischen Leute der Heide. – Man hält mich', setzte der Greis geheimnisvoll lächelnd hinzu, ‚in meiner Heimat für nicht unkundig der Dinge der Natur.'" Die Erzählerin unterbrach sich. – „Ihr wisset wohl, gnädige Gräfin, daß der Name Cyprianus später im ganzen Norden als eines mächtigen Zauberers bekannt geworden ist. Die Bücher, die er geschrieben, hat man nach seinem Tode in dem unterirdischen Gewölbe eines Schlosses an Ketten gelegt, weil man geglaubt hat, es seien böse, das Heil der Seele gefährdende Dinge darin enthalten. Aber die das getan, haben sich geirrt, oder sie sind selbst nicht reinen Herzens gewesen; denn – wie Cyprianus während seines Aufenthalts in diesem Hause oft gesagt haben soll – ‚die Kräfte der Natur sind niemals böse in gerechter Hand.'

Aber ich will in meiner Geschichte fortfahren. – Einige Monde später, nach-

dem der Meister unter trostvollem Zuspruch an die beiden Ehegatten das Schloß verlassen hatte, hielt eines Tages ein Wägelchen mit einer großen Holzkiste auf dem Hofe; und da der Graf und seine Gemahlin, welche in der Nachmittagsstunde müßig am Fenster standen, von Neugierde getrieben hinabgegangen waren, ward ihnen von dem Fuhrmann ein auf Pergament geschriebener Brief des Cyprianus überreicht. Die Kiste aber enthielt die bei seinem Abschiede verheißene Dankesgabe. – ‚Möge' – so lautete das Schreiben – ‚dieser Spiegel so viele Tage der Freude Eurem Leben zulegen, als er mich Stunden heiligster Arbeit gekostet hat. Wollet aber nicht vergessen, das Letzte in allen Dingen steht allezeit in der Hand des unergründlichen Gottes. – Nur eines ist zu verhüten. Niemals darf das Bild einer argen Tat in diesen Spiegel fallen; die heilsamen Kräfte, welche bei seiner Anfertigung mitgewirkt haben, würden sich sonst in ihr Widerspiel verkehren; insonders möchte den Kindern, so – das walte Gott! – Euch bald umgeben werden, daraus eine tödliche Gefahr erwachsen, und nur eine Sühne, aus des Übeltäters eignem Blut entsprossen, vermöchte die Heilkraft des Spiegels wiederherzustellen. Allein die Güte Eures Hauses ist so groß, daß solches nicht geschehen kann; und somit wollet in Hoffnung und Vertrauen diese Gabe aus der Hand eines dankbaren Freundes empfangen.'

Und wie der Meister es gewollt, in Hoffnung und Vertrauen empfingen die Ehegatten sein Geschenk. Als die Kiste in den Flur getragen und geöffnet war, zeigte sich zuerst ein Gestelle, künstlich in Bronze gearbeitet. Dann hob man den Spiegel heraus; ein hohes schmales Glas von einem wunderbar bläulichen Lichtglanz. ‚Ist es nicht, mein Gemahl', rief die Gräfin, die einen Blick hineingeworfen, ‚als liege die drinnen abgespiegelte Welt in sanftem Mondenschein?' Der Rahmen war von geschliffenem Stahl, in dessen tausenden Facetten der gefangene und gebrochene Lichtstrahl wie in farbigem Feuer blitzte.

Bald war das schöne Werk in dem Schlafgemach der Eheleute aufgestellt; und an jedem Morgen, während die Dienerin ihr das blonde Haar strählte oder die seidene Flechte in einen Knoten legte, saß die gute Gräfin mit gefalteten Händen vor dem Spiegel des Cyprianus und schaute andächtig und voll Hoffnung in ihr eigenes liebes Antlitz. Wenn aber die Frühsonne auf die Facetten des Rahmens leuchtete, dann saß das Bild der schönen Frau wie in einem Kranz von Sternenfunken. Oft nach seinem ersten Gange durch Feld und Wald trat ihr Gemahl wieder in das Schlafgemach und lehnte schweigend hinter ihrem Stuhl; und wenn sie ihn dann im Spiegel sah, so meinte sie jedesmal, daß seine Augen weniger finster blickten. Eine geraume Zeit war vergangen, als die Gräfin eines Morgens, da die Kammerzofe sie schon verlassen, im Vorübergehen noch einen Blick in den Spiegel tun wollte. Aber es schien ein Hauch auf dem Glase, so daß sie ihr Antlitz nicht deutlich zu sehen vermochte. Sie nahm ihr Schweißtüchlein und suchte es fortzuwischen; aber es half nicht; und sie sah nun wohl, daß es nicht ober-, sondern innerhalb dem Glase war. Näherte sie sich dem Spiegel, so trat ihr Antlitz klar daraus hervor, wenn sie aber weiter zurücktrat, so schwamm es wie ein rosiger Duft zwischen

ihr und ihrem Spiegelbilde. – Sinnend steckte sie ihr Tüchlein ein und ging den Tag über schweigend und voll stiller Ahnung im Hause umher, so daß ihr Gemahl, der ihr im Korridor begegnete, ausrief: ‚Was lächelst du denn so selig, Herzensfraue?' – Sie schwieg noch immer und legte nur die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Tag für Tag aber, wenn ihr Gemahl und die Dienerin sie verlassen, stand sie in der Einsamkeit vor dem Spiegel des guten Meisters, und mit jedem Morgen sah sie das Rosenwölkchen deutlicher hinter dem Glase schwimmen.

So war der Mai gekommen, und von draußen aus dem Gärtlein wehte der Veilchenduft durchs offene Fenster; da trat die gute Gräfin eines Morgens wieder vor den Spiegel. Kaum hatte sie hineingeblickt, da brach ein ‚Ach!' des Entzückens aus ihren Lippen und ihre Hände fuhren nach dem Herzen, denn in der Frühlingssonne, die hell in den Spiegel leuchtete, erkannte sie deutlich ein schlummerndes Kinderantlitz, das aus dem Rosenwölkchen blickte. Mit verhaltenem Atem stand sie, sie konnte sich an dem Anblick nicht ersättigen.

Da hörte sie von draußen vor der Brücke Hörnerschall, und sie entsann sich, es müsse ihr Gemahl sein, der von der Jagd zurückkehrte. Sie schloß die Augen und blieb wartend stehen, bis er, gefolgt von seinem Hunde, zu ihr ins Gemach trat. Dann umfing sie ihn mit beiden Armen und, in den Spiegel zeigend, sprach sie leise: ‚Dich grüßt der Erbe deines Hauses!' – Nun hatte der gute Graf auch das kleine Antlitz in dem Rosenwölkchen erkannt; aber, der Freudenblitz aus seinen Augen verschwand auf einmal, und die Gräfin sah im Spiegel, wie er erblaßte. ‚Siehst du es denn nicht?' flüsterte sie.

‚Ich sehe es freilich, Herzensfraue', erwiderte er; ‚aber es erschreckt mich, daß das Kindlein weint.'

Sie kehrte sich zu ihm und wiegte das Haupt. ‚Du törichter Mann', sprach sie, ‚es schlummert, es lächelt ja im Traum.'

Und so blieb es mit den beiden. Er ging in Sorge; sie aber rüstete heiteren Sinnes mit ihrer Schaffnerin die Wiege nebst den Daunenkissen und den kleinen zarten Gewändern für den künftigen Erben des Hauses. Mitunter, wenn sie vor dem Spiegel stand, streckte sie wohl wie in traumhafter Sehnsucht ihre Arme nach dem Rosenwölkchen aus, aber wenn dann ihre Finger an die kalte Spiegelfläche stießen, so ließ sie die Arme wieder sinken und gedachte an ein Wort des Cyprianus. ‚Es will alles seine Zeit.'

Und auch ihre Stunde kam. Das Wölkchen im Spiegel verschwand, und statt dessen lag ein rosiger Knabe auf dem weißen Leintuch ihres Bettes. Das gab große Freude im Schloß und drunten im Dorfe, und als der gute Graf morgens durch seine lachenden Fluren ritt, da ließ er dem wiehernden Goldfuchs die Zügel schießen und rief es jubelnd in den Sonnenschein hinaus: ‚Mir ist ein Sohn geboren!'

Nachdem die Gräfin als Sechswöchnerin ihren Kirchgang gehalten, sah man sie wiederum an warmen Sommertagen in die Kätnerhäuser des Dorfes gehen; nur daß sie jetzt nicht mehr in Leid auf die Bauerskinder herabsah. Sie stand oft lange und bückte sich zu ihnen und wies sie an in ihren Spielen; und wo sie

einen recht kräftigen Jungen sah, da dachte sie auch wohl: ‚Der Meine ist ihm doch noch über!'

Aber, wie Cyprianus geschrieben hatte, das Letzte ruht in der Hand des unerforschten Gottes. – Mit dem Herbst fiel ein böses Fieber über das Dorf; die Menschen starben; doch ehe sie starben, lagen sie verschmachtend und Hilfe flehend auf ihrem Lager. Und die gute Gräfin ließ nicht auf sich warten. Mit den Arkanen des alten Meisters ging sie in die Hütten; sie saß an den Betten der Kranken, und wischte, wenn es zum Sterben ging, mit ihrem Tüchlein den letzten Schweiß von ihren Stirnen. Endlich aber, da der kleine Kuno die Hälfte seines ersten Jahres erreicht hatte, schritt der Tod, dem sie so manches Leben entrissen hatte, mit ihr selber nach dem Schloß hinauf; und, nachdem ihre armen Wangen im Fieber wie zwei dunkle Rosen gebrannt hatten, streckte er sie weiß und kalt auf ihrem Lager aus. Da war alle Freude ausgetan. Der Graf ritt mit gesenktem Haupt durch seine Fluren und ließ sein Roß die Wege, die es wollte, suchen. ‚Nun weiß ich, warum mein armes Knäblein schon vor der Geburt hat weinen müssen', so sprach er immer wieder bei sich selbst; ‚denn Mutterlieb' ist nur einmal auf der Welt.'

Einsam stand der kunstreiche Spiegel in dem Schlafgemach; und wie oft auch die Frühsonne ihre Funken auf den Stahlkranz des Rahmens streute, das Bild der guten Gräfin saß nicht mehr darin. ‚Trage ihn fort!' sagte der Graf eines Morgens zu seinem alten Hausmeister; ‚das Blitzen tut meinen Augen weh!' – Der Hausmeister ließ den Spiegel in ein entlegenes Gemach des oberen Stockwerkes bringen, was derzeit zur Aufbewahrung allerlei alten Gewaffens diente; und als die Diener, die ihn hinaufgetragen, sich entfernt hatten, holte der alte Mann ein schwarzes Bahrtuch vom Begräbnis der guten Gräfin und verhing damit das Kunstwerk des Meisters Cyprianus, so daß kein Lichtstrahl fürder es berühren konnte.

Allein der Graf war noch jung; und als ein paar Jahre ins Land gegangen waren und der kräftige Knabe anfing in den weiten Korridoren des Schlosses umherzutoben, da dachte der Graf: ‚Es ziemte sich, daß du deinem Sohne eine neue Mutter suchtest, die ihn aufzöge in edler Sitte, wie es sich für deinen Erben ziemt.' Und weiter dachte er: ‚Am Hofe des Kaisers sind viel holde Frauen; es sollte schlimm kommen, so du nicht die rechte fändest.' Auch eine Stimme war in seinen Ohren, die sprach: ‚Eine Mutter für das Kind, ein Weib für dich; denn Frauenliebe ist ein süßer Trank!'

Und so, als wieder einmal der Mai gekommen war, wurde das Reisezeug gerüstet, und der Graf zog mit seinem Knaben, von stattlicher Dienerschaft begleitet, nach der großen Stadt Wien.

Lange blieben sie aus, und der alte Hausmeister ging in den hohen leeren Gemächern umher und ließ die Fenster aufsperren, damit das Geräte, das einst der guten Herrin gedient, in der eingeschlossenen Luft nicht zugrunde gehe. Endlich aber, da schon die Herbstfäden über die Felder flogen, langten nacheinander viele Kisten mit kostbaren Teppichen, goldgepreßten Ledertapeten und allerart modischen Dingen an, wie es von dem Gesinde dort nie zuvor

gesehen war, und der Hausmeister erhielt Befehl, die großen Gemächer des Erdgeschosses für die neue Herrin zu bereiten."

Die alte Erzählerin hielt einige Augenblicke inne; denn der kleine Kranke hatte im Schlaf das Deckbett abgestoßen. Dann aber, als sie ihn sorgfältig wieder zugedeckt, und da der Knabe fortschlief, begann sie wieder:

„Ihr kennt sie, gnädige Gräfin; das lebensgroße Frauenbild, das im Rittersaal oben neben dem Kamin hängt, soll ihr ähnliches Konterfei sei. Es ist ein Füchschen mit goldrötlichem Haar, wie sie den Männern, insonders den älteren, so gefährlich sind. Ich habe sie mir oft drauf angesehen; wie sie den Kopf so leicht zurückwirft, und wie der Mund so süß und hinterhaltig lächelt und das goldfarbige Haar in freien Liebeslocken über den weißen Nacken weht, da hätte vielleicht auch ein kühleres Blut, als das des guten Grafen nicht zu widerstehen vermocht. – Ich will nur das noch sagen, sie ist eine junge Witib gewesen, und soll ein Kind aus dieser ersten Ehe, ein Töchterlein, bei den Verwandten ihres verstorbenen Gemahls in der Kaiserstadt zurückgelassen haben. So viel ist gewiß, auf das Schloß hier ist diese Tochter nie gekommen.

Nun aber! Endlich rasselten die Wagen in den Schloßhof; und das versammelte Gesinde sah staunend zu, wie der Graf und eine fremdredende Kammerjungfer der Dame aus dem Wagen halfen. Und als sie nun in ihrem mandelfarbenen Seidenkleide mit leichtem Kopfneigen die Treppe emporschritt, da hörte ihr feines Ohr manch leis gerauntes bewunderndes Wort über die Schönheit der neuen Herrin.

Erst als die Dame in der Tür verschwunden war, kam aus dem nachfolgenden Gesindewagen der kleine Kuno hervorgeklettert. ‚Ei, Junker', rief eine rotwangige Magd ihm zu, ‚habt Ihr eine schöne Mutter jetzt!' Aber der Knabe runzelte die Stirn und sagte trotzig: ‚Es ist nicht meine Mutter!' Und der alte Hausmeister, der eben von der Begleitung der Herrschaft zurückkam, sagte finster zu der Dirne: ‚Siehst du denn nicht, daß das der Sohn der guten Gräfin ist!' Und dem Knaben zärtlich in die blauen Augen sehend, nahm er ihn auf seinen Arm und trug ihn in sein väterliches Haus.

Dort waltete denn von nun an die fremde Frau. Das Gesinde pries ihre Leutseligkeit und die Armen im Dorfe meinten bald, sie habe eine noch freigebigere Hand als die Verstorbene; nur auf die Kinder sehe sie gar nicht, und auch seine Not könne man ihr so nicht klagen, wie einst der guten Gräfin. – Während sie aber die meisten der Schloßbewohner mit ihrer Schönheit bestrickte, hatte der Hausmeister nur kalte Blicke für sie; es mißfiel ihm, daß sie auch an Werktagen, wie er sagte, ‚geschmückt wie eine Jesabel' einherging. Er traute den Liebkosungen nicht, womit sie zuweilen in seiner und des Grafen Gegenwart den kleinen Kuno überschüttete. Und auch den Knaben selbst gewann sie nicht damit; er hatte für sie nichts, als ein schweigendes Anstarren; und wenn ihre Arme und Augen ihn losließen, so rannte er hinaus ins Freie, holte seine kleine Armbrust und schoß nach einem Holzvogel, den der Hausmeister ihm geschnitzt hatte; oder er saß abends in der Stube seines alten Freundes und bilderte in einem großen Buche von den Freuden des edlen

Weidwerks. – Der gute Graf aber sah nichts, als die Schönheit seines Weibes. Wenn er in das Zimmer und ihr entgegentrat, so stand sie lächelnd, bis er sie umfing; hatte sie der Tür den schönen Nacken zugewandt, so hob sie wohl das Handspieglein, das ihr an güldner Kette vom Gürtel herabhing, aus den Falten ihres Seidenrockes und nickte dem Eintretenden daraus entgegen.

Als aber das Frühjahr wiederkam, da befiel den Knaben ein Fieber, das er sich im feuchten Moose des Waldes geholt hatte, und er lag in unruhigem Krankenschlummer in seinen Kissen. Neben dem Bette stand der Stuhl der guten Gräfin mit der geschnitzten Lehne und dem blauen Sammetpolster, auf dem sie so oft vor dem Spiegel des Meisters Cyprianus gesessen hatte, einst als in der Frühlingsluft die Veilchendüfte zu ihr ins offene Fenster wehten. Jetzt blühten draußen wieder einmal die Veilchen; aber der Stuhl stand leer. Die schöne Stiefmutter war zwar auch zugegen und saß neben dem Grafen zu Füßen des kleinen Bettes; denn sie sah es wohl, wie der Vater um sein Kind sorgte und wollte es an sich nicht fehlen lassen. Da rief der Knabe aus seinem Fieber: ‚Mutter, Mutter!' und hob sich mit offenen Augen aus seinen Kissen. ‚Hörst du, mein Gemahl!' sagte die schöne Frau; ‚unser Sohn verlangt nach mir!' Als sie aber aufstand und sich zu ihm neigte, da streckte das Kind an ihr vorbei seine Arme nach dem leeren Stuhl der guten Gräfin.

Der Graf erblaßte; und von dem Leid plötzlicher Erinnerung bezwungen, fiel er neben dem Bette seines Sohnes in die Knie. Die stolze Frau trat zurück und indem sie heimlich die kleine Faust um ihren Gürtel ballte, verließ sie das Gemach, um es nicht wieder zu betreten. Doch der Knabe wurde gesund auch ohne ihre Pflege.

Bald darauf, als draußen die Rosenknospen ausschlugen, genas die Gräfin eines Söhnleins. Der Graf aber wußte nicht, weshalb es ihm so schwer aufs Herz fiel, als der kleine Kuno ihm mit dieser Nachricht entgegensprang. Zwar ließ er auch jetzt sein Roß aus dem Stalle führen, um mit seinen Gedanken in die Heide hinauszureiten; aber nicht um sie jubelnd über Flur und See zu rufen. Als er eben im Bügel saß, hob der alte Hausmeister den kleinen Kuno zu ihm auf den Sattel und sagte: ‚Vergeßt den Sohn der guten Gräfin nicht!' Der Vater schloß die Arme um sein Kind und ritt mit ihm bergauf und -ab, bis die Sonne hinabgesunken war; als sie aber bei der Heimkehr unter den Fenstern der Kapelle vorüberritten, in der die gräflichen Grabgewölbe waren, da ließ er sein Roß langsamer gehen und raunte in das Ohr des Knaben: ‚Vergiß ihrer nicht, denn Mutterlieb' ist nur einmal auf der Welt!' – Als bei seinem Eintritt in das Zimmer der Wöchnerin die Wartefrau den Neugeborenen in seine Arme legte, überfiel ihn aufs neue das Heimweh nach der Toten, und er wußte es plötzlich, daß sie doch allein die Frau seines Herzens gewesen war; der Knabe, obwohl sein eigen Blut, war ihm wie fremd, weil er nicht auch aus ihrem Blute war. –

Die Augen der Gräfin, welche bald schöner als je aus ihren Wochen erstanden waren, übten fürder keinen Zauber mehr auf ihn. Einsam ritt er durch die Felder; ein Wort des Meisters Cyprianus stand wie in dunkler Schrift vor

seinen Augen: ‚Rückwärts zu leben ist auch durch Gottes Hilfe nicht vergönnt!'

Indessen wuchen die beiden Knaben zusammen auf, und bald zeigte sich eine große Liebe zwischen ihnen. Als der kleine Wolf erst mit ins Freie konnte, wurde Kuno sein Lehrer in allen Künsten, die von den Knaben geübt werden. Er ließ ihn über Felsen und auf Bäume klettern, er schnitzte ihm die Bolzen für seine kleine Armbrust und schoß mit ihm nach der Scheibe oder wohl gar nach dem unerreichbaren Raubvogel, der über ihnen im Sonnenglanz revierte.

So war wieder einmal der Winter herangekommen, als eines Abends ein Mann in der Uniform eines kaiserlichen Feldobristen mit seinem Diener in den Schloßhof geritten kam. – Hager hat er geheißen, und ein hagerer knochiger Mann soll es gewesen sein, mit eckiger Stirn und kleinen grimmigen Augen; der struppige strohgelbe Bart – so heißt es – habe ihm wie Strahlen vom Kinn und von den Nasenflügeln abgestanden. Er nannte sich einen Vetter von dem ersten Gemahl der Gräfin und war, wie er sagte, nur auf Besuch gekommen; aber er blieb von einer Woche in die andere und wurde allmählich als ein ständiger Hausgenosse angesehen. – Der Graf hatte sich anfänglich um den Besuch gar nicht gekümmert; aber der Obrist zeigte sich bald als einen Meister des edlen Weidwerks, und als der erste Schnee gefallen war, zogen die beiden Männer zusammen in das Tannendickicht, und von nun an hörte man fast täglich das Toben der Rüden und das ‚Ho Ridoh' der Jäger durch den stillen Wald. Da eines Nachmittags bei einer Sauhatz tönte das Hifthorn des Obristen aus einem entlegenen Talgrunde, wohin er ohne Gefolge mit dem Grafen sich verloren hatte; und als der Rüdenmann und die Jäger, dem Rufe folgend, dort zusammentrafen, sahen sie das Wildschwein verendet zwischen den Tannen liegen; daneben aber lag auch der Graf in seinem Blute. Der Obrist stand auf seinen Jagdspeer gelehnt, das Hifthorn in der Hand. ‚Eure Saufedern taugen nichts', sagte er kurz, ‚der Keiler hat sie abgeschlagen'; und, als alle vor Schreck gelähmt dastanden, blitzte er sie mit seinen kleinen grimmigen Augen an: ‚Was steht ihr noch! Brecht Zweige zu einer Bahre und tragt euren Herrn ins Schloß!' Und die Leute taten, wie er befohlen hatte.

Der Graf aber ist nicht wieder mit dem Oberst auf die Jagd gezogen. Denn als der alte Hausmeister den Reitknecht nach einem Arzt entsenden wollte, damit die Wunde untersucht würde, erhielt er den Bescheid, der Arzt sei nimmer nötig, der Graf sei schon verschieden.

Und bald ruhte er im Grabgewölbe bei seiner guten Gräfin, und der kleine Kuno war ein vater- und mutterloses Kind. Der Obrist aber blieb nach wie vor im Schlosse, und die Gräfin duldete es, daß unmerklich ein Stück des Hausregiments nach dem andern in seine Hand ging. Das Gesinde murrte zwar, wenn er sie mit seiner scharfen Stimme anherrschte; aber sie wagten es gleichwohl nicht, sich dem grimmem Manne zu widersetzen. – Auch mit den beiden Knaben machte er sich zu schaffen. Eines Morgens, als Kuno in den Stall hinabkam, stand neben dem Rappen des Obersten ein kleines schwarzes Nordlandsroß mit roter goldgestickter Schabracke. ‚Das ist dein eigen', sagte der Oberst, der mit hineingetreten war, ‚klettere hinauf, so zeig ich dir, wie ein

Mann zu Pferde sitzen muß.' Bald sorgte er, daß auch der kleine Wolf ein Roß bekam, und nun lehrte er die beiden reiten nach den Regeln der Kunst. Nicht lange, so sah man den hageren Obristen auf seinem hochbeinigen Rappen zwischen den beiden Knaben auf ihren kleinen Nordlandsrossen über die Felder reiten. Aber seltsame Reden waren es, die er dabei mit ihnen führte. Wenn sie, wie es bei Kindern geschieht, einmal in Zank gerieten, so bückte er sich von seinem hohen Rappen und flüsterte dem älteren zu: ‚Du bist der Herr; vom Hof kannst du den Burschen jagen!' und darauf zu dem jüngeren nach der andern Seite: ‚Er will's dir zeigen, daß du auf seinem Grund und Boden reitest!' Aber dergleichen Worte bewirkten nur, daß die Knaben sogleich von ihrem Streite abließen, ja wohl gar von ihren Rossen sprangen und sich weinend in die Arme fielen.

Der Obrist sah scharf; er hatte es wohl bemerkt, wie die Augen der schönen Gräfin, wenn sie den Stiefsohn mit ihrem eignen aus der Tür gehen sah, von plötzlicher Finsternis befallen wurden, und wie dann ihre Blicke dem Fortgehenden hastig und feindselig nachjagten.

An einem sonnigen Nachmittage stand er mit ihr in dem Würzgärtlein, wo einst die gute Gräfin der Weisheit des Meisters Cyprianus gelauscht hatte. Als die stolze Frau über die Ringmauer auf die untenliegenden Wälder und Auen hinaussah, sagte er lauernd: ‚Der Kuno tritt eine schöne Herrschaft an, wenn er zu seinen eigenen Jahren kommt.' Und als sie schwieg und nur mit finstern Augen in die Ferne starrte, setzte er hinzu: ‚Euer Wolf ist ein zartes Pflänzlein; aber der Kuno scheint fürs Regiment geboren; langlebig und handfest schaut er aus.'

In diesem Augenblicke kamen auf der Wiese, die in der Tiefe unterhalb des Gärtleins lag, die beiden Knaben auf ihren Rossen dahergeflogen. Sie ritten so dicht nebeneinander, daß die braunen Locken Kunos mit den blonden des kleinen Wolf zusammenwehten. Das Roß des letztern schüttelte die Mähne und wieherte laut in den Sonnenschein hinaus. Da erschrak die Mutter und stieß einen Schrei aus; aber Kuno schlang den Arm um seinen Bruder, indem sie vorübertrabten, warf er einen stolzen leuchtenden Blick zu den Obenstehenden hinauf.

‚Wie gefallen Euch diese Augen, schöne Gräfin?' fragte der Oberst.

Sie stutzte und streifte mit einem unsicheren Blick über ihn hin. ‚Wie meint Ihr das?' flüsterte sie dann.

Er aber, die Hand am Kinn, erwiderte ebenso: ‚Rechnet auf mich, schöne Frau; der Oberst Hager ist Euer treuergebener Knecht.'

Da raunte sie, und er sah, wie ihr Antlitz totenbleich wurde; ‚Die Augen würden mir besser noch gefallen, wenn sie geschlossen wären.'

‚Und was gäbt Ihr drum, wenn Ihr sie in solcher Schönheit erblicken könntet?'

Sie legte einen Augenblick ihre weiße Hand in die seine; dann warf sie die glänzenden Locken zurück, und schritt, ohne sich umzublicken, aus dem Gärtlein.

Als eine Stunde später der kleine Kuno durch die Korridore des obern Stockwerks streifte, sah er den Obristen in einer Fensternische stehen. Der Knabe wollte vorüber; denn der Mann schaute so unheimlich drein. Aber er wurde angerufen: ‚Wohin rennst du, Junge?'

‚Nach der alten Rüstkammer'; sagte Kuno, ‚ich wollte meine Armbrust holen.'

‚So gehe ich mit dir.' Und der Oberst schritt neben dem Knaben her bis zu dem entlegenen Gemache, wo noch immer mit dem schweren Bahrtuch verhangen unter allerlei Gewaffen der Spiegel des Cyprianus stand. Als sie eingetreten waren, schob der Oberst den Eisenriegel vor und stellte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Da aber der Knabe die wilden Augen des Mannes sah, schrie er: ‚Hager, Hager, du willst mich töten!'

‚Du kannst nicht übel raten', sagte der Oberst und griff nach ihm. Aber der Knabe sprang unter seinen Händen fort und riß seine gespannte Armbrust von der Wand, die er tags vorher dorthingehangen hatte. Er schoß, und den Eindruck seines Bolzen könnt Ihr noch heutzutage in dem schwarzen Eichengetäfel sehen; aber den Obristen traf er nicht.

Da warf er sich in die Knie und rief: ‚Laß mich leben; ich schenke dir mein kleines Nordlandsroß und auch das schöne rote Sattelzeug!'

Der finstere Mann stand mit untergeschlagenen Armen vor ihm. ‚Dein Nordlandsroß', erwiderte er, ‚läuft mir noch lange nicht schnell genug.'

‚Lieber Hager, laß mich leben!' rief der Knabe wieder; ‚wenn ich groß bin, will ich dir mein Schloß geben und alle schönen Wälder, die dazu gehören!'

‚Die will ich bälder noch bekommen', sagte der Oberst.

Da senkte der Knabe das Haupt und rief: ‚So ergebe ich mich in die Allbarmherzigkeit Gottes!'

‚Das war das rechte Wort!' sagte der böse Mann. Aber der Knabe sprang noch einmal auf, und flog an den Wänden des Gemaches entlang; der Oberst jagte ihn wie ein Wildbret. Als sie aber an den verhangenen Spiegel kamen, verwickelte der Knabe seine Füße in dem Bahrtuch, daß er jählings zu Boden stürzte. Da war auch der böse Mann über ihm. –

In demselben Augenblick – so wird erzählt – als dieser zum Faustschlage ausholte und der Knabe die kleinen Hände schützend über seinem Herzen kreuzte, stand der alte Hausmeister tief unten im hintersten Verschlag des Kellers, wo ein Knecht mit der Abzapfung eines Fasses Ingelheimer beschäftigt war. ‚Hast du nichts gehört, Kaspar?' rief er und setzte das Lämpchen, das er in der Hand gehalten, auf das Faß.

Der Knecht schüttelte den Kopf.

‚Mir war', sagte der Alte, ‚als hörte ich den Junker Kuno meinen Namen rufen.'

‚Ihr irrt Euch, Meister', erwiderte der Knecht; ‚hier unten hört sich nichts!'

Eine Weile stand es an; da rief der Alte wieder: ‚Um Gott, Kaspar, da hat es nochmals mich gerufen, das war ein Notschrei aus meines Junkers Kehle!'

Der Knecht fuhr in seiner Arbeit fort. ‚Ich hörte nur den roten Wein vom Fasse rinnen', sagte er.

Der Alte aber ließ sich nicht beruhigen, er stieg in das Schloß hinauf; er ging von Tür zu Tür, erst in dem Erdgeschoß und dann droben in dem oberen Stockwerk. Als er die Tür der entlegenen Rüstkammer öffnete, da leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus entgegen, auf den die Abendsonne schien. ‚Wes ruchlose Hand hat denn das herabgerissen?' murrte der Alte; als er aber das Bahrtuch vom Boden hob, sah er darunter den Leichnam des Knaben, und sah die dunkeln Locken über den geschlossenen Augenlidern liegen.

Der alte Mann stürzte in die Knie und warf sich jammernd über ihn. Er löste die Kleider und suchte an dem Körper seines Lieblings nach der Spur des Todes. Aber er fand nichts, als nur über dem Herzen einen dunkelroten Flekken. Lange blieb er noch finster und grübelnd auf den Knien liegen. Dann hüllte er den Knaben in das Bahrtuch, nahm ihn auf seine Arme und trug ihn in das Erdgeschoß hinab nach dem Zimmer der Gräfin. Als er eintrat, sah er die stolze Frau todbleich und zitternd vor dem Obersten stehen, der, wie es schien, halb mit Gewalt ihre Hand erfaßt hielt.

Da legte der Alte den Leichnam zwischen die beiden auf den Boden, und fest die Augen auf sie heftend, sprach er: ‚Der Erbherr Graf Kuno ist tot; Euer Söhnlein, Frau Gräfin, ist jetzt der Erbe dieser Herrschaft.'

Es mochte ein Monat nach dem Begräbnis des jungen Erbherrn sein, da lehnte die Gräfin eines Nachmittags an dem Geländer eines kleinen Söllers, der über der Tiefe schwebend von ihrem Zimmer den Austritt in die freie Luft gestattete. Der kleine Wolf stand neben ihr und betrachtete eine Schar von Vögeln, welche in den Wipfeln der von unten heraufragenden Föhren und Eichen mit lautem Geschrei ihr Wesen trieben.

‚Sieh nur!' sagte die Gräfin. ‚Sie beschreien den Kauz; dort sitzt er neben dem Astloch in der Eiche.' Und sie wies mit dem Finger vor sich hin.

Des Knaben Augen folgten mit Begierde. ‚Ich seh ihn schon, Mutter'; sagte er; ‚das ist der Totenvogel; er schrie vor meinem Fenster, als der arme Kuno starb.'

‚Hol deine Armbrust, und schieß ihn!' sagte die Mutter.

Der Knabe sprang aus dem Zimmer, die Treppen hinab und in den Stall. Dort lag die Armbrust neben seinem kleinen Roß. Aber die Sehne war zerrissen, er hatte sie lange nicht gebraucht; denn Kuno war nicht mehr da, der ihm die Bolzen schnitzte und den Holzvogel auf die Stange steckte. – Da lief er in das Schloß zurück. Er entsann sich, daß der Bruder seine Armbrust oben in der Rüstkammer aufzuhängen pflegte. Als er dort in dem entlegenen Teile des Schlosses angekommen war und sich mit Mühe durch die schwere Eichentür gedrängt hatte, leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus mit seinem bläulichen Schein entgegen. Die Stahlfacetten des Rahmens blitzten im letzten Strahl der Abendsonne. Der Knabe hatte das noch nie gesehen; denn, wenn er auch einmal mit dem Bruder hiehergekommen, so war doch das Kunstwerk stets mit dem schweren Bahrtuch verhangen gewesen. Jetzt stand er davor und besah staunend sein eigenes Bild in diesem Glanze; er schien die Armbrust

ganz vergessen zu haben. – Es mußte indessen außer ihm selbst noch etwas in dem Spiegel sein, das seinen ganzen Sinn gefangennahm; denn er kniete nieder und legte die Stirn an das Glas, um so nahe, als möglich hineinzuschauen.

Plötzlich aber griff er mit beiden Händen nach dem Herzen. Dann sprang er mit einem Wehschrei in die Höhe. ‚Hilfe!' schrie er, ‚Hilfe!' und noch einmal mit durchdringendem Zeter: ‚Hilfe!' Da hörte es die Mutter unten auf dem Söller; und in Todesangst irrte sie von Gang zu Gang, von Tür zu Tür. ‚Wolf! Wo bist du, Wolf?' rief sie; ‚so gib doch Antwort!' Und endlich kam sie in die rechte Tür. Da lag ihr Kind sich im Todeskrampfe auf dem Boden windend.

Sie warf sich über ihn. ‚Wolf! Wolf! Was ist geschehen?' rief sie.

Der Knabe regte die verblaßten Lippen. ‚Es hat mir einen Schlag aufs Herz getan', stammelte er.

‚Wer, wer tat es?' flüsterte die Mutter. ‚Wolf, sprich nur ein einziges Wort noch, wer hat das getan?'

Der Knabe wies mit erhobenem Finger in den Spiegel. – Und, das sterbende Kind in ihren Armen haltend, blickte sie vorgebeugt in das Glas des Cyprianus. Aber während des Schauens trat das Entsetzen in ihr Angesicht, und ihr lichtblaues Auge wurde steinern wie ein Diamant. Denn bei dem Abendschein, der durch die trüben Fenster brach, sah sie im tiefsten Grunde wie zusammengeballten Nebel die Gestalt eines Kindes; wie trauernd kauerte es am Boden und schien zu schlafen. Sie warf einen scheuen Blick hinter sich in das Zimmer, aber dort lag nur die Dämmerung in den Winkeln. Wieder, als ob es sie bannte, blickte sie mit gespannten Augen in den Spiegel, und noch immer war es dort. – Da fühlte sie den Kopf des kleinen Wolf ihren Armen entgleiten, und in demselben Augenblicke sah sie einen leichten Rauch gegen das Spiegelglas ziehen. Wie ein Hauch lief es darüber hin. Dann wurde das Glas wieder klar; aber hinter demselben zog es wie ein graues Wölkchen in die Tiefe; und jetzt plötzlich sah sie dort im Grunde des Spiegels zwei kleine Nebelgestalten, die sich umschlungen hielten.

Mit einem Schrei sprang die Gräfin empor; ihr Sohn lag regungslos mit wachsbleichem Antlitz; die offenstehenden blauen Lippen verkündeten den Tod. – Sie riß das seidene Wams von seiner Brust; da sah sie den dunkelroten Fleck auf seinem Herzen, den sie kurz zuvor auf der Brust des kleinen Kuno gesehen hatte. ‚Hager, Hager!' schrie sie – denn das Geheimnis des Spiegels war ihr unbekannt – ‚das ist deine Faust! Der war dir auch im Weg; aber noch bist du nicht der Herr im Schloß; und ich schwör's, du sollst es nimmer werden!'

Sie ging hinab; sie suchte ihn; aber der Oberst war eben zur Jagd auf ein benachbartes Schloß geritten und hatte auf den morgenden Tag seine Rückkunft angesagt.

Der plötzliche Tod auch des letzten Grafensohnes verbreitete einen dumpfen Schrecken unter dem Gesinde. Auf Treppen und Gängen standen sie und raunten miteinander, und, wenn die Gräfin nahte, stahlen sie sich scheu von dannen. Es wurde Nacht. Der Leichnam des kleinen Wolf war hinabgetragen, und lag ausgestreckt auf seinem Bettchen in der Kammer. Aber der Gräfin ließ

es bei dem Toten keine Ruh. Im hellen Mondenschein, während alles schlief, stieg sie hinauf nach der Rüstkammer. Dort stand sie vor dem Spiegel, der in blauem Schimmer leuchtete, blickte mit starren Augen hinein und wand die Hände umeinander. Dann wieder, als jage sie ein plötzliches Grausen, stürzte sie aus dem Gemach und rannte durch alle Gänge, bis sie die Tür ihres Schlafgemachs erreicht und hinter sich ins Schloß geworfen hatte. – So verging die Nacht.

Als am andern Morgen der Hausmeister in das Zimmer der Gräfin treten wollte, hörte er hart und heftig drinnen reden. Er erkannte die Stimme des Obristen, der eben zurückgekehrt war; und bald antwortete die Gräfin in gleicher Weise. Es waren Worte tödlichen Hasses, die der Alte hörte. Kopfschüttelnd trat er von der Tür zurück. ‚Das sind die Gerichte Gottes!' sprach er, und stieg ein paar Treppen höher nach der Platte des runden Turmes hinauf; denn ihm war, als müsse er Gottes freie Luft schöpfen.

Er lehnte sich über die Brüstung und blickte in den sonnigen Morgen hinaus. ‚Wie schön die Wälder grünen!' sprach er vor sich hin. ‚Und sie sind alle tot! Die gute Gräfin und der Graf, mein Junker Kuno und nun auch der kleine Wolf!' – Da hörte er unten auf dem Hofe ein Pferd aus dem Stalle ziehen: nicht lange darauf, so donnerte der Galoppschlag über die Zugbrücke; dann weniger hörbar draußen auf dem Wege, und drüberhin aus den Kronen der alten Eichen, die zur Seite standen, flogen die Raben krächzend in die Luft.

In demselben Augenblick kam von unten herauf ein Geschrei der Weiber; und als der Alte hinabgestiegen war, drang es von allen Seiten auf ihn ein, die Gräfin liege erschlagen in ihrem Blute. – ‚Wo ist der Oberst?' fragte der Hausmeister. ‚Fort ist er!' rief der Reitknecht, der vom Hofe heraufkam, ‚mitsamt seinem hochbeinigen Rappen.'

Rasch wurde die Verfolgung von dem Alten angeordnet; aber am anderen Morgen kamen alle auf schaumbedeckten Rossen unverrichteter Sache wieder heim. – ‚So laßt uns denn die Toten begraben'; sprach er, ‚und einen Boten senden an den neuen Herrn dieser schönen Güter!'

Und so geschah es", – schloß die Erzählerin ihren Bericht – „die Herrschaft kam an einen Vorfahren Eures Gemahls, welcher der nächste war dem Blute nach. Der alte Hausmeister soll noch lange nach seinem Antritt dort unten in dem Torhäuschen gewohnt haben, ein treuer Wächter an der Gruft seiner geliebten Herrschaft."

„Das ist eine entsetzliche Geschichte!" sagte die Gräfin, als die Amme schwieg. „Aber hast du nicht gehört, wie der erste Gemahl jener unglücklichen Frau geheißen hat?"

„Freilich", erwiderte die Alte, „ihr Witwenname steht auf dem Rahmen des Bildes." Und hierauf nannte sie eines der ersten Adelsgeschlechter.

„Seltsam!" sagte die Gräfin; „so ist sie meine Urahne!"

Die Alte schüttelte den Kopf. „Unmöglich", sagte sie, „Ihr, Frau Gräfin, aus dem Blute jener bösen Frau?"

„Es ist völlig gewiß, Amme; jene Tochter, die in Wien zurückblieb, wurde die Frau eines meiner Vorfahren." –

Das Gespräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen. Der Knabe lag nach wie vor in todähnlichem Schlummer, und erwachte auch nicht, als die Hand des Arztes an seinen kleinen Gliedern nach der Spur des Lebens forschte.

„Nicht wahr, er wird genesen?" sagte die Gräfin, indem sie angstvoll in das verschlossene Gesicht des Arztes blickte.

„Die Frage ist zuviel für einen Menschen", erwiderte dieser; „aber Frau Gräfin müssen schlafen; das ist ganz notwendig." Und als sie Gegenvorstellungen machte, fuhr er fort: „Es wird sich bis morgen mit dem Kranken nichts ereignen, ich hafte dafür; die Amme kann die Krankenwache halten."

Endlich war sie überredet und begab sich in ihr Schlafgemach, da der Arzt erklärt hatte, das Haus nicht verlassen zu wollen, bis er dessen gewiß sei.

Als die Alte mit diesem allein war, fragte sie: „Seid Ihr dessen sicher, daß Frau Gräfin ruhig schlafen mag?"

„Für die angegebene Zeit, ja."

„Und dann, Herr Doktor?"

„Dann, wenn Eure Herrschaft geschlafen hat, so mögt Ihr sie vorbereiten; denn der Knabe muß sterben."

Die Alte blickte mit festen Augen auf den Arzt. „Ist das ganz gewiß?" fragte sie.

„Ganz gewiß, Amme; es müßte denn ein Wunder geschehen." –

Der Arzt hatte sich entfernt; und statt der Gräfin teilte jetzt eine junge Magd die Krankenwache mit der Alten. – Diese stützte den Kopf auf den Rand des Bettes und betrachtete das bleiche Antlitz des kleinen Kuno, in das der Tod schon seine scharfen Züge grub. „Ein Wunder!" murmelte sie ein paarmal; „ein Wunder!"

Da regte der Knabe sich auf seinem Kissen. „Ich will mit den Kindern spielen!" flüsterte er.

Die Alte riß die Augen auf. „Mit was für Kindern?" fragte sie leise.

Und der Knabe sagte ebenso im Schlaf: „Mit den Spiegelkindern, Amme!"

Sie schrie fast auf. „Unglückskind, so hast du in den Spiegel des Cyprianus gesehen! – Aber der soll ja in der Sakristei stehen; und die Sakristei ist ja vermauert!" – Sie sann einen Augenblick; dann sagte sie zu dem Mädchen: „Hol mir den Vinzenz, Ursel!"

Vinzenz, der Reitknecht, kam. – „Bist du neulich bei dem Bau in der Kapelle gewesen?" fragte die Alte.

„Ich bin jeden Tag dort."

„Ist die Sakristei auch eingerissen?"

„Das geschah schon vor vierzehn Tagen."

„Hast du einen Spiegel dort gesehen?"

Er besann sich. „Nun freilich, es steht dort einer im Winkel; der Rahmen scheint von Stahl; aber der Rost hat ihn zerfressen."

Die Alte gab ihm einen großen Teppich. „Verhänge den Spiegel sorgsam!" sagte sie; „dann laß ihn hierher ins Zimmer tragen. Aber leise, damit der Knabe nicht erwacht."

Vinzenz ging; und bald wurde von ihm und einem Arbeiter ein hohes mit dem Teppich verhangenes Gerät in das Zimmer getragen.

„Ist das der Spiegel, Vinzenz?" fragte die Amme; und als er es bejaht hatte, fuhr sie fort: „Stellt ihn zu Füßen des Bettes, so daß der kleine Kuno hineinblikken kann, sobald der Teppich fortgenommen ist."

Nachdem der Spiegel aufgestellt war und die Träger sich entfernt hatten, setzte die Alte sich wieder an die Seite des Bettes. „Ein Wunder muß geschehen!" sprach sie vor sich hin. Dann saß sie mit geschlossenen Augen wie ein steinern Bild; unsichtbar aber kämpften in ihr Furcht und Hoffnung. Sie harrte auf die Rückkunft der Gräfin; aber wie lang mußte sie noch warten, bis der Schlaf die ganz verwachte Frau verlassen haben würde.

Da tat sich die Tür auf, und die Gräfin trat herein. „Es hat mich nicht schlafen lassen, Amme", sagte sie; „verzeih es mir! Du bist so treu und gut, und verständiger wohl als ich; und doch ist mir, ich dürfte das Bett des Kindes nicht verlassen."

Die alte Frau antwortete nicht darauf. „Sagt mir noch einmal, Frau Gräfin", sagte sie, und das Herz schlug ihr so gewaltig, daß sie die Worte kaum herausbrachte, „seid Ihr dessen ganz gewiß, daß jene böse Frau Eure Urahne gewesen ist?"

„Ich bin dessen ganz gewiß. Aber weshalb fragst du, Amme?"

Die Alte stand auf; und mit fester Hand riß sie den Teppich von dem Spiegel.

Die Gräfin schrie laut auf. „Mein Kind, mein Kind! Das ist der Spiegel des Cyprianus!" –

Als sie aber einen Blick in den sanften Schein des Glases geworfen hatte, da sah sie darin den kleinen Kuno mit offenen Augen auf seinem Kissen liegen; sie sah ihn lächeln, und wie ein Hauch flog das Rot der Gesundheit auf seine Wangen. Sie wandte sich um; da saß er schon aufrecht, frisch und blühend.

„Die Kinder, die Kinder!" rief er mit heller klingender Stimme und streckte die Arme nach dem Spiegel aus.

„Wo sind sie?" fragte die Gräfin.

„Dort, dort!" rief die Alte. „Seht nur, sie lächeln, sie nicken; ach! und sie haben Flügel; zwei Englein sind es!"

„Was sprecht Ihr?" sagte die Gräfin; „ich sehe sie ja nicht."

„Dort, dort!" rief wieder der kleine Kuno. „Ach!" setzte er traurig hinzu, „nun sind sie fortgeflogen."

Da sank die alte Amme auf den Stuhl zurück. „Unser Kuno ist gerettet!" rief

sie und brach in lautes Schluchzen aus. „Eure Liebe hat das getan, und hat den Fluch hinweggenommen von dem Werke des alten Meisters!“

Die Gräfin aber stand und blickte selig lächelnd in den Spiegel. Auf seiner Fläche schwamm wie Duft ein Rosenwölkchen, und deutlich schimmerte ein schlummerndes Kinderantlitz daraus hervor. „Wolf soll es heißen, wenn's ein Knabe ist; Wolf und Kuno!“ flüsterte sie leise. „Und laß uns beten, Amme, daß sie glücklicher werden als die, so einstens ihre Namen trugen!“

Die Geschichte vom Kalif Storch

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sofa. Er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife aus Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte.

Kurz, man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war. Deswegen besuchte ihn auch sein Großwesir Mansor jeden Tag um diese Zeit.

An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit.

Der Kalif nahm die Pfeife aus dem Mund und sprach: „Warum machst du so ein nachdenkliches Gesicht, Großwesir?"

Der Großwesir schlug seine Arme kreuzweise über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: „Herr, ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht. Aber da unten am Schloß steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben."

Der Kalif, der seinem Großwesir schon lange gern eine Freude gemacht hätte, schickte seine Sklaven hinunter, um den Krämer heraufzuholen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kasten, in dem er allerhand Waren hatte, Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämme.

Der Kalif und sein Wesir musterten alles genau, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Wesirs aber einen Kamm.

Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waren seien.

Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte ihnen darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Mansor lesen konnten.

„Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmann, der sie in Mekka auf der Straße fand", sagte der Krämer. „Ich weiß nicht, was sie enthalten. Euch

verkaufe ich sie um einen geringen Preis, ich kann doch nichts damit anfangen."

Der Kalif, der in seiner Bibliothek gern alte Manuskripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte die Schrift und die Dose und entließ den Krämer.

Der Kalif aber dachte, er möchte gern wissen, was die Schrift bedeute, und fragte den Wesir, ob er keinen kenne, der es entziffern könnte.

„Gnädigster Herr und Gebieter", antwortete dieser, „an der großen Moschee wohnt ein Mann, der heißt Selim der Gelehrte, der versteht alle Sprachen, laß ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnisvollen Wörter."

Der Gelehrte Selim war bald herbeigerufen.

„Selim", sprach der Kalif zu ihm, „Selim, man sagt, du seist sehr gelehrt. Guck einmal ein wenig in diese Schrift, ob du sie lesen kannst. Kannst du sie lesen, so bekommst du ein neues Festkleid von mir, kannst du es nicht, so bekommst du zwei Backenstreiche und fünfundzwanzig auf die Fußsohlen, weil man dich dann umsonst Selim den Gelehrten nennt."

Selim verneigte sich und sprach: „Dein Wille geschehe, o Herr!"

Lange betrachtete er die Schrift. Plötzlich aber rief er aus: „Das ist lateinisch, o Herr, oder ich laß mich hängen."

„Sag, was drin steht", befahl der Kalif, „wenn es lateinisch ist."

Selim fing an zu übersetzen: „Mensch, der du dieses findest, preise Allah für seine Gnade! Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: Mutabor, der kann sich in jedes Tier verwandeln und versteht auch die Sprache der Tiere. Will er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gen Osten und spreche jenes Wort. Aber hüte dich, wenn du verwandelt bist, daß du nicht lachst, sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus deinem Gedächtnis, und du bleibst ein Tier."

Als Selim der Gelehrte das vorgelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten schwören, niemand etwas von dem Geheimnis zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großwesir aber sagte er: „Das nenne ich gut eingekauft, Mansor. Wie freue ich mich, endlich ein Tier zu sein. Morgen früh kommst du zu mir. Wir gehen dann miteinander aufs Feld, schnupfen etwas aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, in Wald und Feld gesprochen wird."

Kaum hatte am anderen Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großwesir erschien, um ihn auf dem Spaziergang zu begleiten.

Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen hatte, zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großwesir ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probieren.

Der Wesir schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Tiere, vor allem Störche, gesehen habe, die durch ihr stolzes Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt hätten.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Wesirs und ging mit ihm zu dem Teich. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storch ernsthaft auf und ab gehen, Frösche suchen und hie und da etwas vor sich hinklappern. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen anderen Storch dieser Gegend zuschweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigster Herr", sagte der Großwesir, „daß diese zwei Langfüßler ein schönes Gespräch miteinander führen werden. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?"

„Wohl gesprochen", antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird. Richtig, dreimal gen Osten geneigt und Mutabor gesagt, so bin ich wieder Kalif und du Wesir. Aber nur um Himmels willen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!"

Während der Kalif sprach, sah er den anderen Storch über ihrem Haupt schweben und langsam zur Erde fliegen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Prise, bot sie dem Großwesir an, der gleichfalls schnupfte, und beide riefen: „Mutabor!"

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und rot, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmige Storchenfüße.

Die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und wurde eine Elle lang, der Bart war verschwunden, und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großwesir", sprach nach langem Erstaunen der Kalif. „Beim Bart des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen."

„Danke untertänigst", erwiderte der Großwesir, indem er sich bückte. „Aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe hübscher aus denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällt, daß wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich die Storchensprache verstehen."

Inzwischen war der andere Storch auf der Erde angekommen. Er putzte sich mit dem Schnabel seine Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storch zu.

Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen, und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, so früh schon auf der Wiese?"

„Schönen Dank, lieber Klapperschnabel. Ich habe mir nur ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch vielleicht ein Viertelchen Eidechse gefällig oder ein Froschschenkelchen?"

„Danke gehorsamst, habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im stillen ein wenig üben."

Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und der Mansor sahen ihr verwundert nach. Als sie aber in

malerischer Stellung auf einem Fuß stand und mit den Flügeln anmutig dazu wedelte, da konnten sich die beiden nicht mehr halten.

Ein unaufhaltsames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten.

Der Kalif faßte sich zuerst wieder. „Das war ein Spaß", rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Schade, daß die dummen Tiere durch unser Gelächter sich haben verscheuchen lassen, sonst hätten sie gewiß auch noch gesungen!"

Aber jetzt fiel es dem Großwesir ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er teilte seine Angst deswegen dem Kalifen mit.

„Potz Mekka und Medina! Das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Besinne dich doch auf das dumme Wort! Ich bringe es nicht heraus!"

„Dreimal gen Osten müssen wir uns bücken und dazu sprechen: Mu – Mu – Mu ..."

Sie stellten sich gen Osten und bückten sich in einem fort, so daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten. Aber, o Jammer, das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Wesir „Mu – Mu –" dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Wesir waren und blieben Störche.

Traurig wanderten die Verzauberten durch die Felder. Sie wußten gar nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten sie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben. Denn wer hätte einem Storchen geglaubt, daß er der Kalif sei, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storchen zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Auf Eidechsen und Frösche hatten sie übrigens keinen Appetit, denn sie befürchteten, mit solchen Leckerbissen sich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, daß sie fliegen konnten, und so flogen sie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging.

In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen. Aber ungefähr am vierten Tag nach ihrer Verzauberung saßen sie auf dem Palast des Kalifen, da sahen sie unten in der Straße einen prächtigen Umzug. Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern, halb Bagdad sprang ihm nach, und alle schrien: „Heil Mizra, dem Herrscher von Bagdad!"

Da sahen die beiden Störche auf dem Dach des Palastes einander an, und der Kalif Chasid sprach: „Ahnst du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großwesir? Dieser Mizra ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwor. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir

wollen zum Grab des Propheten wandern. Vielleicht wird an heiliger Stätte der Zauber gelöst."

Sie erhoben sich vom Dach des Palastes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber gar nicht gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Übung.

„O Herr", ächzte nach ein paar Stunden der Großwesir, „ich halte es, mit Eurer Erlaubnis, nicht mehr lange aus. Ihr fliegt gar zu schnell. Außerdem ist es schon Abend, und wir täten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen."

Chasid erfüllte die Bitte seines Dieners. Und da er unten im Tal eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, war anscheinend früher ein Schloß gewesen. Schöne Säulen ragten aus den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch gut erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses.

Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen. Plötzlich blieb der Storch Mansor stehen.

„Herr und Gebieter", flüsterte er leise, „wenn es nur nicht töricht für einen Großwesir, noch mehr für einen Storchen wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zumute, denn nebenan hat es ganz deutlich geseufzt und gestöhnt!"

Der Kalif blieb nun auch stehen und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen als einem Tier anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er dahin, woher die Klagetöne kamen.

Der Wesir aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue, unbekannte Gefahren zu stürzen.

Doch vergebens. Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finsteren Gang.

Bald war er an einer Tür angelangt, die nur angelehnt schien und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Tür auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenden Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Tränen rollten ihr aus den großen, runden Augen, und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel heraus.

Als sie aber den Kalifen und seinen Wesir, der inzwischen auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Tränen aus dem Auge, und zu dem großen Erstaunen der beiden rief sie in gutem menschlichem Arabisch: „Willkommen, ihr Störche! Ihr seid mir ein gutes Zeichen meiner Rettung. Denn durch Störche werde mir ein großes Glück zuteil, ist mir einst prophezeit worden!"

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und sprach: „Nachteule, deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach, deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, ist vergeblich. Du wirst unsere Hilflosigkeit erkennen, wenn du unsere Geschichte hörst."

Die Nachteule bat ihn zu erzählen, und der Kalif berichtete, was wir bereits wissen.

Als der Kalif der Eule seine Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: „Vernimm auch meine Geschichte und höre, daß ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater ist der König von Indien, ich, seine einzige Tochter, heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra.

Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, ließ ihn die Treppe hinunterwerfen. Der Elende wußte sich in einer anderen Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen.

Und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hierher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren: ‚Da sollst du bleiben, häßlich, selbst von den Tieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem stolzen Vater.'

Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Tieren ein Greuel. Die schöne Natur ist vor mir verschlossen. Denn ich bin blind am Tag, und nur, wenn der Mond sein bleiches Licht über dieses Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge."

Die Eule hatte geendet und wischte sich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung hatte ihr Tränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken.

„Wenn mich nicht alles täuscht", sprach er, „so besteht zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang. Aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Rätsel?"

Die Eule antwortete ihm: „O Herr, auch ich glaube das. Denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen würde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten."

Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, auf welche Art die Rettung erfolgen solle.

„Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat", sagte sie, „kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke. Vielleicht spricht er dann das Zauberwort, das ihr vergessen habt, aus."

„O teuerste Prinzessin", rief der Kalif, „sagt, wann kommt er, und wo ist der Saal?"

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Verübelt es mir nicht, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euern Wunsch erfüllen."

„Sprich sie aus! Sprich sie aus!" schrie Chasid. „Befiehl, es ist mir jede recht."

„Ich möchte auch gern frei sein. Dies kann aber nur geschehen, wenn einer von euch mir seine Hand reicht!"

Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu sein, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinauszugehen.

„Großwesir", sprach der Kalif vor der Tür, „das ist ein dummer Handel, aber Ihr könntet sie schon nehmen."

„So?" antwortete dieser. „Daß mir meine Frau, wenn ich nach Hause komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr seid noch jung und unverheiratet und könntet eher einer jungen, schönen Prinzessin die Hand geben."

„Das ist es eben", seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, „wer sagt dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sack kaufen!"

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu. Endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Wesir lieber Storch bleiben, als die Eule heiraten wollte, entschloß er sich, die Bedingung lieber selbst zu erfüllen. Die Eule war hocherfreut. Sie gestand ihnen, daß sie zu keiner besseren Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen. Sie gingen lange durch einen finsteren Gang. Endlich strahlte ihnen aus einer halb verfallenden Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, rief ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten.

Sie konnten von der Lücke, an der sie standen, einen großen Saal übersehen. Er war ringsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages.

In der Mitte des Saals stand ein runder Tisch mit vielen und ausgesuchten Speisen. Rings um den Tisch zog sich ein Sofa, auf dem acht Männer saßen. In

einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte.

Sein Nachbar forderte ihn auf, ihnen seine Taten zu erzählen.

Er erzählte unter anderem auch die Geschichte des Kalifen und seines Wesirs.

„Was für ein Wort hast du ihnen denn aufgegeben?" fragte ihn ein anderer Zauberer.

„Ein recht schweres lateinisches, es heißt Mutabor."

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieses hörten, gerieten sie vor Freude beinahe außer sich. Sie liefen auf ihren Füßen so schnell dem Tor der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte.

Dort sprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du für uns getan, mich zum Gemahl."

Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten sich die Störche der Sonne entgegen, die soeben hinter dem Gebirge heraufstieg.

„Mutabor!" riefen sie.

Im Nu waren sie verwandelt, und in der großen Freude des neugeschenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen.

Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen?

Eine schöne Dame, herrlich geschmückt, stand vor ihnen. Lächelnd gab sie dem Kalifen die Hand.

„Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?" fragte sie.

Der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmut so entzückt, daß er ausrief, es sei sein größtes Glück, daß er Storch geworden sei.

Die drei zogen nun miteinander nach Bagdad. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorf, was zu ihrer Reise nötig war, und so kamen sie bald an die Tore von Bagdad.

Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für tot erklärt, und das Volk war daher hocherfreut, seinen geliebten Herrscher wiederzuhaben.

Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen.

Dem Sohn aber, der nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wolle.

Als er das letztere wählte, bot ihm der Großwesir die Dose. Eine tüchtige Prise, und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in einen eisernen Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte der Kalif mit seiner Frau, der Prinzessin. Seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großwesir nachmit-

tags besuchte. Da sprachen sie dann oft von ihrem Storchenabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er sich herab, den Großwesir nachzuahmen, wie er als Storch aussah.

Er stieg dann ernsthaft mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen wie mit Flügeln und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und „Mu – Mu –" dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung jedesmal eine große Freude. Wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und „Mu – Mu –" schrie, dann drohte ihm lächelnd der Wesir, er wolle das, was vor der Tür der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sei, der Frau Kalifin mitteilen.

Die Geschichte von dem kleinen Muck

In Nizaa, meiner lieben Vaterstadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck nannte. Ich kann mir ihn, obwohl ich damals sehr jung war, noch recht gut vorstellen, besonders weil ich einmal von meinem Vater wegen ihm halb tot geprügelt wurde.

Der kleine Muck nämlich war schon ein alter Geselle, als ich ihn kannte. Doch er war nur drei bis vier Fuß hoch. Er hatte eine sonderbare Gestalt, denn sein Leib, so klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute. Er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte sich sogar selbst. Auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder gestorben sei, denn er ging nur alle vier Wochen einmal aus, wenn nicht um die Mittagsstunde ein mächtiger Dampf aus dem Haus aufgestiegen wäre. Doch abends sah man ihn oft auf seinem Dach auf und ab gehen. Von der Straße aus glaubte man aber, nur sein großer Kopf allein laufe auf dem Dach umher.

Ich und meine Kameraden waren böse Buben, die jedermann gerne neckten und auslachten. Dahe war es uns immer ein Festtag, wenn der kleine Muck ausging. Wir versammelten uns an dem bestimmten Tag vor seinem Haus und warteten, bis er herauskam. Wenn dann die Tür aufging, guckte zuerst der große Kopf mit dem noch größeren Turban heraus. Und dann folgte das übrige Körperchen nach, angetan mit einem abgeschabten Mäntlein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel. An dem Gürtel hing ein langer Dolch, so lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck steckte.

Wenn er so heraustrat, da hallte die Luft von unserem Freudengeschrei wider, wir warfen unsere Mützen in die Höhe und tanzten wie toll um ihn her.

Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernsthaftem Kopfnicken und ging mit langsamen Schritten die Straße hinab. Dabei schlurfte er mit den Füßen, denn er hatte große, weite Pantoffeln an, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Wir Knaben liefen hinter ihm her und schrien immer: „Kleiner Muck, kleiner Muck!“ Auch hatten wir ein lustiges Verslein, das wir ihm zu Ehren hie und da sangen. Es hieß:

„Kleiner Muck, kleiner Muck,
wohnst in einem großen Haus,
gehst nur alle vier Wochen aus,
bist ein braver, kleiner Zwerg,
hast ein Köpfchen wie ein Berg;
schau dich einmal um und guck,
lauf und fang uns, kleiner Muck!"

So hatten wir schon oft unseren Spaß mit ihm getrieben, und zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich es am ärgsten trieb. Ich zupfte ihn oft am Mäntlein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchst lächerlich vor. Aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen sah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort.

Ich versteckte mich an der Haustür und sah den Muck wieder herauskommen. Er wurde von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt und an der Tür sich unter vielen Bücklingen von ihm verabschiedete. Mir war gar nicht wohl zumut, ich blieb daher lange in meinem Versteck. Endlich trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demütig und mit gesenktem Kopf trat ich vor meinen Vater.

„Du hast, wie ich höre, den guten Muck beschimpft?" sprach er in sehr ernstem Ton. „Ich will dir die Geschichte dieses Muck erzählen, und du wirst ihn gewiß nicht mehr auslachen. Vor- und nachher aber bekommst du das Gewöhnliche."

Das Gewöhnliche aber waren fünfundzwanzig Hiebe, die er nur allzu genau zu zählen pflegte. Er nahm daher sein langes Pfeifenrohr, schraubte die Bernsteinmundspitze ab und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir aufzupassen und erzählte mir von dem kleinen Muck.

Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angesehener, aber armer Mann hier in Nizaa. Er lebte beinahe so einsiedlerisch wie jetzt sein Sohn. Diesen konnte er nicht leiden, weil er sich seiner Zwerggestalt schämte, und ließ ihn daher auch in Unwissenheit aufwachsen. Der kleine Muck war noch in seinem sechzehnten Jahr ein lustiges Kind, und der Vater, ein ernster Mann, tadelte ihn immer, daß er, der schon längst die Kinderschuhe zertreten haben sollte, noch so dumm und läppisch sei.

Der Alte tat aber einmal einen bösen Sturz, an dem er auch starb und den kleinen Muck arm und unwissend zurückließ. Die harten Verwandten, denen der Verstorbene mehr schuld war, als er bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Haus und rieten ihm, in die Welt hinauszugehen und sein Glück zu suchen. Der kleine Muck antwortete, er sei schon reisefertig, bat sich aber nur noch den Anzug seines Vaters aus, und dieser wurde ihm auch bewilligt.

Sein Vater war ein großer, starker Mann gewesen, daher paßten die Kleider

nicht. Muck aber wußte bald Rat. Er schnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider an. Er schien aber vergessen zu haben, daß er sie auch enger machen müßte. Daher sein sonderbarer Anzug, wie er noch heute zu sehen ist. Der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hosen, das blaue Mäntlein, alles dies sind Erbstücke seines Vaters, die er seitdem getragen hat. Den langen Damaszenerdolch seines Vaters aber steckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöckchen und wanderte zum Tor hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war ja ausgezogen, um sein Glück zu suchen. Wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenschein glänzen sah, so steckte er ihn gewiß zu sich im Glauben, daß er sich in den schönsten Diamant verwandeln werde. Sah er in der Ferne die Kuppel einer Moschee wie Feuer strahlen, sah er einen See wie einen Spiegel blinken, so eilte er voll Freude darauf zu, denn er dachte, in einem Zauberland angekommen zu sein. Aber ach, jene Trugbilder verschwanden in der Nähe, und nur zu bald erinnerten ihn seine Müdigkeit und sein vor Hunger knurrender Magen, daß er sich noch im Lande der Sterblichen befand.

So war er zwei Tage gereist unter Hunger und Kummer und verzweifelte, sein Glück zu finden. Die Früchte des Feldes waren seine einzige Nahrung, die harte Erde war sein Nachtlager.

Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe aus eine große Stadt.

Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen schimmerten auf den Dächern und schienen den kleinen Muck zu sich zu winken. Überrascht stand er still und betrachtete Stadt und Gegend.

„Ja, dort wird Klein-Muck sein Glück finden", sprach er zu sich und machte trotz seiner Müdigkeit einen Luftsprung, „dort oder nirgends."

Er raffte alle seine Kräfte zusammen und schritt auf die Stadt zu. Aber obgleich sie ganz nahe schien, konnte er sie doch erst gegen Mittag erreichen. Denn seine kleinen Glieder versagten ihm beinahe gänzlich den Dienst, und er mußte sich oft in den Schatten einer Palme setzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Tor der Stadt angelangt.

Er legte sein Mäntlein zurecht, band den Turban schöner um, zog den Gürtel noch breiter an und steckte den langen Dolch schiefer.

Dann wischte er den Staub von den Schuhen, ergriff sein Stöckchen und ging mutig zum Tor hinein.

Er hatte schon einige Straßen durchgewandert, aber nirgends öffnete sich eine Tür, nirgends rief man, wie er sich vorgestellt hatte: „Kleiner Muck, komm herein und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen!"

Er schaute gerade wieder recht sehnsüchtig an einem großen, schönen Haus hinauf, da öffnete sich ein Fenster, eine alte Frau schaute heraus und rief mit singender Stimme:

„Herbei, herbei!
gekocht ist der Brei,
den Tisch ließ ich decken,
darum laßt es euch schmecken!
Ihr Nachbarn herbei,
gekocht ist der Brei!"

Die Tür des Hauses öffnete sich, und Muck sah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er zweifelte einige Augenblicke, ob er der Einladung folgen solle. Endlich aber faßte er sich ein Herz und ging in das Haus. Vor ihm her gingen ein paar junge Kätzlein, und er beschloß, ihnen zu folgen, weil sie vielleicht die Küche besser kennen würden als er.

Als Muck die Treppe hinaufgestiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenster herausgeschaut hatte. Sie sah ihn mürrisch an und fragte nach seinem Begehr.

„Du hast ja jedermann zu deinem Brei eingeladen", antwortete der kleine Muck, „und weil ich gar so hungrig bin, bin ich auch gekommen."

Die Alte lachte und sprach: „Woher kommst du denn, wunderlicher Gesell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Gesellschaft aus der Nachbarschaft ein, wie du siehst!"

Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach seines Vaters Tod so hart ergangen sei, und bat sie, ihn heute mit ihren Katzen speisen zu lassen.

Die Frau, der die Erzählung des Kleinen gefiel, erlaubte ihm, ihr Gast zu sein, und gab ihm reichlich zu essen und zu trinken.

Als er gesättigt und gestärkt war, betrachtete ihn die Frau lange und sagte dann: „Kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienst. Du hast geringe Mühe und sollst gut behandelt werden."

Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geschmeckt hatte, willigte ein und wurde so der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber sonderbaren Dienst.

Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen. Diesen mußte der kleine Muck jeden Morgen den Pelz kämmen und mit köstlichen Salben einreiben. Wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen achtgeben. Wenn sie fraßen, mußte er ihnen die Schüsseln vorlegen, und nachts mußte er sie auf seidene Polster legen und sie mit samtenen Decken einhüllen.

Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus, die er bedienen mußte. Doch mit diesen wurden nicht so viele Umstände gemacht wie mit den Katzen, die Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Übrigens führte Muck ein so einsames Leben wie im Haus seines Vaters. Denn außer der Frau sah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen.

Eine Zeitlang ging es dem kleinen Muck ganz gut. Er hatte immer zu essen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau schien recht zufrieden mit ihm zu sein.

Aber nach und nach wurden die Katzen unartig. Wenn die Alte ausgegangen war, sprangen sie wie besessen in dem Zimmer umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen manches schöne Geschirr, das ihnen im Weg stand.

Wenn sie aber die Frau die Treppe heraufkommen hörten, verkrochen sie sich auf ihre Polster und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, als wenn nichts gewesen wäre. Die Frau Ahavzi geriet dann in Zorn, wenn sie ihre Zimmer so verwüstet sah, und schob alles auf Muck. Er mochte seine Unschuld beteuern, wie er wollte, sie glaubte ihren Katzen, die viel unschuldiger aussahen, als ihr Diener.

Der kleine Muck war sehr traurig, daß er auch hier sein Glück nicht gefunden hatte, und beschloß, den Dienst bei Frau Ahavzi zu kündigen. Da er aber auf seiner ersten Reise erfahren hatte, wie schlecht man ohne Geld lebt, so beschloß er, den Lohn, den ihm seine Gebieterin immer versprochen, aber nie gegeben hatte, sich auf irgendeine Art zu verschaffen.

In dem Haus der Frau Ahavzi befand sich ein Zimmer, das immer verschlossen war und dessen Inneres er nie gesehen hatte. Doch er hatte die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte oft für sein Leben gern gewußt, was sie dort versteckt habe. Als er nun an sein Reisegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau versteckt sein könnten.

Aber immer war die Tür fest verschlossen, und er konnte daher nicht zu den Schätzen gelangen.

Eines Morgens, als die Frau ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hündchen, das von der Frau immer sehr stiefmütterlich behandelt wurde. Dessen Gunst hatte er sich aber durch allerlei Liebesdienste erworben. Das Hündchen zog ihn an seinen weiten Beinkleidern und gebärdete sich dabei, als wenn Muck ihm folgen sollte.

Muck, der gern mit den Hunden spielte, folgte ihm. Und siehe da, das Hündlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi vor eine kleine Tür, die er nie zuvor dort bemerkt hatte. Die Tür war halb offen. Das Hündlein ging hinein, und Muck folgte ihm, und wie freudig war er überrascht, als er sah, daß er sich in dem Gemach befand, das schon lange das Ziel seiner Wünsche war.

Er spähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts. Nur alte Kleider und wunderlich geformte Geschirre standen umher. Eines dieser Geschirre zog seine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Es war aus Kristall, und schöne Figuren waren darauf ausgeschnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten. Aber, o Schreck, er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur leicht darauf gesetzt war. Der Deckel fiel herab und zerbrach in tausend Stücke.

Lange stand der kleine Muck vor Schrecken wie leblos. Jetzt war sein Schicksal entschieden, jetzt mußte er fliehen, sonst schlug ihn die Alte tot. Sogleich war auch seine Reise beschlossen, und nur noch einmal wollte er sich umschauen, ob er nichts von den Habseligkeiten der Frau Ahavzi zu seinem Marsch brauchen könnte.

Da fielen ihm ein paar mächtig große Pantoffeln ins Auge. Sie waren zwar nicht schön, aber seine eigenen konnten keine Reise mehr mitmachen. Auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an. Denn hatte er diese am Fuß, so mußten ihm hoffentlich alle Leute ansehen, daß er aus den Kinderschuhen herausgewachsen sei.

Er zog also schnell seine Pantöffelchen aus und fuhr in die großen hinein. Ein Spazierstöckchen mit einem schön geschnittenen Löwenkopf schien ihm auch hier allzu müßig in der Ecke zu stehen. Er nahm es mit und eilte zum Zimmer hinaus.

Schnell ging er jetzt in sein Zimmer, zog sein Mäntlein an, setzte den väterlichen Turban auf, steckte den Dolch in den Gürtel und lief, so schnell ihn seine Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus.

Vor der Stadt lief er, aus Angst vor der Alten, immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr laufen konnte. So schnell war er in seinem ganzen Leben nicht gelaufen. Ja, es schien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unsichtbare Gewalt schien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtnis haben müßte. Denn diese liefen immer weiter und führten ihn mit sich. Er versuchte auf allerlei Weise stillzustehen, aber es wollte nicht gelingen. Da rief er in der höchsten Not, wie man den Pferden zuruft, sich selbst zu: „Oh – oh, halt, oh!"

Da hielten die Pantoffeln, und Muck warf sich erschöpft auf die Erde.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein. So hatte er sich denn doch durch seine Dienste etwas erworben, das ihm in der Welt auf seinem Weg, das Glück zu suchen, forthelfen konnte. Er schlief trotz seiner Freude vor Erschöpfung ein. Denn das Körperchen des kleinen Muck, das einen so schweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten.

Im Traum erschien ihm das Hündchen, das im Haus der Frau Ahavzi ihm zu den Pantoffeln verholfen hatte, und sprach zu ihm: „Lieber Muck, du verstehst den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht. Wisse, wenn du dich in ihnen dreimal auf dem Absatz herumdrehst, so kannst du fliegen, wohin du nur willst.

Und mit dem Stöcklein kannst du die Schätze finden, denn wo Gold vergraben ist, da wird es dreimal auf die Erde schlagen, bei Silber zweimal."

So träumte der kleine Muck. Als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach und beschloß, bald einen Versuch zu machen. Er zog die Pantöffelchen an, lupfte einen Fuß und begann sich auf dem Absatz herumzudrehen.

Wer es aber jemals versucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieses Kunststück dreimal hintereinander zu machen, der wird sich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte. Vor allem, wenn man bedenkt, daß ihn sein schwerer Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kerl fiel einigemal tüchtig auf die Nase. Doch er ließ sich nicht abschrecken, den Versuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein

Rad fuhr er auf seinem Absatz herum, wünschte sich in die nächste große Stadt, und – die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken. Ehe sich der kleine Muck noch besinnen konnte, wie ihm geschah, befand er sich schon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeschlagen waren und unzählige Menschen geschäftig hin und her liefen.

Er ging unter den Leuten hin und her, hielt es aber für ratsamer, sich in eine einsamere Straße zu begeben, denn auf dem Marktplatz trat ihm bald einer auf die Pantoffeln, daß er beinahe umfiel, bald stieß er mit seinem weithinausstehenden Dolch den einen oder den anderen an, daß er mit Mühe den Schlägen entging.

Der kleine Muck dachte nun ernstlich darüber nach, was er wohl anfangen könnte, um sich ein Stück Geld zu verdienen. Er hatte zwar ein Stäbchen, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo sollte er gleich einen Platz finden, wo Gold und Silber vergraben wäre? Auch hätte er sich zur Not für Geld sehen lassen können, aber dazu war doch zu stolz.

Endlich fiel ihm die Schnelligkeit seiner Füße ein. Vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffeln Geld einbringen, und er beschloß, sich als Schnelläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieser Stadt solche Dienste am besten bezahlte, so fragte er nach dem Palast.

Unter dem Tor des Palastes stand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu suchen habe.

Auf seine Antwort, daß er einen Dienst suche, wies man ihn zum Aufseher der Sklaven.

Diesem trug er sein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienst unter den königlichen Boten zu besorgen.

Der Aufseher maß ihn mit seinen Augen von Kopf bis Fuß und sprach: „Wie, mit deinen Füßchen willst du königlicher Schnelläufer werden? Hebe dich weg! Ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Späße zu machen."

Der kleine Muck versicherte ihm aber, daß es ihm vollkommen ernst sei mit seinem Antrag und daß er es mit dem Schnellsten auf eine Wette ankommen lassen wollte.

Dem Aufseher kam die Sache lächerlich vor. Er befahl ihm, sich bis zum Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche und sorgte dafür, daß ihm gehörig Speise und Trank gereicht wurde. Er selbst aber begab sich zum König und erzählte ihm vom kleinen Muck und seinem Anerbieten.

Der König war ein lustiger Herr, daher gefiel es ihm gut, daß der Aufseher der Sklaven den kleinen Menschen zu einem Spaß behalten habe. Er befahl ihm, auf einer großen Wiese hinter dem Schloß Vorbereitungen zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von seinem ganzen Hofstaat gesehen werden könnte, und empfahl ihm nochmals, gut für den Zwerg zu sorgen.

Der König erzählte seinen Prinzen und Prinzessinnen, was sie diesen Abend für ein Schauspiel haben würden. Diese erzählten es wieder ihren Dienern,

und als der Abend herankam, war man in gespannter Erwartung. Und alles, was Füße hatte, strömte hinaus auf die Wiese, wo Gerüste aufgeschlagen waren, um den großsprecherischen Zwerg laufen zu sehen.

Als der König und seine Söhne und Töchter auf dem Gerüst Platz genommen hatten, trat der kleine Muck herauf auf die Wiese und machte vor den hohen Herrschaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte, als man den Kleinen erblickte. Eine solche Figur hatte man dort noch nie gesehen. Das Körperchen mit dem mächtigen Kopf, das Mäntlein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßchen in den weiten Pantoffeln – nein, es war zu drollig anzusehen, als daß man nicht hätte laut lachen müssen.

Der kleine Muck ließ sich aber durch das Gelächter nicht irremachen. Er stellte sich stolz, auf sein Stöckchen gestützt, hin und erwartete seinen Gegner.

Der Aufseher hatte nach Mucks eigenem Wunsch den besten Läufer ausgesucht. Dieser trat nun hervor und stellte sich neben den kleinen Muck, und beide warteten auf das Zeichen. Da winkte die Prinzessin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf dasselbe Ziel abgeschossen, flogen die beiden Wettläufer über die Wiese hin.

Anfangs hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorsprung, aber dieser jagte ihm auf seinem Pantoffelschuhwerk nach, holte ihn ein, lief an ihm vorbei und stand längst am Ziel, als jener noch, nach Luft schnappend, daherlief.

Verwunderung und Staunen fesselte für einige Augenblicke die Zuschauer. Als aber der König zuerst in die Hände klatschte, da jauchzte die Menge, und alle riefen: „Hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!"

Man hatte den kleinen Muck inzwischen zum König geführt, er warf sich vor ihm nieder und sprach: „Großmächtigster König, ich habe dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunst gegeben. Gestatte, daß man mir eine Stelle unter deinen Läufern gebe!"

Der König aber antwortete: „Nein, du sollst mein Leibläufer und immer um meine Person sein, lieber Muck. Jährlich sollst du hundert Goldstücke erhalten als Lohn, und an der Tafel meiner ersten Diener sollst du speisen."

So glaubte denn Muck, endlich das Glück gefunden zu haben, das er so lange suchte, und war fröhlich und wohlgemut in seinem Herzen. Auch erfreute er sich der besonderen Gnade des Königs. Denn dieser gebrauchte ihn zu seinen schnellsten und geheimsten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle besorgte.

Aber die übrigen Diener des Königs waren ihm gar nicht zugetan, weil sie sich ungern durch einen Zwerg, der nichts verstand als schnell zu laufen, in der Gunst ihres Herren zurückgesetzt sahen. Sie veranstalteten daher manche Verschwörung gegen ihn, um ihn zu stürzen. Aber alle schlugen fehl wegen des großen Zutrauens, das der König in seinen Geheimen Oberleibläufer setzte – denn zu dieser Würde hatte er es in so kurzer Zeit gebracht.

Muck, dem die Intrigen gegen ihn nicht entgingen, sann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz. Nein, er wollte sich bei seinen Feinden notwendig und beliebt machen.

Da fiel ihm sein Stäbchen ein, das er in seinem Glück außer acht gelassen hatte. Wenn er Schätze fände, dachte er, würden ihm die Herzen schon geneigter werden. Er hatte schon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele seiner Schätze vergraben habe, er sei darüber gestorben, ohne daß er sein Geheimnis seinem Sohn habe mitteilen können.

Von nun an nahm Muck immer sein Stöckchen mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüberzugehen, wo das Gold des alten Königs vergraben sei.

Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Teil des Schloßgartens, den er wenig besuchte, und plötzlich fühlte er das Stäbchen in seiner Hand zucken, und dreimal schlug es gegen den Boden. Nun wußte er schon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher seinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umstehenden Bäume und schlich sich wieder in das Schloß. Dort verschaffte er sich einen Spaten und wartete die Nacht zu seinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben selbst machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu schaffen, als er geglaubt hatte.

Seine Arme waren sehr schwach, sein Spaten aber war groß und schwer. Und er mochte wohl schon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich stieß er auf etwas Hartes, das wie Eisen klang. Er grub jetzt emsiger, und bald hatte er einen großen eisernen Deckel zutage gefördert. Er stieg in die Grube hinab, um nachzusehen, was wohl unter dem Deckel sei, und fand einen großen Topf, mit Goldstücken angefüllt. Aber seine schwachen Kräfte reichten nicht aus, den Topf zu heben. Daher steckte er in seine Beinkleider und seinen Gürtel, so viel er zu tragen vermochte, und auch sein Mäntlein füllte er damit, bedeckte das übrige wieder sorgfältig und machte sich auf den Rückweg. Aber wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, so zog ihn die Last des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er bis auf sein Zimmer und verwahrte dort sein Gold unter den Polstern seines Sofas.

Als der kleine Muck sich im Besitz so vielen Geldes sah, glaubte er, das Blatt werde sich jetzt wenden, und er werde sich unter seinen Feinden am Hof viele Gönner und treue Anhänger erwerben. Aber schon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck gar keine sorgfältige Erziehung genossen haben mußte. Sonst hätte er sich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach, daß er damals seine Pantoffeln geschmiert und sich mit seinem Mäntlein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte!

Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austeilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten.

Der Küchenmeister Ahuli sagte: „Er ist ein Falschmünzer."

Der Sklavenaufseher Achmet sagte: „Er hat es dem König abgeschwatzt."

Archaz, der Schatzmeister aber, sein ärgster Feind, der selbst hie und da einen Griff in des Königs Kasse tun mochte, sagte: „Er hat es gestohlen."

Um nun ihrer Sache gewiß zu sein, verabredeten sie sich, und der Obermundschenk Korchuz stellte sich eines Tages recht traurig und niedergeschlagen vor die Augen des Königs. Er machte seine traurigen Gebärden so auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle.

„Ach", antwortete er, „ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe."

„Was faselst du, Freund Korchuz?" entgegnete ihm der König. „Seit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten lassen?"

Der Obermundschenk antwortete ihm, daß er ja den Geheimen Oberleibläufer mit Gold belade, seinen armen, treuen Dienern aber nichts gebe.

Der König war sehr erstaunt über diese Nachricht, ließ sich die Goldausteilungen des kleinen Muck erzählen, und die Verschwörer redeten ihm den Verdacht ein, daß Muck auf irgendeine Art das Geld aus der Schatzkammer gestohlen habe. Sehr lieb war diese Wendung der Sache dem Schatzmeister, der ohnehin nicht gern Rechnung ablegte.

Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck achtzugeben, um ihn womöglich auf frischer Tat zu ertappen.

In der Nacht, die auf diesen Unglückstag folgte, schlich der kleine Muck in den Schloßgarten, da er durch seine Freigiebigkeit seine Kasse sehr erschöpft sah. Er nahm den Spaten, um von seinem geheimen Schatz neuen Vorrat zu holen.

Von weitem folgten ihm die Wachen, von dem Küchenmeister Uhuli und Archaz, dem Schatzmeister, angeführt.

In dem Augenblick, da er das Gold aus dem Topf in sein Mäntlein legen wollte, fielen sie über ihn her, banden ihn und führten ihn sogleich vor den König.

Dieser, den ohnehin die Unterbrechung seines Schlafes mürrisch gemacht hatte, empfing seinen armen Oberleibläufer sehr ungnädig und stellte sogleich ein Verhör an. Man hatte den Topf aus der Erde gegraben und ihn mit dem Spaten und dem Mäntlein voll Gold vor die Füße des Königs gesetzt. Der Schatzmeister sagte aus, daß er mit seinen Wachen den Muck überrascht habe, wie er diesen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der kleine Muck, im Gefühl seiner Unschuld, sagte aus, daß er diesen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn nicht habe ein-, sondern ausgraben wollen.

Alle Anwesenden lachten laut über diese Entschuldigung. Der König aber, aufs höchste erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „Wie, Elender! Du willst deinen König so dumm und schändlich belügen, nachdem du ihn bestohlen hast? Schatzmeister Archaz! Ich fordere dich auf,

zu sagen, ob du diese Summe Goldes für die hältst, die in meinem Schatze fehlt!"

Der Schatzmeister antwortete, er sei seiner Sache ganz gewiß, so viel und noch mehr fehle seit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, daß dies das Gestohlene sei.

Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Turm zu führen. Dem Schatzmeister aber übergab er das Gold, um es wieder zu dem Schatz zu tragen.

Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache zog dieser ab und zählte zu Hause die blinkenden Goldstücke. Aber dieser schlechte Mann hat niemals erzählt, daß unter dem Topf ein Zettel lag, auf dem stand:

„Der Feind hat mein Land überfallen, daher verberge ich hier einen Teil meiner Schätze. Wer es auch finden mag, den treffe der Fluch seines Königs, wenn er es nicht sogleich meinem Sohn ausliefert. König Sadi."

Der kleine Muck stellte in seinem Kerker traurige Betrachtungen an. Er wußte, daß auf Diebstahl an königlichen Sachen der Tod stand. Und doch mochte er das Geheimnis mit dem Stäbchen dem König nicht verraten, weil er mit Recht fürchtete, daß man ihm dieses und seine Pantoffeln rauben würde. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hilfe bringen, denn da er in engen Ketten an die Mauer gefesselt war, konnte er, so sehr er sich quälte, sich nicht auf dem Absatz umdrehen.

Als ihm aber am anderen Tag sein Tod angekündigt wurde, da dachte er doch, es sei besser, ohne das Zauberstäbchen zu leben, als mit ihm zu sterben.

Er ließ den König um Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimnis.

Der König glaubte seinem Geständnis von Anfang an nicht. Aber der kleine Muck versprach eine Probe, wenn ihm der König verspräche, daß er nicht getötet werden solle.

Der König gab ihm sein Wort darauf und ließ, von Muck ungesehen, einiges Gold in die Erde graben und befahl diesem, mit seinem Stäbchen zu suchen.

In wenigen Minuten hatte er es gefunden, denn das Stäbchen schlug deutlich dreimal auf die Erde.

Da merkte der König, daß ihn sein Schatzmeister betrogen hatte, und schickte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich ist, eine seidene Schnur, damit er sich selbst erdrossle. Zum kleinen Muck aber sprach er: „Ich habe dir zwar dein Leben versprochen. Aber es scheint mir, als ob du nicht nur allein dieses Geheimnis mit dem Stäbchen besitzt. Darum bleibst du in ewiger Gefangenschaft, wenn du nicht gestehst, was für eine Bewandtnis es mit deinem Schnellaufen hat."

Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Turm alle Luft genommen hatte, bekannte, daß seine ganze Kunst in den Pantoffeln liege. Doch erzählte er dem König nichts von dem Geheimnis des dreimaligen Umdrehens auf dem Absatz.

Der König schlüpfte selbst in die Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unsinnig im Garten umher. Oft wollte er anhalten, aber er wußte

nicht, wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte. Und der kleine Muck, der diese kleine Rache sich nicht versagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Besinnung gekommen war, war er schrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn so ganz außer Atem hatte laufen lassen.

„Ich habe dir mein Wort gegeben, dir Freiheit und Leben zu schenken. Aber innerhalb von zwölf Stunden mußt du mein Land verlassen haben, sonst lasse ich dich aufknüpfen."

Die Pantoffeln und das Stäbchen ließ er in seine Schatzkammer legen.

So arm wie zuvor wanderte der kleine Muck zum Tor hinaus, und er verwünschte seine Torheit, die ihm vorgespiegelt hatte, er könnte eine bedeutende Rolle am Hof spielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß. Daher war er schon nach acht Stunden an der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an seine lieben Pantoffeln gewöhnt war, sehr schwerfiel.

Als er jenseits der Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteste Einöde der Wälder aufzusuchen und dort als Einsiedler zu leben, denn er war allen Menschen böse. In einem dichten Wald fand er einen Platz, der ihm gefiel. Ein klarer Bach, von großen, schattigen Feigenbäumen umgeben, und ein weicher Rasen luden ihn ein. Hier warf er sich nieder mit dem Entschluß, keine Speise mehr zu sich zu nehmen, sondern den Tod zu erwarten.

Über den traurigen Todesbetrachtungen schlief er ein. Als er aber wieder aufwachte und der Hunger ihn zu quälen anfing, dachte er doch, daß der Hungertod eine gefährliche Sache sei und sah sich um, ob er nirgends etwas zu essen bekommen könnte.

Köstliche reife Feigen hingen an dem Baum, unter dem er geschlafen hatte. Er stieg hinauf, um sich einige zu pflücken, ließ es sich gut schmecken und ging dann hinunter an den Bach, um seinen Durst zu löschen. Aber wie groß war sein Schrecken, als ihm das Wasser seinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken, langen Nase geschmückt zeigte. Bestürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich, sie waren über eine halbe Elle lang.

„Ich verdiene Eselsohren", rief er aus, „denn ich habe mein Glück wie ein Esel mit Füßen getreten."

Er wanderte nun unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen greifen, denn sonst fand er nichts Eßbares an den Bäumen. Als ihm bei der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl seine Ohren unter seinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich aussehe, fühlte er, daß seine Ohren verschwunden waren. Er lief gleich an den Bach zurück, um sich davon zu überzeugen und wirklich, es war so, seine Ohren hatten ihre vorige Gestalt, seine lange, unförmige Nase war nicht mehr.

Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war. Von dem ersten Feigenbaum hatte er die lange Nase und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt. Freudig erkannte er, daß sein gütiges Geschick ihm noch einmal die Mittel in die Hand gegeben hatte, glücklich zu sein. Er pflückte daher von jedem Baum, so viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlassen hatte.

Dort machte er sich durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahreszeit, wo reife Früchte noch ziemlich selten waren.

Der kleine Muck setzte sich daher unter das Tor des Palastes. Denn ihm war von früherer Zeit wohl bekannt, daß hier solche Seltenheiten von dem Küchenmeister für die königliche Tafel eingekauft wurden.

Muck hatte noch nicht lange gesessen, als er den Küchenmeister über den Hof schreiten sah.

Er musterte die Waren der Verkäufer, die sich am Tor des Palastes eingefunden hatten. Endlich fiel sein Blick auch auf Mucks Körbchen.

„Ah, ein seltener Bissen", sagte er, „der Ihrer Majestät sicher behagen wird. Was willst du für den ganzen Korb?"

Der kleine Muck bestimmte einen mäßigen Preis, und sie waren bald handelseinig. Der Küchenmeister übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter.

Der kleine Muck aber machte sich einstweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn sich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, würde man ihn als Verkäufer aufsuchen und bestrafen.

Der König war bei Tisch sehr heiter gestimmt und sagte seinem Küchenmeister immer wieder Lobsprüche wegen seiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er stets das Seltenste für ihn aussuche.

Der Küchenmeister aber, der wohl wußte, welchen Leckerbissen er noch im Hintergrund hatte, schmunzelte freundlich und gab nur einzelne Aussspüche von sich, wie: „Es ist noch nicht aller Tage Abend" oder „Ende gut, alles gut", so daß die Prinzessinnen sehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde.

Als er aber die schönen, einladenden Feigen servieren ließ, da entfloh ein allgemeines Ah dem Mund der Anwesenden. „Wie reif, wie appetitlich!" rief der König. „Küchenmeister, du bist ein ganzer Kerl und verdienst unsere ganz besondere Gnade!"

Dann teilte der König, der mit solchen Leckerbissen sehr sparsam zu sein pflegte, mit eigener Hand die Feigen an seiner Tafel aus.

Jeder Prinz und jede Prinzessin bekamen zwei, die Hofdamen und die Wesire

und Agas eine, die übrigen stellte er vor sich hin und begann mit großem Behagen, sie zu verschlingen.

„Aber, lieber Gott, wie siehst du so wunderlich aus, Vater?" rief auf einmal die Prinzessin Amarza.

Alle sahen den König erstaunt an. Ungeheure Ohren hingen ihm am Kopf, eine lange Nase zog sich über sein Kinn herunter. Auch sich selbst betrachteten sie untereinander mit Staunen und Schrecken. Alle waren mehr oder minder mit dem sonderbaren Kopfputz geschmückt.

Man denke sich den Schrecken des Hofes!

Man schickte sogleich nach allen Ärzten der Stadt. Sie kamen haufenweise, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Nase blieben, man operierte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchsen nach.

Muck hatte die ganze Geschichte in seinem Versteck, wohin er sich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit sei zu handeln. Er hatte sich schon vorher von dem Geld, das er für die Feigen erhalten hatte, einen Anzug gekauft, der ihn als Gelehrten darstellen konnte. Ein langer Bart aus Ziegenhaaren vollendete die Täuschung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palast des Königs und bot als Arzt seine Hilfe an.

Man war von Anfang sehr ungläubig. Als aber der kleine Muck einem Prinzen eine Feige zu essen gab und Ohren und Nase dadurch in den alten Zustand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzt geheilt werden.

Aber der König nahm ihn schweigend bei der Hand und führte ihn in sein Gemach. Dort schloß er eine Tür auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck, ihm zu folgen.

„Hier sind meine Schätze", sprach der König, „wähle dir, was es auch sei, es soll dir gewährt werden, wenn du mich von diesem schmachvollen Übel befreist."

Das war süße Musik in den Ohren des kleinen Muck. Er hatte gleich beim Eintritt seine Pantoffeln auf dem Boden stehen sehen, gleich daneben lag auch sein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saal, als ob er die Schätze des Königs bewundern wollte.

Kaum aber war er an seine Pantoffeln gekommen, so schlüpfte er eilend hinein, ergriff sein Stäbchen, riß seinen falschen Bart herab und zeigte dem erstaunten König das wohlbekannte Gesicht seines verstoßenen Muck.

„Treuloser König", sprach er, „der du treue Dienste mit Undank lohnst, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgestalt, die du trägst. Die Ohren laß ich dir zurück, damit sie dich täglich erinnern an den kleinen Muck."

Als er so gesprochen hatte, drehte er sich schnell auf dem Absatz herum, wünschte sich weit weg, und ehe noch der König um Hilfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen.

Seitdem lebt der Kleine hier in großem Wohlstand, aber einsam, denn er verachtet die Menschen. Er ist durch Erfahrung ein weiser Mann geworden, der, wenn auch sein Äußeres etwas Auffallendes haben mag, deine Bewunderung mehr als deinen Spott verdient.

Zwerg Nase

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes lebte vor vielen Jahren ein Schuster mit seiner Frau schlecht und recht. Er saß bei Tag an einer Straßenecke, flickte Schuhe und Pantoffeln und machte wohl auch neue, wenn ihm einer welche anvertrauen mochte. Doch mußte er dann das Leder erst einkaufen, denn er war arm und hatte keine Vorräte.

Seine Frau verkaufte Gemüse und Früchte, die sie in einem kleinen Gärtchen vor dem Tor pflanzte, und viele Leute kauften gern bei ihr, weil sie reinlich und sauber gekleidet war und ihr Gemüse auf gefällige Art anzubieten wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen schönen Knaben, mit hübschem Gesicht, wohlgestaltet, und für das Alter von zwölf Jahren schon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüsemarkt zu sitzen, und den Weibern oder Köchen, die viel bei der Schustersfrau eingekauft hatten, trug er oft einen Teil der Früchte nach Hause. Selten kam er von einem solchen Gang zurück ohne eine schöne Blume oder etwas Geld oder Kuchen. Denn die Herrschaften dieser Köche sahen es gern, wenn man den schönen Knaben mit nach Hause brachte, und beschenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages saß die Frau des Schusters wieder wie gewöhnlich auf dem Markt.

Sie hatte vor sich einige Körbe mit Kohl und anderem Gemüse und Samen, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Äpfel und Aprikosen. Der kleine Jakob, so hieß der Knabe, saß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waren aus: „Hierher, ihr Herren, seht, welch schöner Kohl, wie wohlriechend diese Kräuter! Frühe Birnen, ihr Frauen, frühe Äpfel und Aprikosen! Wer kauft? Meine Mutter gibt es billig ab!“

Da kam ein altes Weib über den Markt. Sie sah etwas zerrissen und zerlumpt aus, hatte ein kleines, spitzes Gesicht, vom Alter ganz zerfurcht, rote Augen und eine spitze, gebogene Nase, die gegen das Kinn hinabstrebte. Sie ging an einem langen Stock, und doch konnte man nicht sagen, wie sie ging. Denn sie hinkte und rutschte und wankte, es war, als habe sie Räder in den Beinen und könne alle Augenblicke umfallen und mit der spitzen Nase aufs Pflaster stürzen.

Die Frau des Schusters betrachtete dieses Weib aufmerksam. Es waren jetzt doch schon sechzehn Jahre, daß sie täglich auf dem Markt saß, und nie hatte

sie diese sonderbare Gestalt bemerkt. Aber sie erschrak unwillkürlich, als die Alte auf sie zuhinkte und vor ihren Körben hielt.

„Seid Ihr Hanne, die Gemüsehändlerin?" fragte das alte Weib mit unangenehmer, krächzender Stimme, indem sie beständig den Kopf hin und her schüttelte.

„Ja, die bin ich", antwortete die Schustersfrau, „ist Euch etwas gefällig?"

„Wollen sehen, wollen sehen! Kräutlein schauen, Kräutlein schauen, ob du hast, was ich brauche", antwortete die Alte, beugte sich nieder vor den Körben und fuhr mit ein Paar dunkelbraunen, häßlichen Händen in den Kräuterkorb hinein. Sie packte die Kräutlein, die so schön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen Spinnenfingern, hielt sie dann nacheinander an die lange Nase und roch an ihnen.

Der Frau des Schusters wollte es fast das Herz brechen, als sie das alte Weib so mit ihren seltenen Kräutern hantieren sah. Aber sie wagte nichts zu sagen, denn es war das Recht des Käufers, die Ware zu prüfen, und überdies empfand sie ein sonderbares Grauen vor dem Weib.

Als jene den ganzen Korb durchgemustert hatte, murmelte sie: „Schlechtes Zeug, schlechtes Kraut, nichts von allem, was ich will. Es war viel besser vor fünfzig Jahren, schlechtes Zeug, schlechtes Zeug!"

Solche Reden verdrossen nun den kleinen Jakob.

„Höre, du bist ein unverschämtes altes Weib", rief er unmutig. „Erst fährst du mit deinen garstigen braunen Fingern in die schönen Kräuter hinein und drückst sie zusammen. Dann hältst du sie an deine lange Nase, daß sie niemand mehr kaufen mag, wer zugesehen hat. Und jetzt schimpfst du noch unsere Ware schlechtes Zeug, und doch kauft selbst der Koch des Herzogs alles bei uns!"

Das alte Weib schielte den mutigen Knaben an, lachte widerlich und sprach mit heiserer Stimme: „Söhnchen, Söhnchen. Also gefällt dir meine Nase, meine schöne, lange Nase? Sollst auch eine haben mitten im Gesicht, bis übers Kinn herab." Während sie so sprach, rutschte sie an den anderen Korb, in dem Kohl lag.

Sie nahm die herrlichsten weißen Kohlköpfe in die Hand, drückte sie zusammen, daß sie ächzten, warf sie dann wieder unordentlich in den Korb und sprach auch hier:

„Schlechte Ware, schlechter Kohl!"

„Wackle nicht so garstig mit dem Kopf hin und her!" rief der Kleine ängstlich. „Dein Hals ist ja so dünn wie ein Kohlstengel, der könnte leicht abbrechen, und dann fiele dein Kopf hinein in den Korb. Wer wollte dann noch kaufen?"

„Gefallen sie dir nicht, die dünnen Hälse?" murmelte sie lachend. „Sollst gar keinen haben, dein Kopf muß in den Schultern stecken, daß er nicht herabfällt vom kleinen Körper."

„Schwatzt doch nicht so unnützes Zeug mit dem Kleinen da", sagte endlich die Frau des Schusters, verärgert über das lange Prüfen, Mustern und Berie-

chen. „Wenn Ihr etwas kaufen wollt, so sputet Euch, Ihr verscheucht mir ja die anderen Kunden."

„Gut, es sei, wie du sagst", rief die Alte mit grimmigem Blick. „Ich will dir diese sechs Kohlköpfe abkaufen. Aber siehe, ich muß mich auf den Stab stützen und kann nichts tragen. Erlaube deinem Söhnchen, daß es mir die Ware nach Hause bringt. Ich will es dafür belohnen."

Der Kleine wollte nicht mitgehen und weinte, denn ihm graute vor der häßlichen Frau.

Aber die Mutter befahl es ihm, weil sie es doch für eine Sünde hielt, der alten schwächlichen Frau diese Last allein aufzubürden. Halb weinend tat er, wie sie befohlen, raffte die Kohlköpfe in ein Tuch zusammen und folgte dem alten Weib über den Markt.

Es ging nicht sehr schnell bei ihr. Sie brauchte beinahe drei Viertelstunden bis zu einem ganz entlegenen Teil der Stadt. Und endlich, vor einem kleinen, baufälligen Haus hielt sie an. Dort zog sie einen alten, rostigen Haken aus der Tasche, fuhr damit geschickt in ein kleines Loch in der Tür, und plötzlich sprang diese krachend auf.

Aber wie war der kleine Jakob überrascht, als er eintrat. Das Innere des Hauses war prachtvoll ausgeschmückt, aus Marmor waren die Decke und die Wände, die Möbel aus schönstem Ebenholz, mit Gold und geschliffenen Steinen eingelegt.

Der Boden aber war aus Glas und so glatt, daß der Kleine einige Male ausglitt und umfiel.

Die Alte zog ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche und pfiff eine Weise darauf, die gellend durch das Haus tönte.

Da kamen sogleich einige Meerschweinchen die Treppe herab.

Jakob wunderte sich darüber, daß sie aufrecht auf zwei Beinen gingen, Nußschalen statt Schuhe an den Pfoten trugen, menschliche Kleider angelegt und sogar Hüte nach der neuesten Mode auf die Köpfe gesetzt hatten.

„Wo habt ihr meine Pantoffeln, schlechtes Gesindel?" rief die Alte und schlug mit dem Stock nach ihnen, daß sie jammernd in die Höhe sprangen. „Wie lange soll ich noch so dastehen?"

Sie sprangen schnell die Treppe hinauf und kamen wieder mit ein paar Schalen aus Kokosnuß, mit Leder gefüttert, die sie der Alten geschickt an die Füße steckten.

Jetzt war alles Hinken und Rutschen vorbei. Sie warf den Stab von sich und glitt mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem sie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt sie in einem Zimmer, das, mit allerlei Geräten ausgestattet, beinahe einer Küche glich, obgleich die Tische aus Mahagoniholz und die Sofas, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten.

„Setze dich, Söhnchen", sagte die Alte recht freundlich, indem sie ihn in die Ecke eines Sofas drückte und einen Tisch so vor ihn hinstellte, daß er nicht mehr hervorkommen konnte.

„Setze dich, du hast sehr schwer zu tragen gehabt, die Menschenköpfe sind nicht so leicht."

„Aber, Frau, was redet Ihr so wunderlich?" rief der Kleine. „Müde bin ich zwar, aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen habe. Ihr habt sie meiner Mutter abgekauft."

„Ei, da irrst du dich." Das Weib lachte, deckte den Deckel des Korbes auf und brachte einen Menschenkopf hervor, den sie am Schopf gefaßt hatte.

Der Kleine war außer sich.

Er konnte nicht fassen, wie dies alles zuging. Wenn jemand von diesen Menschenköpfen erfahren würde, dachte er bei sich, würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

„Nun muß ich dir auch etwas geben zum Lohn, weil du so artig bist", murmelte die Alte. „Gedulde dich nur ein Weilchen, ich will dir ein Süppchen kochen, an das du dein Leben lang denken wirst."

So sprach sie und pfiff wieder. Da kamen zuerst viele Meerschweinchen in menschlichen Kleidern. Sie hatten Küchenschürzen umgebunden und im Gürtel Rührlöffel und Tranchiermesser.

Nach diesen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft. Sie hatten weite türkische Beinkleider an, gingen aufrecht, und auf dem Kopf trugen sie grüne Mützchen aus Samt. Diese schienen die Küchenjungen zu sein, denn sie kletterten mit großer Geschwindigkeit an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüsseln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Herd. Dort aber fuhr die Alte auf ihren Pantoffeln aus Kokosschalen beständig hin und her, und der Kleine sah, daß sie sich recht bemühte, ihm etwas Gutes zu kochen.

Jetzt knisterte das Feuer höher empor, jetzt rauchte und spritzte es in der Pfanne, und ein angenehmer Geruch verbreitete sich im Zimmer.

Die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerschweinchen ihr nach, und so oft sie am Herd vorbeikam, guckte sie mit ihrer langen Nase in den Topf. Endlich fing es an zu sprudeln und zu zischen, Dampf stieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floß herab ins Feuer. Da nahm sie ihn weg, goß etwas davon in eine silberne Schale und setzte sie dem kleinen Jakob vor.

„So, Söhnchen, so", sprach sie, „iß nur dieses Süppchen, dann hast du alles, was dir an mir so gut gefallen hat. Sollst auch ein geschickter Koch werden, daß du etwas bist. Aber Kräutlein – nein, das Kräutlein sollst du nimmer finden. Warum hat es deine Mutter nicht im Korb gehabt?"

Der Kleine verstand nicht recht, was sie sprach. Desto aufmerksamer widmete er sich der Suppe, die ihm ganz vorzüglich schmeckte. Seine Mutter hatte ihm manch schmackhafte Suppe bereitet, aber so gut hatte sie ihm noch nicht gemundet.

Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen stieg aus der Suppe auf, dabei war sie süß und säuerlich zugleich und sehr stark. Während er noch die letzten Tropfen der köstlichen Speise austrank, zündeten die Meerschweinchen arabischen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer schwebte.

Dichter und immer dichter wurden diese Wolken und sanken herab. Der Geruch des Weihrauchs wirkte betäubend auf den Kleinen. Er mochte sich zurufen, so oft er wollte, daß er zu seiner Mutter zurückkehren müsse, aber er sank immer wieder von neuem in den Schlummer zurück und schlief endlich auf dem Sofa des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte seine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchenfell. Jetzt konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen. Er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerschweinchen, die sehr artige und gesittete Leute waren, und hatte mit ihnen den Dienst bei der alten Frau zu versehen.

Zuerst wurde er nur zu den Diensten eines Schuhputzers gebraucht, das heißt, er mußte die Kokosnüsse, die die Frau statt der Pantoffeln trug, mit Öl salben und glänzend reiben. Da er nun in seines Vaters Haus zu dieser Tätigkeit oft angehalten worden war, ging es ihm flink von der Hand. Etwa nach einem Jahr, träumte er weiter, wurde er zu einem feineren Geschäft gebraucht. Er mußte nämlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenstäubchen fangen und, wenn sie genug hatten, solche durch das feinste Haarsieb sieben. Die Frau hielt nämlich die Sonnenstäubchen für das Allerfeinste, und weil sie nicht gut beißen konnte, denn sie hatte keinen Zahn mehr, ließ sie sich ihr Brot aus Sonnenstäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahr wurde er zu den Dienern versetzt, die das Trinkwasser für die Alte sammelten. Man denke nicht, daß sie sich etwa eine Zisterne hätte graben lassen oder ein Faß in den Hof stellte, um das Regenwasser darin aufzufangen. Da ging es viel feiner zu. Die Eichhörnchen, und Jakob mit ihnen, mußten mit Haselnußschalen den Tau aus den Rosen schöpfen, und das war das Trinkwasser der Alten. Da sie viel trank, hatten die Wasserträger schwere Arbeit.

Nach einem Jahr wurde er zum inneren Dienst des Hauses bestellt. Er hatte nämlich das Amt, die Böden rein zu machen. Da diese aus Glas waren, auf dem man jeden Hauch sah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten sie bürsten und ein altes Tuch um die Füße binden und auf diesem im Zimmer umherfahren.

Im vierten Jahr wurde er nun endlich in die Küche versetzt. Es war dies ein Ehrenamt, zu dem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte.

Jakob diente dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum ersten Pastetenmacher und erreichte eine so ungemeine Geschicklichkeit und Erfahrung in allem, was die Küche betrifft, daß er sich oft über sich selbst wunderte. Die schwierigsten Sachen, Pasteten von zweihunderterlei Essenzen, Kräutersuppen, von allen Kräutlein der Erde zusammengesetzt, alles lernte er, alles verstand er schnell und kräftig zu machen.

So waren etwa sieben Jahre im Dienst des alten Weibes vergangen. Da befahl sie ihm eines Tages, indem sie die Kokosschuhe auszog und Korb und Krückstock zur Hand nahm, um auszugehen, er solle ein Hühnchen rupfen, es mit Kräutern füllen und schön bräunlich und gelb rösten, bis sie wiederkäme.

Er tat dies nach den Regeln der Kunst. Er drehte dem Hühnchen den Hals um und brühte es in heißem Wasser. Er zog ihm geschickt die Federn aus, schabte ihm nachher die Haut, daß sie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Dann fing er an, die Kräuter zu sammeln, womit er das Hühnchen füllen sollte.

In der Kräuterkammer entdeckte er aber diesmal ein Wandschränkchen, dessen Tür halb geöffnet war und das er sonst nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu sehen, was es enthalte. Und siehe da, es standen viele Körbchen darinnen, von denen ein starker, angenehmer Geruch ausging.

Er öffnete eines dieser Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz besonderer Gestalt und Farbe. Die Stengel und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Rot, mit Gelb verbrämt. Er betrachtete nachdenklich diese Blume, beroch sie, und sie strömte denselben starken Geruch aus, nach dem einst jene Suppe, die ihm die Alte gekocht hatte, geduftet hatte. Aber so stark war der Geruch, daß er zu niesen anfing, immer heftiger niesen mußte und – am Ende niesend erwachte.

Da lag er auf dem Sofa des alten Weibes und blickte verwundert um sich.

„Nein, wie man so lebhaft träumen kann!" sprach er zu sich. „Ich hätte jetzt doch schwören wollen, daß ich ein schnödes Eichhörnchen, ein Kamerad von Meerschweinchen und anderem Ungeziefer, dabei aber ein großer Koch sei. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle. Aber wird sie nicht auch schimpfen, daß ich in einem fremden Haus einschlafe, statt ihr auf dem Markt zu helfen?"

Mit diesen Gedanken raffte er sich auf, um wegzugehen. Noch waren seine Glieder vom Schlaf ganz steif, besonders sein Nacken, denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen. Er mußte auch selbst über sich lächeln, daß er so schlaftrunken war, denn alle Augenblicke, ehe er es sich versah, stieß er mit der Nase an einen Schrank oder an die Wand oder schlug sie, wenn er sich schnell umwandte, an einen Türpfosten.

Die Eichhörnchen und Meerschweinchen liefen winselnd um ihn her, als wollten sie ihn begleiten. Er lud sie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war, denn es waren niedliche Tierchen. Aber sie fuhren auf ihren Nußschalen schnell ins Haus zurück, und er hörte sie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Teil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte. Und er konnte kaum aus den engen Gassen herausfinden, wo ein großes Gedränge herrschte. Es mußte sich gerade in der Nähe ein häßlicher Zwerg sehen lassen, denn überall hörte er rufen: „Ei, seht den häßlichen Zwerg! Wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Nase, und wie ihm der Kopf in den Schultern steckt, und die häßlichen Hände!"

Zu einer anderen Zeit wäre er wohl auch hingelaufen, denn er sah für sein Leben gern Riesen oder Zwerge oder seltsame fremde Trachten. Aber jetzt mußte er sich beeilen, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängstlich zumut, als er auf den Markt kam. Die Mutter saß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korb, lange konnte er also

nicht geschlafen haben. Aber doch kam es ihm von weitem schon so vor, als sei sie sehr traurig, denn sie rief die Vorübergehenden nicht an, einzukaufen, sondern hatte den Kopf in die Hand gestützt. Und als er näher kam, glaubte er auch, sie sei bleicher als sonst. Er zögerte, was er tun sollte.

Endlich faßte er sich ein Herz, schlich sich hinter sie hin, legte traulich seine Hand auf ihren Arm und sprach: „Mütterchen, was fehlt dir? Bist du böse auf mich?"

Die Frau wandte sich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

„Was willst du von mir, häßlicher Zwerg?" rief sie, „Fort, fort! Ich kann solche Späße nicht leiden."

„Aber Mutter, was hast du denn?" fragte Jakob erschrocken. „Dir ist gewiß nicht wohl. Warum willst du denn deinen Sohn fortjagen?"

„Ich habe dir schon gesagt, geh deines Weges!" entgegnete Frau Hanne zürnend. „Bei mir verdienst du kein Geld durch deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt!"

„Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verstandes geraubt", sprach der Kleine zu sich. „Was fange ich nur an, um sie nach Hause zu bringen? Lieb Mütterchen, so sei doch nur vernünftig, sieh mich doch nur recht an, ich bin ja dein Sohn, dein Jakob."

„Nein, jetzt wird mir der Spaß zu unverschämt", rief Frau Hanne ihrer Nachbarin zu. „Seht nur den häßlichen Zwerg da. Da steht er und vertreibt mir gewiß alle Kunden, und mit meinem Unglück wagt er zu spotten. Spricht zu mir: ‚Ich bin dein Sohn, dein Jakob!' Der Unverschämte!"

Da erhoben sich die Nachbarinnen und fingen an zu schimpfen, so arg sie konnten, und schalten ihn, daß er des Unglücks der armen Hanne spottete, der vor sieben Jahren ihr bildschöner Sohn gestohlen worden sei. Und sie alle drohten, über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht bald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er davon halten sollte. War er doch, wie er glaubte, heute früh wie gewöhnlich mit der Mutter auf den Markt gegangen. Er hatte ihr die Früchte aufstellen helfen, war nachher mit dem alten Weib in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht und war jetzt wieder da.

Und doch sprachen die Mutter und die Nachbarinnen von sieben Jahren. Und sie nannten ihn einen garstigen Zwerg. Was war denn nur mit ihm vorgegangen?

Als er sah, daß die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Tränen in die Augen, und er ging trauernd die Straße hinab zu der Bude, wo sein Vater den Tag über Schuhe flickte. Ich will doch sehen, dachte er bei sich, ob er mich auch nicht kennen will. In die Tür will ich mich stellen und mit ihm sprechen.

Als er an die Bude des Schusters kam, stellte er sich in die Tür und schaute hinein.

Der Meister war so eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er ihn gar nicht sah. Als er aber einmal zufällig einen Blick zu der Tür warf, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entsetzen: „Um Gottes willen, was ist das, was ist das!"

„Guten Abend, Meister", sprach Jakob, indem er ganz in den Laden trat. „Wie geht es Euch?"

„Schlecht, schlecht, kleiner Herr", antwortete der Vater zu Jakobs Verwunderung, denn er schien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geschäft will mir nicht recht von der Hand. Bin so allein und werde jetzt alt, und doch ist mir ein Geselle zu teuer."

„Aber habt Ihr denn kein Söhnchen, das Euch nach und nach bei der Arbeit helfen kann?" forschte Jakob weiter.

„Ich hatte einen, er hieß Jakob und müßte jetzt ein schlanker, gewandter Bursch von zwanzig Jahren sein, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ja, das müßte ein Leben sein. Schon mit zwölf Jahren war er sehr geschickt und verstand schon manches vom Handwerk, und hübsch und angenehm war er auch. Der hätte mir eine Kundschaft angelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, sondern nur noch Neues geliefert hätte. Aber so geht's in der Welt."

„Wo ist denn Euer Sohn?" fragte Jakob mit zitternder Stimme seinen Vater.

„Das weiß Gott", antwortete er. „Vor sieben Jahren – ja, so lange ist's her – wurde er uns vom Markt gestohlen."

„Vor sieben Jahren!" rief Jakob mit Entsetzen.

„Ja, kleiner Herr, vor sieben Jahren. Ich weiß noch wie heute, als mein Weib nach Hause kam, heulend und schreiend, das Kind sei den ganzen Tag nicht zurückgekommen. Sie habe überall geforscht und gesucht und es nicht gefunden. Ich habe es immer gedacht und gesagt, daß es so kommen würde. Der Jakob war ein schönes Kind, das muß man sagen. Da war nun meine Frau stolz auf ihn und sah es gern, wenn ihn die Leute lobten, und schickte ihn oft mit Gemüse und dergleichen in vornehme Häuser.

Das war schon recht, er wurde immer reichlich beschenkt. Aber, sagte ich, gib acht, die Stadt ist groß. Viele schlechte Leute wohnen da, gib mir auf den Jakob acht. Und so kam es, wie ich sagte. Kommt einmal ein altes, häßliches Weib auf den Markt, feilscht um Früchte und Gemüse und kauft am Ende so viel, daß sie es nicht selbst tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, gibt ihr den Jungen mit und – hat ihn zur Stunde nicht mehr gesehen."

„Und das ist jetzt sieben Jahre her, sagt Ihr?"

„Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen, wir gingen von Haus zu Haus und fragten. Manche hatten den hübschen Jungen gekannt und liebgewonnen und suchten jetzt mit uns, alles vergeblich. Auch die Frau, die Gemüse gekauft hatte, wollte niemand kennen. Aber ein steinaltes Weib, das schon neunzig Jahre gelebt hatte, sagte, es könne wohl die böse Fee Kräuterweis gewesen sein, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um sich allerlei einzukaufen."

So sprach Jakobs Vater und klopfte dabei seine Schuhe und zog den Draht mit beiden Fäusten weit hinaus.

Dem Kleinen aber wurde nach und nach klar, was mit ihm geschehen war. Er hatte also nicht geträumt, sondern sieben Jahre bei der bösen Fee als Eichhörnchen gedient. Zorn und Gram erfüllte sein Herz so sehr, daß es beinahe zerspringen wollte.

Sieben Jahre seiner Jugend hatte ihm die Alte gestohlen, und was hatte er für Ersatz dafür? Daß er Pantoffeln von Kokosnüssen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläsernem Boden rein machen konnte? Daß er von den Meerschweinchen alle Geheimnisse der Küche gelernt hatte? Er stand eine gute Weile so da und dachte über sein Schicksal nach.

Da fragte ihn endlich sein Vater. „Möchtet Ihr vielleicht etwas von mir kaufen, junger Herr? Etwa ein paar neue Pantoffeln oder", fügte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futteral für Eure Nase?"

„Was wollt Ihr nur mit meiner Nase?" fragte Jakob, „warum sollte ich denn ein Futteral dazu brauchen?"

„Nun", entgegnete der Schuster, „jeder nach seinem Geschmack. Aber das muß ich Euch sagen, hätte ich diese schreckliche Nase, ein Futteral ließ ich mir darüber machen von rosenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein schönes Stückchen zur Hand. Freilich würde man eine Elle wenigstens dazu brauchen. Aber wie gut wärt Ihr geschützt, kleiner Herr. So, weiß ich gewiß, stoßt Ihr Euch an jedem Türpfosten, an jedem Wagen, dem Ihr ausweichen wollt."

Der Kleine stand stumm vor Schrecken. Er betastete seine Nase, sie war dick und wohl zwei Hände lang. So hatte also die Alte auch seine Gestalt verwandelt. Darum kannte ihn also die Mutter nicht. Darum schalt man ihn einen häßlichen Zwerg.

„Meister", sprach er halb weinend zu dem Schuster, „habt Ihr keinen Spiegel bei der Hand, worin ich mich betrachten könnte?"

„Junger Herr", erwiderte der Vater mit Ernst. „Ihr habt nicht gerade eine Gestalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, und Ihr habt nicht Ursache, alle Stunden in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab, es ist besonders bei Euch eine lächerliche Gewohnheit."

„Ach, so laßt mich doch in den Spiegel schauen", rief der Kleine, „gewiß, es ist nicht aus Eitelkeit!"

„Laßt mich in Ruhe, ich habe keinen. Meine Frau hat ein Spiegelchen, ich weiß aber nicht, wo sie es versteckt hat. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken, nun, über der Straße wohnt Urban, der Barbier, der hat einen Spiegel, zweimal so groß als Euer Kopf. Guckt dort hinein – und guten Morgen!"

Mit diesen Worten schob ihn der Vater sanft zur Tür hinaus, schloß sie hinter ihm zu und setzte sich wieder zur Arbeit.

Der Kleine aber ging sehr niedergeschlagen über die Straße zu Urban, dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten kannte.

„Guten Morgen, Urban", sprach er zu ihm, „ich komme, Euch um eine Gefälligkeit zu bitten. Seid so gut und laßt mich ein wenig in Euren Spiegel schauen!"

„Mit Vergnügen, dort steht er", rief der Barbier lachend, und seine Kunden, denen er den Bart scheren sollte, lachten mit.

„Ihr seid ein hübsches Bürschchen, schlank und fein, ein Hälschen wie ein Schwan, Händchen wie eine Königin, und ein Stupsnäschen, man kann es nicht schöner sehen. Ein wenig eitel seid Ihr darauf, das ist wahr. Aber seht Euch nur an, man soll nicht von mir sagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel schauen lassen."

So sprach der Barbier, und Gelächter füllte den Laden.

Der Kleine aber war nur vor den Spiegel getreten und hatte sich betrachtet. Tränen traten ihm in die Augen.

„Ja, so konntest du freilich deinen Jakob nicht wiedererkennen, Mutter", sprach er zu sich, „so war er nicht anzuschauen in den Tagen der Freude, wo du gern mit ihm vor den Leuten prahltest."

Seine Augen waren klein geworden wie die der Schweine, seine Nase war ungeheuer lang und hing über Mund und Kinn herunter. Der Hals schien gänzlich verschwunden zu sein, denn sein Kopf steckte tief zwischen den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen. Sein Körper war noch so groß wie vor sieben Jahren, als er zwölf Jahre alt war.

Aber wenn andere vom zwölften bis ins zwanzigste in die Höhe wachsen, so wuchs er in die Breite. Der Rücken und die Brust waren weit ausladend und waren anzusehen wie ein kleiner, sehr dick gefüllter Sack.

Dieser dicke Oberleib saß auf kleinen, schwachen Beinchen, die dieser Last nicht gewachsen schienen, aber um so größer waren die Arme, die ihm am Leib herabhingen. Sie hatten die Größe wie die eines wohlgewachsenen Mannes. Seine Hände waren grob und braungelb, seine Finger lang und spinnenartig, und wenn er sie ausstreckte, konnte er damit auf den Boden reichen, ohne daß er sich bückte. So sah er aus, der kleine Jakob, zum mißgestalteten Zwerg war er geworden.

Jetzt dachte er an jenen Morgen, an dem das alte Weib an die Körbe seiner Mutter getreten war. Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Nase, die häßlichen Finger, alles hatte sie ihm angetan, und nur den langen, zitternden Hals hatte sie gänzlich weggelassen.

„Nun, habt Ihr Euch jetzt genug beschaut, mein Prinz?" fragte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend betrachtete. „Wahrlich, wenn man sich dergleichen träumen lassen wollte, so komisch könnte es in einem Traum nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorschlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer ist sehr besucht, aber doch seit neuerer Zeit nicht so, wie ich wünsche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Riesen gefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt.

Nun, ein Riese zu werden, ist keine Kunst. Aber so ein Männchen wie Ihr –

ja, das ist schon eine andere Sache. Tretet bei mir in den Dienst, kleiner Mann, Ihr sollt Wohnung, Essen, Trinken, Kleider, alles sollt Ihr haben. Dafür stellt Ihr Euch morgens in meine Tür und ladet die Leute ein, hereinzukommen. Ihr schlagt den Seifenschaum, reicht den Kunden das Handtuch und seid versichert, wir stehen uns beide gut dabei. Ich bekomme mehr Kunden als jener mit dem Riesen, und jeder gibt Euch gerne noch ein Trinkgeld."

Der Kleine war in seinem Innern empört über den Vorschlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er sich nicht diesen Schimpf geduldig gefallen lassen?

Er sagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Diensten, und ging weiter.

Hatte das böse Weib sein Wachstum gehemmt, so hatte sie doch seinem Geist nichts anhaben können, das fühlte er wohl. Denn er dachte und fühlte nicht mehr wie vor sieben Jahren – nein, er glaubte in diesem Zeitraum weiser, verständiger geworden zu sein. Er trauerte nicht um seine verlorene Schönheit, nicht über diese häßliche Gestalt, sondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Tür seines Vaters gejagt wurde. Darum beschloß er, noch einen Versuch bei seiner Mutter zu machen.

Er trat zur ihr auf den Markt und bat sie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte sie an jenen Tag, an dem er mit dem alten Weib gegangen war. Er erinnerte sie an alle einzelnen Vorfälle seiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er sieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe bei der Fee und wie sie ihn verwandelte, weil er sie damals getadelt hatte.

Die Frau des Schusters wußte nicht, was sie denken sollte. Alles traf zu, was er von seiner Kindheit erzählte. Aber wenn er davon sprach, daß er sieben Jahre lang ein Eichhörnchen gewesen sei, sagte sie nur: „Es ist unmöglich, und es gibt keine Feen."

Und wenn sie ihn ansah, so verabscheute sie den häßlichen Zwerg und glaubte nicht, daß dies ihr Sohn sein könnte. Endlich hielt sie es für das Beste, mit ihrem Mann darüber zu sprechen. Sie raffte also ihre Körbe zusammen und hieß ihn mitgehen. So kamen sie zu der Bude des Schusters.

„Sieh mal", sagte sie zu ihrem Mann, „der Mensch da will unser verlorener Jakob sein. Er hat mir alles erzählt, wie er uns vor sieben Jahren gestohlen wurde und wie er von einer Fee bezaubert worden sei?"

„So?" unterbrach sie der Schuster zornig. „Hat er dies gesagt? Warte, du Schlingel! Ich habe ihm alles erzählt, noch vor einer Stunde, und jetzt geht er hin, dich so zu foppen. Verzaubert bist du worden, mein Söhnchen? Warte, ich will dich wieder entzaubern!"

Dabei nahm er ein Bündel Riemen, die er eben zugeschnitten hatte, sprang auf den Kleinen zu und schlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufschrie und weinend davonlief.

In jener Stadt gibt es, wie überall, wenige mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas Lächerliches an sich trägt, unterstützen. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speise und

Trank blieb und abends die Treppen einer Kirche, so hart und kalt sie waren, zum Nachtlager wählen mußte.

Als ihn aber am nächsten Morgen die ersten Strahlen der Sonne weckten, dachte er ernstlich darüber nach, wovon er leben sollte, da ihn Vater und Mutter verstoßen hatten. Er fühlte sich zu stolz, um als Aushängeschild eines Barbiers zu dienen, er wollte kein Narr sein und sich um Geld sehen lassen. Was sollte er anfangen?

Da fiel ihm mit einemmal ein, daß er als Eichhörnchen große Fortschritte in der Kochkunst gemacht hatte. Er glaubte nicht zu unrecht, hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könnte und beschloß, seine Kunst zu benützen.

Sobald es daher auf den Straßen lebhafter wurde und der Morgen angebrochen war, trat er zuerst in die Kirche und verrichtete sein Gebet. Dann trat er seinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, war ein bekannter Schlemmer, der eine gute Tafel liebte und seine Köche in allen Weltteilen aussuchte. Zu seinem Palast begab sich der Kleine.

Als er an die äußerste Pforte kam, fragten die Türhüter nach seinem Begehr und trieben ihren Spott mit ihm. Er aber verlangte nach dem Oberküchenmeister. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe. Und wo er hinkam, blieben die Diener stehen, schauten nach ihm, lachten und schlossen sich ihm an, so daß nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art sich die Treppe des Palastes hinaufbewegte.

Die Stallknechte warfen ihre Striegel weg, die Läufer liefen, was sie konnten, die Teppichbreiter vergaßen, die Teppiche auszuklopfen. Alles drängte sich um den Zwerg. Es war ein Gewühl, als sei der Feind vor den Toren, und das Geschrei: „Ein Zwerg, ein Zwerg! Habt ihr den Zwergen gesehen?“ füllte die Lüfte.

Da erschien der Aufseher des Hauses mit grimmigem Gesicht in der Tür, eine ungeheure Peitsche in der Hand. „Um Himmels willen, ihr Hunde, was macht ihr solchen Lärm! Wißt ihr nicht, daß der Herr noch schläft?“ Und dabei schwang er die Peitsche und ließ sie unsanft auf den Rücken einiger Stalljungen und Türhüter niedersausen.

„Ach Herr“, riefen sie, „seht Ihr denn nicht? Da bringen wir einen Zwerg, wie Ihr noch keinen gesehen habt.“

Der Aufseher des Palastes zwang sich mit Mühe, nicht laut zu lachen, als er den Kleinen sah, denn er fürchtete, durch Lachen seiner Würde zu schaden. Er trieb daher mit der Peitsche die übrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach seinen Wünschen.

Als er hörte, der Zwerg wolle zum Küchenmeister, erwiderte er: „Du irrst dich, mein Söhnchen. Zu mir, dem Aufseher des Hauses, willst du. Du willst Leibzwerg werden beim Herzog, ist es nicht so?“

„Nein, Herr“, antwortete der Zwerg. „Ich bin ein geschickter Koch und erfahren in allerlei seltenen Gerichten. Wollt Ihr mich zum Küchenmeister bringen? Vielleicht kann er meine Kunst brauchen.“

„Jeder nach seinem Willen, kleiner Mann. Übrigens bist du doch ein unbesonnener Junge. In die Küche? Als Leibzwerg hättest du keine Arbeit gehabt und Essen und Trinken nach Herzenslust und schöne Kleider. Doch wir wollen sehen, deine Kunst wird kaum so groß sein, wie sie ein Mundkoch des Herren nötig hat, und zum Küchenjungen bist du zu gut."

Nach diesen Worten nahm ihn der Aufseher des Palastes bei der Hand und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeisters.

„Gnädiger Herr", sagte dort der Zwerg und verbeugte sich so tief, daß er mit der Nase den Fußteppich berührte, „braucht Ihr keinen geschickten Koch?"

Der Oberküchenmeister betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und sprach: „Wie? Du ein Koch? Meinst du, unsere Herde seien so niedrig, daß du nur auf einen hinaufschauen kannst, wenn du dich auf die Zehen stellst und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeitest? Oh, lieber Kleiner, wer dich zu mir geschickt hat, um dich als Koch zu verdingen, der hat dich zum Narren gehalten."

So sprach der Oberküchenmeister und lachte, und mit ihm lachte der Aufseher des Palastes und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Sirup und Wein, an Mehl und Gewürzen in einem Haus, wo man davon genug hat?" sprach er. „Laßt mich irgendeine leckere Speise bereiten, bringt mir, was ich dazu brauche, und sie soll vor Euren Augen zubereitet werden. Ihr sollt sagen müssen, er ist ein Koch nach allen Regeln der Kunst."

Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuschauen, wie es dabei aus seinen kleinen Äuglein hervorblitzte, wie seine lange Nase sich hin und her schlängelte und seine dünnen Spinnenfinger seine Rede begleiteten.

„Gut!" rief der Küchenmeister und nahm den Arm des Palastaufsehers. „Es sei um des Spaßes willen. Laßt uns in die Küche gehen."

Sie gingen durch mehrere Säle und Gänge und kamen endlich in die Küche. Es war ein großes, weitläufiges Gebäude, herrlich eingerichtet. In zwanzig Herden brannten beständig Feuer, ein klares Wasser, das zugleich als Fischbehälter diente, floß mitten hindurch.

In Schränken aus Marmor und wertvollem Holz waren die Vorräte aufgestellt, die man immer zur Hand haben mußte. Und zur Rechten und Linken waren zehn Säle, in denen alles aufgespeichert war, was man in allen Ländern von Frankistan und selbst im Morgenland Köstliches und Leckeres für den Gaumen erfunden hatte.

Küchenbedienstete aller Art liefen umher und rasselten und hantierten mit Kesseln und mit Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln. Als aber der Oberküchenmeister in die Küche eintrat, blieben sie alle regungslos stehen, und nur das Feuer hörte man noch knistern und das Bächlein rieseln.

„Was hat der Herr heute zum Frühstück befohlen?" fragte der Meister den Frühstückmacher, einen alten Koch.

„Herr, die dänische Suppe hat er geruht zu befehlen und rote Hamburger Klößchen."

„Gut", sprach der Küchenmeister. „Hast du gehört, was der Herr speisen will? Getraust du dich, diese schwierigen Speisen zu bereiten? Die Klößchen bringst du auf keinen Fall zustande, das ist ein Geheimnis."

„Nichts leichteres als das", erwiderte zum allgemeinen Erstaunen der Zwerg. Denn er hatte diese Speisen als Eichhörnchen oft gemacht. „Nichts leichter als das. Man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dies und jenes Gewürz, Fett von einem wilden Schwein, Wurzeln und Eier. Zu den Klößchen aber", sprach er leiser, daß es nur der Küchenmeister und der Frühstückmacher hören konnten, „zu den Klößchen brauche ich vielerlei Fleisch, etwas Wein, Entenschmalz, Ingwer und ein gewisses Kraut, das man Magentrost nennt."

„Ha! Bei St. Benedikt! Bei welchem Zauberer hast du gelernt?" rief der Koch erstaunt. „Alles bis aufs Haar genau hat er gesagt, und das Kräutlein Magentrost haben wir selbst nicht gewußt. Ja, das muß es noch angenehmer machen. O du Wunder von einem Koch!"

„Das hätte ich nicht gedacht", sagte der Oberküchenmeister, „doch lassen wir ihn die Probe machen. Gebt ihm die Sachen, die er verlangt, Geschirr und alles, und laßt ihn das Frühstück bereiten."

Man tat, wie er befohlen, und stellte alles auf dem Herd bereit. Aber da zeigte sich, daß der Zwerg kaum mit der Nase bis an den Herd reichen konnte. Man setzte daher ein paar Stühle zusammen, legte eine Marmorplatte darüber und lud den kleinen Wundermann ein, sein Kunststück zu beginnen.

In einem großen Kreis standen die Köche, Küchenjungen, Diener und allerlei Volk umher und sahen zu und staunten, wie ihm alles so flink von der Hand ging, wie er alles so reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er, beide Schüsseln aufs Feuer zu setzen und genau so lange kochen zu lassen, bis er rufen werde. Dann fing er an zu zählen, eins, zwei, drei und so fort, und gerade als er fünfhundert gezählt hatte, rief er: „Halt!"

Die Töpfe wurden weggesetzt, und der Kleine lud den Küchenmeister ein, zu kosten. Der Mundkoch ließ sich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, spülte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeister.

Dieser trat mit feierlicher Miene an den Herd, nahm von den Speisen, kostete, drückte die Augen zu, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und sprach dann: „Köstlich, bei des Herzogs Leben, köstlich. Wollt Ihr nicht auch ein Löffelchen zu Euch nehmen, Aufseher des Palastes?"

Dieser verbeugte sich, nahm den Löffel, versuchte und war vor Vergnügen und Lust außer sich. „Eure Kunst in Ehren, lieber Frühstückmacher. Ihr seid ein erfahrener Koch, aber so herrlich habt Ihr weder die Suppe noch die Hamburger Klöße machen können."

Auch der Koch kostete jetzt, schüttelte dem Koch die Hand und sagte: „Kleiner, du bist ein Meister in dieser Kunst. Ja, das Kräutlein Magentrost, das gibt allem einen ganz eigenen Reiz."

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühstück verlange. Die Speisen wurden nun auf silberne Platten gelegt und zu dem Herzog gebracht.

Der Oberküchenmeister aber nahm den Kleinen mit in sein Zimmer und unterhielt sich mit ihm.

Kaum waren sie aber halb so lange da, wie man ein Paternoster spricht, so kam schon ein Bote und rief den Oberküchenmeister zum Herrn. Er kleidete sich schnell in sein Festkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog sah sehr vergnügt aus. Er hatte alles aufgegessen, was auf den silbernen Platten gewesen war, und wischte sich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeister zu ihm eintrat.

„Höre, Küchenmeister", sprach er, „ich bin mit deinen Köchen bisher immer zufrieden gewesen. Aber sage mir, wer hat heute mein Frühstück bereitet? So köstlich war es nie, seit ich auf dem Thron meiner Väter sitze. Sag, wie heißt der Koch, daß wir ihm einige Dukaten zum Geschenk schicken."

„Herr, das ist eine wunderbare Geschichte", antwortete der Oberküchenmeister und erzählte, wie man ihm heute früh einen Zwerg gebracht hatte, der durchaus Koch werden wollte, und wie sich dies alles begeben hatte.

Der Herzog wunderte sich sehr, ließ den Zwerg zu sich rufen und fragte ihn aus, wer er sei und woher er komme.

Da konnte nun der arme Jakob freilich nicht sagen, daß er verzaubert worden sei und früher als Eichhörnchen gedient habe. Doch blieb er bei der Wahrheit, indem er erzählte, er sei jetzt ohne Mutter und Vater und habe bei einer alten Frau kochen gelernt.

Der Herzog fragte nicht weiter, sondern ergötzte sich an der sonderbaren Gestalt seines neuen Kochs.

„Wenn du bei mir bleiben willst", sprach er, „so werde ich dir jährlich fünfzig Dukaten, ein Festkleid und noch zwei Paar Beinkleider schenken lassen. Dafür mußt du aber täglich mein Frühstück selbst bereiten, mußt angeben, wie das Mittagessen gemacht werden soll, und überhaupt dich meiner Küche annehmen. Da jeder in meinem Palast seinen eigenen Namen von mir empfängt, so sollst du Nase heißen und die Würde eines Unterküchenmeisters bekleiden."

Der Zwerg Nase fiel vor dem mächtigen Herzog aus Frankistan nieder, küßte ihm die Füße und versprach, ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine fürs erste versorgt, und er machte seinem Amt Ehre, denn man kann sagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann wurde, seit sich der Zwerg Nase in seinem Haus aufhielt. Sonst hatte es ihm oft beliebt, die Schüsseln oder Platten, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu

werfen. Ja, dem Oberküchenmeister selbst warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, so heftig an die Stirn, daß er umfiel und drei Tage im Bett liegen mußte.

Der Herzog machte zwar, was er im Zorn getan, durch einige Hände voll Dukaten wieder gut, aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speisen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Haus war, schien alles wie durch Zauber umgewandelt. Der Herr aß jetzt statt dreimal am Tag fünfmal, um sich an der Kunst seines kleinsten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene vor Unmut. Nein, er fand alles neu, vorzüglich, war leutselig und angenehm und wurde von Tag zu Tag fetter.

Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeister und den Zwerg Nase rufen. Er setzte den einen rechts, den anderen links zu sich und schob ihnen mit seinen eigenen Fingern einige Bissen der köstlichen Speisen in den Mund, eine Gnade, die sie beide wohl zu schätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat sich flehentlich Erlaubnis vom Oberküchenmeister, den Zwerg kochen zu sehen, und einige der vornehmsten Männer hatten es so weit gebracht beim Herzog, daß ihre Diener in der Küche beim Zwerg Unterrichtsstunden nehmen durften, was nicht wenig Geld eintrug. Denn jeder zahlte täglich einen halben Dukaten. Und um die übrigen Köche bei guter Laune zu halten und sie nicht neidisch auf ihn zu machen, überließ ihnen Nase dieses Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Nase beinahe zwei Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an seine Eltern betrübte ihn. So lebte er, ohne etwas Merkwürdiges zu erfahren, bis sich folgender Vorfall ereignete:

Der Zwerg Nase war besonders geschickt und glücklich bei seinen Einkäufen. Daher ging er, so oft es ihm die Zeit erlaubte, immer selbst auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auch auf den Gänsemarkt und suchte nach schweren, fetten Gänsen, wie sie der Herr liebte. Er war musternd schon einigemal auf und ab gegangen. Seine Gestalt war weit entfernt, hier Lachen und Spott zu erregen. Man hatte Ehrfurcht vor ihm, denn man erkannte ihn als den berühmten Mundkoch des Herzogs, und jede Gänsefrau fühlte sich glücklich, wenn er ihr die Nase zuwandte.

Da sah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau sitzen, die auch Gänse zu verkaufen hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waren anpries und nach Käufern schrie. Zu dieser trat er und maß und wog ihre Gänse. Sie waren, wie er sie wünschte, und er kaufte drei samt dem Käfig, lud sie auf seine breite Schulter und trat den Rückweg an.

Da kam es ihm sonderbar vor, daß nur zwei von diesen Gänsen schnatterten und schrien, wie rechte Gänse zu tun pflegen. Die dritte aber saß still und in sich gekehrt da und stieß Seufzer aus und ächzte wie ein Mensch.

„Die ist halb krank", sprach er vor sich hin, „ich muß eilen, daß ich sie umbringe und zurichte."

Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

„Stichst du mich,
so beiß ich dich.
Drückst du mir die Kehle ab,
bring ich dich ins frühe Grab.“

Ganz erschrocken setzte der Zwerg seinen Käfig nieder, und die Gans sah ihn mit schönen, klugen Augen an und seufzte.

„Ei der Tausend!“ rief Nase. „Sie kann sprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, sei sie nur nicht ängstlich! Man weiß zu leben und wird einem so seltenen Vogel nicht zuleibe rücken. Aber ich wollte wetten, sie ist nicht immer in diesen Federn gewesen. War ich ja selbst einmal ein schnödes Eichhörnchen.“

„Du hast recht“, erwiderte die Gans, „wenn du sagst, ich sei nicht in dieser schmachvollen Hülle geboren worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht gesungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getötet werden soll!“

„Sei ruhig, liebe Jungfer Mimi“, tröstete der Zwerg. „So wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeister Seiner Durchlaucht bin, so soll dir keiner an die Kehle. Ich will dir in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweisen, Futter sollst du genug haben, und meine freie Zeit werde ich deiner Unterhaltung widmen. Den übrigen Küchenmenschen werde ich sagen, daß ich eine Gans mit allerlei besonderen Kräutern für den Herzog mäste, und sobald sich Gelegenheit findet, setze ich dich in Freiheit.“

Die Gans dankte ihm mit Tränen. Der Zwerg aber tat, wie er versprochen, schlachtete die zwei anderen Gänse, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwand, sie für den Herzog ganz besonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänsefutter, sondern versah sie mit Backwerk und süßen Speisen. So oft er freie Zeit hatte, ging er zu ihr, um sich mit ihr zu unterhalten und sie zu trösten. Sie erzählten sich auch gegenseitig ihre Geschichten, und Nase erfuhr auf diesem Weg, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock sei, der auf der Insel Gotland lebe. Sie sei mit einer alten Fee in Streit geraten, die sie durch Ränke und List überwunden und sie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit bis hierher gebracht habe.

Als der Zwerg Nase ihr seine Geschichte ebenfalls erzählt hatte, sprach sie: „Ich bin nicht unerfahren in diesen Sachen. Mein Vater hat mir und meiner Schwester einige Anleitung gegeben, soviel er nämlich davon mitteilen durfte. Die Geschichte mit dem Streit am Kräuterkorb, deine plötzliche Verwandlung, als du an jenem Kräutlein rochst, auch einige Worte der Alten, die du mir sagtest, beweisen mir, daß du durch ein Kraut verzaubert bist. Das heißt, wenn du das Kraut findest, das sich die Fee bei deiner Verzauberung gedacht hat, so kannst du erlöst werden.“

Dies war ein geringer Trost für den Kleinen, denn wo sollte er das Kraut finden? Doch dankte er ihr und schöpfte einige Hoffnung.

Um diese Zeit bekam der Herzog Besuch von einem benachbarten Fürsten,

seinem Freund. Er ließ daher seinen Zwerg Nase zu sich kommen und sprach zu ihm: „Jetzt ist die Zeit gekommen, wo du mir zeigen mußt, ob du mir treu dienst und Meister deiner Kunst bist. Dieser Fürst, der bei mir zu Besuch ist, speist bekanntlich außer mir am besten und ist ein großer Kenner einer feinen Küche und ein weiser Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich so gedeckt wird, daß er immer mehr in Erstaunen gerät. Dabei darfst du, bei meiner Ungnade, solange er da ist, keine Speise zweimal bringen. Dafür kannst du dir von meinem Schatzmeister alles geben lassen, was du nur brauchst. Und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, so tu es. Ich will lieber ein armer Mann werden als vor ihm erröten."

So sprach der Herzog. Der Zwerg aber sagte: „Es sei, wie du sagst, o Herr. Wie es Gott gefällt, werde ich alles so machen, daß es diesem Fürsten der Geschmäcker wohl gefällt."

Der kleine Koch wollte nun seine ganze Kunst beweisen. Er schonte die Schätze seines Herrn nicht, noch weniger aber sich selbst. Man sah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und seine Stimme hallte beständig durch das Gewölbe der Küche, denn er befahl als Herrscher den Küchenjungen und niederen Köchen.

Der fremde Fürst war schon vierzehn Tage beim Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie speisten am Tag nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunst des Zwerges, denn er sah Zufriedenheit auf der Stirn seines Gastes.

Am fünfzehnten Tag aber begab es sich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn seinem Gast, dem Fürsten, vorstellte und diesen fragte, wie er mit dem Zwerg zufrieden sei.

„Du bist ein wunderbarer Koch", antwortete der fremde Fürst, „und weißt, was anständig essen heißt. Du hast in der ganzen Zeit, in der ich hier bin, nicht eine einzige Speise wiederholt und alles vorzüglich bereitet. Aber sage mir doch, warum bringst du so lange nicht die Königin der Speisen, die Pastete Souzeraine?"

Der Zwerg war sehr erschrocken, denn er hatte von dieser Pastetenkönigin nie gehört.

Doch faßte er sich und antwortete: „O Herr, noch lange, hoffte ich, sollte dein Angesicht leuchten an diesem Hoflager, darum warte ich mit dieser Speise. Denn mit was sollte dich denn der Koch begrüßen am Tage des Scheidens als mit der Königin der Pasteten?"

„So?" entgegnete der Herzog lachend. „Und bei mir wolltest du wohl warten bis an meinen Tod, um mich dann noch zu begrüßen? Denn auch mir hast du die Pastete noch nie vorgesetzt. Doch denke auf einen anderen Abschiedsgruß, denn morgen mußt du die Pastete auf die Tafel setzen."

„Es sei, wie du sagst, Herr", antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt, denn der Tag seiner Schande und seines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Pastete machen sollte. Er ging daher in seine Kammer und weinte.

Da trat die Gans Mimi, die in seinem Gemach umhergehen durfte, zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seines Jammers.

„Stille deine Tränen", antwortete sie, als sie von der Pastete Souzeraine gehört hatte. „Dieses Gericht kam oft auf meines Vaters Tisch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht. Du nimmst dies und jenes, so und soviel, und wenn es auch nicht alles ist, was eigentlich dazu nötig ist, die Herren werden keinen so feinen Geschmack haben."

So sprach Mimi. Der Zwerg aber sprang auf vor Freude, segnete den Tag, an dem er die Gans gekauft hatte, und begann, die Königin der Pasteten zuzurichten. Er machte zuerst einen kleinen Versuch und siehe, es schmeckte vorzüglich, und der Oberküchenmeister, dem er davon zu kosten gab, pries aufs neue seine große Kunst.

Am nächsten Tag setzte er die Pastete in eine größere Form und schickte sie warm und mit Blumenkränzen geschmückt auf die Tafel. Er selbst aber zog sein bestes Festkleid an und ging in den Speisesaal. Als er eintrat, war der Obervorschneider gerade damit beschäftigt, die Pastete zu zerschneiden und auf einem silbernen Schäufelchen dem Herzog und seinem Gast zu reichen.

Der Herzog tat einen tüchtigen Biß hinein, schlug die Augen auf zur Decke und sprach, nachdem er geschluckt hatte: „Ah! Mit Recht nennt man dies die Königin der Pasteten. Aber mein Zwerg ist auch der König aller Köche! Nicht wahr, lieber Freund?"

Der Gast nahm einige kleine Bissen zu sich, kostete und prüfte aufmerksam und lächelte dabei höhnisch und geheimnisvoll. „Das Ding ist recht artig gemacht", antwortete er, indem er den Teller wegrückte, „aber die Souzeraine ist es denn doch nicht ganz. Das habe ich mir wohl gedacht."

Da runzelte der Herzog vor Unmut die Stirn und errötete vor Beschämung. „Hund von einem Zwerg!" rief er. „Wie wagst du es, deinem Herrn dies anzutun? Soll ich dir deinen großen Kopf abhacken lassen, zur Strafe für deine schlechte Kocherei?"

„Ach Herr, um des Himmels willen, ich habe das Gericht doch zubereitet nach den Regeln der Kunst, es kann gewiß nichts fehlen", sagte der Zwerg und zitterte.

„Es ist eine Lüge, du Bube", erwiderte der Herzog und stieß ihn mit dem Fuß von sich. „Mein Gast würde sonst nicht sagen, es fehlt etwas. Dich selbst will ich zerhacken und backen lassen in eine Pastete."

„Habt Mitleid!" rief der Kleine und rutschte auf den Knien zu dem Gast, dessen Füße er umfaßte. „Sagt, was fehlt an dieser Speise, daß sie Eurem Gaumen nicht zusagt? Laßt mich nicht sterben wegen einer Handvoll Fleisch und Mehl."

„Das wird dir wenig helfen, mein lieber Nase", antwortete der Fremde mit Lachen. „Das habe ich mir schon gestern gedacht, daß du diese Speise nicht machen kannst wie mein Koch. Wisse, es fehlt ein Kräutlein, das man hierzulande gar nicht kennt, das Kraut Niesmitlust. Ohne dieses bleibt die Pastete ohne Würze, und dein Herr wird sie nie essen wie ich."

Da geriet der Herrscher aus Frankistan in Wut. „Und doch werde ich sie essen", rief er mit funkelnden Augen. „Denn ich schwöre auf meine fürstliche Ehre. Entweder zeige ich Euch morgen die Pastete, wie Ihr sie verlangt oder den Kopf dieses Burschen, aufgespießt auf dem Tor meines Palastes. Geh, du Hund, noch einmal gebe ich dir vierundzwanzig Stunden Zeit."

Der Zwerg ging wieder weinend in sein Kämmerlein und klagte der Gans sein Schicksal und daß er sterben müsse, denn von dem Kraut habe er nie gehört.

„Ist es nur dies", sprach sie, „da kann ich dir schon helfen, denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Sicher wärst du zu einer anderen Zeit des Todes gewesen, aber glücklicherweise ist es gerade Neumond, und um diese Zeit blüht das Kräutlein. Doch sag, sind alte Kastanienbäume in der Nähe des Palastes?"

„O ja", erwiderte Nase. „Am See, zweihundert Schritte vom Haus, steht eine ganze Gruppe. Doch warum dies?"

„Nur am Fuße alter Kastanien blüht das Kräutlein", sagte Mimi, „darum laß uns keine Zeit versäumen und suchen, was du brauchst. Nimm mich auf deinen Arm und setze mich im Freien nieder. Ich will dir suchen helfen."

Er tat, wie sie gesagt, und ging mit ihr zur Pforte des Palastes. Dort aber streckte der Torhüter sein Gewehr vor und sprach: „Mein guter Nase, mit dir ist's vorbei. Aus dem Haus darfst du nicht, ich habe den strengsten Befehl, dich nicht hinauszulassen."

„Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen?" fragte der Zwerg. „Sei so gut und schicke einen Gesellen zum Aufseher des Palastes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter suchen dürfte."

Der Torhüter tat das, und es wurde erlaubt. Denn der Garten hatte hohe Mauern, und es war an kein Entkommen zu denken. Als aber Nase mit der Gans Mimi ins Freie gekommen war, setzte er sie behutsam nieder, und sie ging schnell vor ihm her dem See zu, wo die Kastanien standen.

Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen, denn es war ja seine letzte, einzige Hoffnung. Fand sie das Kräutlein nicht, so stand sein Entschluß fest. Er stürzte sich dann lieber in den See, als daß er sich köpfen ließ.

Die Gans suchte aber vergebens, sie watschelte unter allen Kastanien, sie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte sich nichts zeigen, und sie fing aus Mitleid und Angst an zu weinen, denn schon wurde der Abend dunkler, und die Gegenstände umher waren kaum mehr zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwerges über den See hin, und plötzlich rief er: „Sieh, sieh, dort über dem See steht noch ein großer, alter Baum. Laß uns dorthin gehen und suchen, vielleicht blüht dort mein Glück."

Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, so schnell seine kleinen Beine konnten.

Der Kastanienbaum warf einen großen Schatten, und es war dunkel umher, fast war nichts mehr zu erkennen.

Aber da blieb plötzlich die Gans stehen, schlug vor Freude mit den Flügeln,

fuhr dann schnell mit dem Kopf ins hohe Gras und pflückte etwas ab, das sie dem erstaunten Nase zierlich mit dem Schnabel überreichte und sprach: „Das ist das Kräutlein, und hier wächst eine Menge davon, so daß es dir nie daran fehlen kann."

Der Zwerg betrachtete das Kraut nachdenklich. Ein süßer Duft strömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkürlich an die Szene seiner Verwandlung erinnerte. Die Stengel, die Blätter waren bläulichgrün, sie trugen eine brennend rote Blume mit gelbem Rand.

„Gelobt sei Gott!" rief er endlich aus. „Welches Wunder! Ich glaube, es ist dasselbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in diese schändliche Gestalt umwandelte. Soll ich den Versuch machen?"

„Noch nicht", bat die Gans. „Nimm von diesem Kraut eine Handvoll mit dir, laß uns auf dein Zimmer gehen und dein Geld und was du sonst hast, zusammenraffen, und dann wollen wir die Kraft des Krautes versuchen."

Sie gingen auf seine Kammer, und das Herz des Zwergen pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder sechzig Dukaten, die er erspart hatte, einige Kleider und Schuhe zusammen in ein Bündel gepackt hatte, sprach er: „Wenn es Gott gefällig ist, werde ich diese Bürde loswerden."

Er steckte seine Nase in die Kräuter und atmete ihren Duft ein.

Da zog und knackte es in allen seinen Gliedern. Er fühlte, wie sich sein Kopf aus den Schultern hob, er schielte herab auf seine Nase und sah sie kleiner und kleiner werden, sein Rücken und seine Brust fingen an, sich zu ebnen und seine Beine wurden länger.

Die Gans sah mit Erstaunen diesem Schauspiel zu.

„Ha, was du groß, was du schön bist!" rief sie. „Gott sei gedankt, es ist nichts mehr an dir von allem, was du vorher warst!"

Da freute sich Jakob sehr, und er faltete die Hände und betete.

Aber seine Freude ließ ihn nicht vergessen, welchen Dank er der Gams Mimi schuldig war. Zwar drängte ihn sein Herz, zu seinen Eltern zu gehen, doch besiegte er aus Dankbarkeit diesen Wunsch und sprach: „Wem anders als dir habe ich es zu danken, daß ich mir selbst wieder geschenkt bin? Ohne dich hätte ich dieses Kraut nie gefunden, hätte also ewig in jener Gestalt bleiben oder vielleicht gar unter dem Beil des Henkers sterben müssen. Nun, ich will es dir vergelten. Ich will dich zu deinem Vater bringen. Er, der so erfahren ist in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können."

Die Gans vergoß Freudentränen und nahm sein Anerbieten an.

Jakob kam glücklich und unerkannt mit der Gans aus dem Palast und machte sich auf den Weg zu dem Meeresstrand, wo Mimi wohnte.

Was soll ich noch weiter erzählen, daß sie ihre Reise glücklich beendeten, daß Wetterbock seine Tochter entzauberte und den Jakob mit Geschenken beladen entließ, daß er in seine Vaterstadt zurückkam und daß seine Eltern in dem schönen jungen Mann mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten, daß er von den Geschenken, die er von Wetterbock mitbrachte, sich einen Laden kaufte und reich und glücklich wurde?

Nur so viel will ich noch sagen. Nach seiner Flucht aus dem Palast des Herzogs entstand große Unruhe. Denn als am anderen Tag der Herzog seinen Schwur erfüllen und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf abschlagen lassen wollte, war dieser nirgends zu finden. Der Fürst aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen lassen, um sich nicht seines besten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig geworden sei.

Dadurch entstand dann ein großer Krieg zwischen den beiden Fürsten, der in der Geschichte unter dem Namen „Kräuterkrieg" wohlbekannt ist. Es wurde manche Schlacht geschlagen, aber am Ende doch Frieden gemacht. Und diesen Frieden nennt man bei uns den „Pastetenfrieden", weil beim Versöhnungsfest von dem Koch des Fürsten die Souzeraine, die Königin der Pasteten, zubereitet wurde, die sich der Herr Herzog trefflich schmecken ließ.

So führen oft die kleinsten Ursachen zu großen Folgen.

Der blonde Eckbert

In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte. Er war ungefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Größe, und kurze, hellblonde Haare lagen schlicht und dicht an seinem blassen, eingefallenen Gesicht. Er lebte sehr ruhig und war niemals in die Streitereien seiner Nachbarn verwickelt, auch sah man ihn nur selten außerhalb der Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit ebensosehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben. Nur klagten sie gewöhnlich darüber, daß der Himmel ihre Ehe mit keinen Kindern segnen wolle.

Nur selten wurde Eckbert von Gästen besucht. Wenn das geschah, so wurde ihretwegen fast nichts in dem gewöhnlichen Gang des Lebens geändert. Die Bescheidenheit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles anzuordnen. Eckbert war dann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war, bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, zurückhaltende Melancholie.

Niemand kam so häufig auf die Burg wie Philipp Walther, ein Mann, dem sich Eckbert angeschlossen hatte, weil dieser fast ebenso dachte wie er selbst. Walther wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Eckberts Burg auf, sammelte Kräuter und Steine und beschäftigte sich damit, sie zu ordnen. Er lebte von einem kleinen Vermögen und war von niemand abhängig. Eckbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahr vertiefte sich die Freundschaft zwischen ihnen.

Es gibt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freund ein Geheimnis haben soll, was er bis dahin oft mit vieler Sorgfalt verborgen hat. Die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich ganz mitzuteilen, dem Freund auch das Innerste zu offenbaren, damit er um so mehr unser Freund werde. In diesen Augenblicken geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen geschieht es wohl auch, daß einer vor der Bekanntschaft des anderen zurückschreckt.

Es war schon im Herbst, als Eckbert an einem nebligen Abend mit seinem Freund und seinem Weib Bertha um das Feuer eines Kamins saß. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach und spielte oben an der Decke, die Nacht sah schwarz zu den Fenstern herein, und die Bäume draußen schüttelten sich vor nasser Kälte.

Walther klagte über den weiten Rückweg, den er habe, und Eckbert schlug

ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht mit vertrauten Gesprächen zu verbringen und dann noch in einem Gemach des Hauses bis zum Morgen zu schlafen. Walther ging auf den Vorschlag ein, und nun wurde Wein und die Abendmahlzeit hereingebracht, das Feuer durch Holz angeheizt und das Gespräch der Freunde fröhlicher und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm Eckbert die Hand Walthers und sagte: „Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist."

„Gern", sagte Walther, und man setzte sich wieder um den Kamin.

Es war jetzt gerade Mitternacht, der Mond sah abwechselnd durch die vorüberflatternden Wolken. „Ihr müßt mich nicht für zudringlich halten", fing Bertha an, „mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht sei, Euch etwas zu verhehlen. Nur haltet meine Erzählung für kein Märchen, so sonderbar sie auch klingen mag.

Ich bin in einem Dorf geboren, mein Vater war ein armer Hirt. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum besten bestellt, sie wußten sehr oft nicht, wo sie das Brot hernehmen sollten. Was ich aber noch weit mehr bedauerte, war, daß mein Vater und meine Mutter sich oft wegen ihrer Armut stritten und einer dem anderen dann bittere Vorwürfe machte. Sonst hörte ich beständig von mir, daß ich ein einfältiges, dummes Kind sei, das nicht das unbedeutendste Geschäft auszurichten wisse. Und wirklich war ich äußerst ungeschickt und unbeholfen, ich ließ alles aus den Händen fallen, ich lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirtschaft helfen, nur die Not meiner Eltern verstand ich sehr gut.

Oft saß ich dann im Winkel und dachte darüber nach, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten und mich an ihrem Erstaunen laben möchte. Dann sah ich Geister heraufschweben, die mir unterirdische Schätze entdeckten oder mir kleine Kiesel gaben, die sich in Edelsteine verwandelten. Kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten mich, und wenn ich aufstehen mußte, um etwas zu helfen oder zu tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von all den Vorstellungen schwindelte.

Mein Vater war immer sehr böse auf mich, daß ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens sei. Er behandelte mich daher oft ziemlich grausam, und es war selten, daß ich ein freundliches Wort von ihm hörte. So war ich ungefähr acht Jahre alt geworden, und es wurden nun ernstliche Anstalten gemacht, daß ich etwas tun oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, daß ich meine Tage mit Nichtstun ausfüllte und setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu. Da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art, indem er sagte, daß diese Strafe mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich doch nur ein unnützes Geschöpf sei.

Die ganze Nacht hindurch weinte ich, ich fühlte mich so außerordentlich

verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, ich wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger sei als die übrigen Kinder meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf und öffnete, fast ohne daß ich es wußte, die Tür unserer kleinen Hütte. Ich stand auf dem freien Feld, bald darauf war ich in einem Wald, in den der Tag kaum noch hineinblickte. Ich lief immer weiter, ohne mich umzusehen, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte, mein Vater würde mich doch wieder einholen und, durch meine Flucht gereizt, mich noch grausamer behandeln.

Als ich aus dem Wald wieder heraustrat, stand die Sonne schon ziemlich hoch. Ich sah jetzt etwas Dunkles vor mir liegen, das ein dichter Nebel bedeckte. Bald mußte ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehn, und ich erriet nun, daß ich mich wohl in dem benachbarten Gebirge befinden müsse. Ich fing an, mich in der Einsamkeit zu fürchten.

Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehen, und das bloße Wort Gebirge, wenn ich davon hatte reden hören, hatte mein kindliches Ohr erschreckt. Ich hatte nicht das Herz, zurückzugehen, meine Angst trieb mich vorwärts. Oft sah ich mich erschrocken um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hintönte. Als mir Köhler und Bergleute endlich begegneten und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gefallen.

Ich kam durch mehrere Dörfer und bettelte, weil ich jetzt Hunger und Durst hatte. So war ich ungefähr vier Tage gewandert, als ich auf einen kleinen Fußweg geriet, der mich von der großen Straße immer mehr entfernte. Die Felsen um mich her gewannen jetzt eine andere, weit seltsamere Gestalt. Es waren Klippen, so aufeinander getürmt, daß es so aussah, als wenn sie der erste Windstoß durcheinander werfen würde.

Ich wußte nicht, ob ich weitergehen sollte. Ich hatte des Nachts immer im Wald geschlafen, denn es war gerade zur schönsten Jahreszeit, oder in abgelegenen Schäferhütten. Hier traf ich aber keine menschliche Wohnung und konnte auch nicht vermuten, in dieser Wildnis auf eine zu stoßen. Die Felsen wurden immer furchtbarer, ich mußte oft dicht an schwindligen Abgründen vorbeigehen, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füßen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsentälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Moosstelle aus, um dort zu ruhen. Ich konnte nicht schlafen. In der Nacht hörte ich die seltsamsten Geräusche, bald hielt ich sie für wilde Tiere, bald für den Wind, der durch die Felsen klagte, bald für fremde Vögel. Ich betete, und ich schlief nur spät gegen Morgen ein.

Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen. Ich kletterte in der Hoffnung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildnis zu entdecken und vielleicht Wohnungen oder Menschen zu sehen.

Als ich aber oben stand, war alles, soweit nur mein Auge reichte, ebenso wie um mich her. Alles war mit einem nebligen Dunst überzogen, der Tag war grau und trübe, und keinen Baum, keine Wiese, selbst kein Gebüsch konnte mein Auge erblicken. Einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam in engen Felsenritzen emporgeschossen waren.

Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur einen Menschen zu treffen, wäre es auch, daß ich mich vor ihm hätte fürchten müssen. Zugleich fühlte ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder und beschloß zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zu leben dennoch den Sieg davon, ich raffte mich auf und ging unter Tränen und Seufzern den ganzen Tag hindurch weiter. Am Ende war ich mir meiner kaum noch bewußt, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben und fürchtete doch den Tod.

Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jetzt das Klappern einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdoppelte meine Schritte, und wie erleichtert war ich, als ich endlich die Grenzen der öden Felsen erreichte. Ich sah Wälder und Wiesen mit fernen, angenehmen Bergen wieder vor mir liegen. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein Paradies getreten wäre, die Einsamkeit und meine Hilflosigkeit schienen mir nun gar nicht mehr fürchterlich.

Statt der erhofften Mühle stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte. Ich schöpfte mit der Hand Wasser aus dem Bach, als ich plötzlich in einiger Entfernung ein leises Husten hörte. Nie bin ich so angenehm überrascht worden wie in diesem Augenblick. Ich ging näher und sah an der Ecke des Waldes eine alte Frau, die auszuruhen schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet, und eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf und einen großen Teil des Gesichts, in der Hand hielt sie einen Krückstock.

Ich näherte mich ihr und bat um ihre Hilfe, sie ließ mich neben sich niedersitzen und gab mir Brot und etwas Wein. Während ich aß, sang sie mit kreischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möge ihr folgen.

Ich war über diesen Antrag sehr erfreut, so wunderlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkamen. Mit ihrem Krückstock ging sie ziemlich behende, und bei jedem Schritt verzog sie ihr Gesicht so, daß ich anfangs darüber lachen mußte. Die wilden Felsen blieben immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir heraustraten, ging die Sonne gerade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie vergessen.

In das sanfteste Rot und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröte, und über den Feldern lag ein goldener Glanz. Die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der Himmel sah aus wie ein aufgeschlossenes Paradies und das Rieseln der Quellen und von Zeit zu Zeit das Flüstern der Bäume tönte durch die heitere Stille wie in

wehmütiger Freude. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahnung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldenen Wolken.

Wir stiegen nun einen Hügel hinauf, der mit Birken bepflanzt war. Von oben sah man in ein grünes Tal voller Birken hinein, und unten mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die Alte an und wedelte. Dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten und kehrte mit freundlichem Bellen zur Alten zurück.

Als wir vom Hügel hinuntergingen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel.

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ewiger Zeit,
Oh, wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt. Wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schalmeie ganz in der Ferne durcheinander spielen.

Meine Neugier war außerordentlich gespannt. Ohne daß ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, alles war ordentlich aufgeräumt, einige Becher standen auf einem Wandschrank, fremdartige Gefäße auf einem Tisch. In einem glänzenden Käfig hing ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang.

Die Alte keuchte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie mit dem Vogel, der ihr nur mit seinem gewöhnlichen Liede Antwort gab. Übrigens tat sie gar nicht, als wenn ich anwesend wäre. Während ich sie so betrachtete, überlief mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in einer ständigen Bewegung. Sie schüttelte immer mit dem Kopf, so daß ich nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehn beschaffen war.

Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch und trug das Abendessen auf. Jetzt sah sie sich nach mir um und ließ mich in einem von den geflochtenen Rohrstühlen Platz nehmen. So saß ich ihr nun dicht gegenüber, und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände und betete laut, indem sie ihre Gesichtsverzerrungen machte, so daß es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte. Aber ich nahm mich sehr in acht, um sie nicht zu ärgern.

Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer niedrigen und engen Kammer ein Bett an. Sie schlief in der Stube. Ich blieb

nicht lange wach, ich war halb betäubt. Aber in der Nacht wachte ich einige Male auf, und dann hörte ich die Alte husten und mit dem Hund sprechen, und den Vogel dazwischen, der zu träumen schien und immer nur einzelne Worte von seinem Lied sang. Das ergab mit den Birken, die vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, daß ich glaubte, ich sei nicht wach, sondern fiel von einem Traum in den anderen.

Am Morgen weckte mich die Alte und wies mich bald nachher zur Arbeit an. Ich mußte spinnen, und ich begriff es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich gewöhnte mich schnell an die Arbeit, und bald wurde mir die Umgebung vertraut. Ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Alte etwas Seltsames an sich habe, daß die Wohnung abenteuerlich und von allen Menschen entfernt liege, und daß an dem Vogel etwas Außerordentliches sei. Seine Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten in allen möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Rot wechselten an seinem Hals und Leib. Und wenn er sang, blähte er sich stolz auf, so daß sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

Oft ging die Alte aus und kam erst am Abend zurück, ich ging ihr dann mit dem Hund entgegen, und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich gewann sie bald lieb, wie sich unser Sinn an alles, besonders in der Kindheit, gewöhnt. In den Abendstunden lehrte sie mich lesen, ich fand mich leicht in die Kunst, und es wurde nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

Die Erinnerung an meine damalige Lebensart kommt mir noch heute seltsam vor. Von niemandem besucht, nur in einem kleinen Familienkreis, lebte ich dahin. Denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck auf mich wie sonst nur längst gekannte Freunde hervorbringen. Ich habe mich nicht wieder auf den seltsamen Namen des Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte ungefähr zwölf Jahr alt sein, als sie mir endlich mehr vertraute und mir ein Geheimnis entdeckte. Der Vogel legte nämlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perle oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, daß sie sich heimlich in dem Käfig zu schaffen machte, mich aber nie genauer darum gekümmert. Ich mußte nun in ihrer Abwesenheit diese Eier nehmen und in fremdartigen Gefäßen verwahren.

Sie ließ mir genug zu essen da und blieb nun länger aus, Wochen, Monate. Mein Spinnrad schnurrte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang, und dabei war alles so still in der Gegend umher, daß ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwindes, keines Gewitters erinnere. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam zu unserer Behausung, ich war zufrieden und arbeitete tagaus, tagein. Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungestört sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

Aus dem Wenigen, was ich las, machte ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen. Ich ging nur von mir und meiner Umgebung aus. Wenn von lustigen Leuten die Rede war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen als den kleinen Spitz, prächtige Damen sahen immer wie der Vogel aus, alle alten Frauen wie meine wunderliche Alte. Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Tugenden aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen Bemühungen aussah. Aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wiederliebte. Dann sagte ich lange, rührende Reden in Gedanken auf, zuweilen auch wohl laut, um ihn nur zu betören – Ihr lächelt. Wir sind jetzt freilich alle über diese Zeit der Jugend hinweg.

Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein war, denn dann war ich selbst die Gebieterin im Haus. Der Hund liebte mich sehr und tat alles, was ich wollte. Der Vogel antwortete mir mit seinem Liede auf alle meine Fragen, mein Spinnrad drehte sich munter, und so fühlte ich im Grunde nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurückkam, lobte sie meine Aufmerksamkeit. Sie sagte, daß ihr Haushalt, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde. Sie freute sich über mein Wachstum und mein gesundes Aussehen, kurz, sie ging mit mir wie mit einer Tochter um.

„Du bist brav, mein Kind", sagte sie einst zu mir mit einem schnarrenden Ton. „Wenn du so fortfährst, wird es dir auch immer gut gehen. Aber wenn man von der rechten Bahn abweicht, so folgt die Strafe nach, wenn auch noch so spät."

Als sie das sagte, achtete ich nicht sehr darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen und meinem ganzen Wesen sehr lebhaft. Aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte nicht begreifen, was sie damit hatte sagen wollen.

Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichtümern gelesen, und am Ende fiel mir ein, daß ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares sein könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen?

Ich war jetzt vierzehn Jahre alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekommt, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nämlich, daß es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen. Zugleich war es mir dann vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter anzutreffen, der mir immer noch im Gedächtnis lag.

Am Anfang war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andere Gedanke, aber wenn ich so an meinem Rad saß, so kam er mir immer gegen meinen Willen zurück, und ich verlor mich so an ihm, daß ich mich schon herrlich geschmückt

sah und Ritter und Prinzen um mich her. Wenn ich mich so vergessen hatte, konnte ich sehr betrübt werden, wenn ich wieder aufschaute und mich in der kleinen Wohnung sitzen sah. Übrigens, wenn ich meine Geschäfte tat, kümmerte sich die Alte nicht weiter um mich.

An einem Tag ging meine Wirtin wieder fort und sagte mir, daß sie diesmal länger als gewöhnlich ausbleiben werde, ich solle ja auf alles ordentlich achtgeben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wiedersehen. Ich sah ihr lange nach und wußte selbst nicht, warum ich so beängstigt war. Es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne mir deutlich bewußt zu sein.

Nie habe ich den Hund und den Vogel so eifrig gepflegt, sie lagen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatz aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen und die sogenannte Welt aufzusuchen. Es war mir ängstlich zumute, ich wünschte wieder zu bleiben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig.

Es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele, wie ein Streiten von zwei widerspenstigen Geistern in mir. Einmal kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt mit all ihrer wunderbaren Vielfalt.

Ich wußte nicht, was ich machen sollte, der Hund sprang mich unaufhörlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten. Ich hatte die Empfindung, als ob ich etwas sehr Eiliges zu tun hätte, ich griff also nach dem kleinen Hund, band ihn in der Stube fest und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich und winselte über diese ungewohnte Behandlung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich, ihn mit mir zu nehmen. Dann nahm ich eins von den Gefäßen, das mit Edelsteinen angefüllt war. Die übrigen ließ ich stehn.

Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Tür hinaustrat. Der Hund strengte sich sehr an, mir nachzukommen, aber er mußte zurückbleiben.

Ich vermied den Weg zu den wilden Felsen und ging zur entgegengesetzten Seite. Der Hund bellte und winselte immer noch, und tat mir sehr leid. Der Vogel wollte einigemal zu singen anfangen, aber da er getragen wurde, mußte es ihm wohl unbequem sein.

Als ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sehnsucht, etwas Neues zu sehen, trieb mich vorwärts.

Schon war ich über die Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend wurde und ich in einem Dorfe einkehren mußte. In einem Gasthaus wies man mir eine Stube und ein Bett an, ich schlief ziemlich ruhig. Nur ab und zu träumte ich von der Alten, die mir drohte.

Meine Reise war ziemlich langweilig, aber je weiter ich ging, je mehr äng-

stigte mich die Vorstellung von der Alten und dem kleinen Hund. Ich dachte daran, daß er wahrscheinlich ohne meine Hilfe verhungern müsse. Im Wald glaubte ich oft, die Alte würde mir plötzlich entgegentreten.

So legte ich unter Tränen und Seufzern den Weg zurück. So oft ich ruhte und den Käfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderliches Lied, und ich erinnerte mich dabei recht lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubte ich jetzt, meine vorige Reise als Kind sei nicht so trübselig gewesen als meine jetzige. Ich wünschte wieder in derselben Lage zu sein.

Ich hatte einige Edelsteine verkauft und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen Tagen in einem Dorf an. Schon beim Eintritt wurde mir wundersam zumute, ich erschrak und wußte nicht worüber. Aber bald erkannte ich warum, denn es war dasselbe Dorf, in dem ich geboren war. Wie wurde ich überrascht. Wie liefen mir vor Freude, wegen tausend seltsamer Erinnerungen, die Tränen über die Wangen. Vieles war verändert, es waren neue Häuser entstanden, andere, die man damals erst errichtet hatte, waren jetzt verfallen, ich traf auch Brandstellen. Alles war weit kleiner, gedrängter, als ich erwartet hatte.

Unendlich freute ich mich darauf, meine Eltern nun nach so langen Jahren wiederzusehn. Ich fand das kleine Haus, die wohlbekannte Schwelle, der Griff der Tür war noch ganz so wie damals, es war mir, als hätte ich sie nur gestern angelehnt. Mein Herz klopfte ungestüm, ich öffnete sie hastig. Aber ganz fremde Gesichter saßen in der Stube und stierten mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir, er sei schon vor drei Jahren mit seiner Frau gestorben. Ich trat schnell zurück und ging laut weinend aus dem Dorf hinaus.

Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit meinem Reichtum zu überraschen. Durch den seltsamsten Zufall war es nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte. Und jetzt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir freuen, und das, worauf ich am meisten immer im Leben gehofft hatte, war für mich auf ewig verloren.

In einer angenehmen Stadt mietete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten und nahm eine Magd zu mir. So wunderbar, wie ich es vermutet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergaß fast die Alte und meinen ehemaligen Aufenthalt, und so lebte ich im ganzen recht zufrieden.

Der Vogel hatte schon lange micht mehr gesungen. Ich erschrak daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfing, und zwar mit einem veränderten Lied. Er sang:

Waldeinsamkeit,
Wie liegst du weit!
Oh, dich gereut
Einst mit der Zeit.
Ach, einzige Freud,
Waldeinsamkeit.

Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem ein, und mehr als jemals fühlte ich, daß ich Unrecht getan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels sehr zuwider, er sah immer zu mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Lied gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schallender, als er es sonst gewohnt gewesen war. Je mehr ich ihn betrachtete, je bänger machte er mich. Ich öffnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein und faßte seinen Hals, kräftig drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich ließ los, aber er war schon gestorben.

Jetzt bekam ich oft eine Furcht vor meiner Magd, ich dachte an mich selbst zurück und glaubte, daß sie mich auch einst berauben oder gar ermorden könne. Schon lange kannte ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihm meine Hand – und hiermit, Herr Walther, ist meine Geschichte beendet."

„Ihr hättet sie damals sehen sollen", sagte Eckbert hastig. „Ihre Jugend, ihre Schönheit, und welch einen unbegreiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie über alles. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand. Wir zogen hierher, und unsere Verbindung hat uns bis jetzt noch keinen Augenblick gereut."

„Aber über unser Schwatzen", fing Bertha wieder an, „ist es schon Nacht geworden, wir wollen uns schlafenlegen."

Sie stand auf und ging zu ihrer Kammer. Walther wünschte ihr mit einem Handkuß eine gute Nacht und sagte: „Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen Strohmian füttert."

Auch Walther legte sich schlafen, nur Eckbert ging noch unruhig im Saal auf und ab. „Ist der Mensch nicht ein Tor?" fing er endlich an. „Ich bin erst die Veranlassung, daß meine Frau ihre Geschichte erzählt hat, und jetzt bereue ich diese Vertraulichkeit. Wird er sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht anderen mitteilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unseren Edelsteinen empfinden und sich deshalb verstellen?"

Es fiel ihm ein, daß Walther nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, wie es nach einer solchen Vertraulichkeit natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn neigt, so trifft sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an. Dann warf sich Eckbert wieder sein unedles Mißtrauen gegen seinen braven Freund vor und konnte es doch nicht unterdrücken. Er schlug sich die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum und schlief nur wenig.

Bertha war krank und konnte nicht zum Frühstück erscheinen. Walther schien sich nicht viel darum zu kümmern und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen. Er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhitze und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie so erregt haben.

Seit diesem Abend besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Eckbert wurde durch dieses Betragen im äußersten Grad gepeinigt. Er ließ sich zwar vor Bertha und Walther nichts davon anmerken, aber jeder mußte doch seine innerliche Unruhe spüren.

Mit Berthas Krankheit wurde es immer bedenklicher. Der Arzt wurde ängstlich, die Röte von ihren Wangen war verschwunden, und ihre Augen wurden immer glühender. An einem Morgen ließ sie ihren Mann an ihr Bett rufen, die Mägde mußten sich entferne.

„Lieber Mann", fing sie an, „ich muß dir etwas sagen, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet. Auch wenn es eine unbedeutende Kleinigkeit zu sein scheint. Du weißt, daß ich mich nie, so oft ich von meiner Kindheit sprach, trotz aller Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit dem ich so lange zusammen war. An jenem Abend sagte Walther beim Abschied plötzlich zu mir: ‚Ich kann mir Euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohmian füttert.' Ist das Zufall? Hat er den Namen erraten, weiß er ihn, und hat er ihn mit Vorsatz genannt?

Und wie hängt dieser Mensch dann mit meinem Schicksal zusammen? Zuweilen kämpfe ich mit mir, als ob ich mir diese Seltsamkeit nur einbilde, aber es ist gewiß, nur zu gewiß. Ein gewaltiges Entsetzen befiel mich, als mir ein fremder Mensch so zu meinen Erinnerungen half. Was sagst du, Eckbert?"

Eckbert sah seine leidende Gattin mitleidig an. Er schwieg und dachte nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte und verließ sie. In einem abgelegenen Gemach ging er in unbeschreiblicher Unruhe auf und ab. Walther war seit vielen Jahren sein einziger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jetzt der einzige in der Welt, dessen Dasein ihn bedrückte und peinigte. Es schien ihm, als würde ihm froh und leicht sein, wenn nur dieses einzige Wesen aus seinem Weg geschafft werden könnte. Er nahm seine Armbrust, um sich zu zerstreuen und auf die Jagd zu gehen.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen und bog die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, er traf auf kein Wild, und das vermehrte seinen Unmut. Plötzlich sah er sich etwas in der Ferne bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte. Ohne zu wissen, was er tat, legte er an, Walther sah sich um und drohte mit einer stummen Gebärde, aber da flog der Bolzen ab, und Walther stürzte nieder.

Eckbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauder zu seiner Burg zurück. Er hatte einen weiten Weg zu machen, denn er hatte sich tief in den Wäldern verirrt. Als er zu Hause ankam, war Bertha schon gestorben. Sie hatte vor ihrem Tod noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Eckbert lebte nun eine lange Zeit in der größten Einsamkeit. Er war schon immer schwermütig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin beunruhigte und er irgendeinen unglücklichen Vorfall, der sich ereignen könnte, befürchtete. Aber jetzt war er ganz in sich gekehrt. Die Ermordung seines

Freundes stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter ewigen inneren Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen zu der nächsten großen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgendeinen Freund die Leere in seiner Seele auszufüllen, und wenn er dann wieder an Walther zurückdachte, so erschrak er vor dem Gedanken, einen Freund zu finden. Denn er war überzeugt, daß er nur unglücklich mit jedem Freund sein könne.

Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und jetzt waren beide so plötzlich gestorben, daß ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Märchen als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein junger Ritter, Hugo, näherte sich dem stillen, betrübten Eckbert und schien eine wahrhafte Zuneigung zu ihm empfinden. Eckbert war selbst überrascht, er kam der Freundschaft des Ritter um so schneller entgegen, je weniger er sie vermutet hatte. Beide waren nun häufig zusammen, der Fremde erwies Eckbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den anderen aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz, sie schienen unzertrennlich.

Eckbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, daß ihn Hugo nur aus einem Irrtum liebe. Jener kannte ihn nicht, wußte seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sich ihm ganz mitzuteilen, damit er versichert sein könne, ob jener auch wahrhaft sein Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenken und die Furcht, verabscheut zu werden, zurück.

In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, daß er glaubte, kein Mensch, für den er nicht ein völliger Fremdling sei, könne ihn würdigen. Aber dennoch konnte er nicht widerstehen. Auf einem einsamen Spazierritt erzählte er seinem Freund seine ganze Geschichte und fragte ihn dann, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt und suchte ihn zu trösten. Eckbert folgte ihm mit leichterem Herzen zur Stadt.

Es schien aber sein Unglück zu sein, gerade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Mienen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm spreche, daß er mit den Anwesenden viel rede und seiner gar nicht zu achten schien.

Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der sich immer als ein Gegner Eckberts gezeigt und sich oft nach seinem Reichtum und seiner Frau auf eine eigene Weise erkundigt hatte. Zu diesem gesellte sich Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, indem sie zu Eckbert hindeuteten. Dieser sah jetzt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verraten, und eine schreckliche Wut bemächtigte sich seiner. Während er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Gesicht, alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohlbekannte Gestalt, er sah noch immer hin und war überzeugt, daß niemand als Walther

mit dem Alten spreche. Sein Entsetzen war unbeschreiblich. Außer sich stürzte er hinaus, verließ noch in der Nacht die Stadt und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt ihm stand, er verfiel von entsetzlichen Vorstellungen auf noch entsetzlichere, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft dachte er, daß er wahnsinnig sei und sich nur selber durch seine Einbildung das Leben schwer mache. Dann erinnerte er sich wieder an Walthers Gesicht, und alles wurde ihm immer mehr ein Rätsel. Er beschloß, eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu ordnen. Den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne einem bestimmten Weg zu folgen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig, die vor ihm lagen. Als er mit seinem Pferd in flottem Trab einige Tage so fortgeeilt war, sah er sich plötzlich in einer Ansammlung von Felsen verirrt, in denen sich nirgends ein Ausweg entdecken ließ. Endlich traf er einen Bauer, der ihm einen Pfad zeigte. Er wollte ihm zum Dank einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus.

„Was gilt's", sagte Eckbert zu sich selber, „ich könnte mir wieder einbilden, daß dies niemand anderer als Walther sei?" Und als er sich noch einmal umsah, war es niemand anderes als Walther. Eckbert trieb sein Roß an, so schnell es nur laufen konnte, bis es erschöpft unter ihm zusammenstürzte. Unbekümmert darüber setzte er nun seine Reise zu Fuß fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinauf. Es war, als wenn er ein nahes, munteres Bellen vernahm, Birken säuselten dazwischen, und er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied singen:

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut,
Hier geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid,
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Jetzt war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehn. Er wußte nicht, ob er jetzt träume, oder ehemals von einem Weib Bertha geträumt habe. Das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert und er keines Gedankens, keiner Erinnerung fähig.

Eine gebückte Alte schlich hustend mit einer Krücke den Hügel hinauf. „Bringst du mir meinen Vogel? Meine Perlen? Meinen Hund?" schrie sie ihm entgegen. „Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst. Niemand als ich war dein Freund Walther, dein Hugo."

„Gott im Himmel!" sagte Eckbert still vor sich hin, „in welcher entsetzlichen Einsamkeit habe ich mein Leben zugebracht!"

„Und Bertha war deine Schwester."

Eckbert fiel zu Boden.

„Warum verließ sie mich so heimtückisch? Sonst hätte sich alles zum Guten gewendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehen ließ, die Tochter deines Vaters."

„Warum habe ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahnt?" rief Eckbert aus.

„Weil du in früher Jugend deinen Vater einst davon erzählen hörtest. Er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich erziehen lassen, denn sie war von einem anderen Weib."

Eckbert lag wahnsinnig und sterbend auf dem Boden. Dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen und den Vogel sein Lied wiederholen.

Die Elfen

„Wo ist denn die Marie, unser Kind?“ fragte der Vater.

„Sie spielt draußen auf dem grünen Platz“, antwortete die Mutter, „mit dem Sohn unseres Nachbarn.“

„Daß sie sich nicht verlaufen“, sagte der Vater besorgt, „sie sind unbesonnen.“

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen etwas zu essen. „Es ist heiß“, sagte der Bursche, und das kleine Mädchen langte begierig nach den roten Kirschen.

„Seid nur vorsichtig, Kinder“, sprach die Mutter, „lauft nicht zu weit vom Haus weg oder in den Wald hinein, ich und der Vater gehen aufs Feld hinaus.“

Der junge Andres antwortete: „Oh, sei ohne Sorge, denn vor dem Wald fürchten wir uns, wir bleiben hier beim Haus sitzen, wo Menschen in der Nähe sind.“

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung und wandten sich zu dem Feld, um nach den Knechten und zugleich auf der Wiese nach der Heuernte zu sehen. Ihr Haus lag auf einer kleinen, grünen Anhöhe, von einem zierlichen Lattenzaun umgeben, der auch ihren Frucht- und Blumengarten umschloß.

Das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseits erhob sich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das große Gut gepachtet und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde sehr vergnügt. Denn er legte jährlich etwas Geld zurück und hatte die Aussicht, ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war und der Graf ihn nicht ausbeutete.

Als er mit seiner Frau zu seinen Feldern ging, schaute er fröhnlich um sich und sagte: „Wie ist doch die Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir früher wohnten. Hier ist es so grün, das ganze Dorf ist voll von dichtgedrängten Obstbäumen, auf dem Boden wachsen schöne Kräuter und Blumen. Alle Häuser sind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ich glaube, die Wälder hier sind schöner und der Himmel blauer, und soweit nur das Auge reicht, hat man seine Lust und Freude an der freigebigen Natur.“

„Wenn man nur“, sagte Brigitte, „dort jenseits des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer anderen Erde. Alles ist so traurig und dürr. Jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sei.“

„Bis auf jenen Tannengrund“, erwiderte der Mann. „Schau einmal dorthin

zurück, wie schwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heiteren Umgebung liegt. Unter den dunkeln Tannenbäumen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermütig vorüberfließende Bach."

„Es ist wahr", sagte die Frau, als beide stillstanden. „So oft man sich jenem Platz nur nähert, wird man traurig und ängstlich, man weiß selbst nicht warum. Wer nur die Menschen eigentlich sein mögen, die dort wohnen. Warum sie sich nur so von allen in der Gemeinde entfernt halten, als ob sie kein gutes Gewissen hätten?"

„Armes Gesindel", erwiderte der junge Pächter, „dem Anschein nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrschaft sie duldet."

„Es können auch", sagte die Frau mitleidig, „arme Leute sein, die sich ihrer Armut schämen. Denn man kann ihnen doch nichts Böses nachsagen. Nur ist es bedenklich, daß sie nicht zur Kirche gehen und man auch eigentlich nicht weiß, wovon sie leben. Denn der kleine Garten, der noch dazu ganz verwildert aussieht, kann sie unmöglich ernähren und Felder haben sie nicht."

„Weiß der liebe Gott", fuhr Martin fort, als sie weitergingen, „was sie treiben mögen. Kommt doch auch kein Mensch zu ihnen, denn der Ort, wo sie wohnen, ist ja wie verbannt und verhext, so daß sich auch die vorwitzigsten Burschen nicht hingetrauen."

„Dieses Gespräch setzten sie fort, als sie in das Feld gingen. Jene finstre Gegend, von der sie sprachen, lag abseits vom Dorf. In einer Vertiefung, die von Tannen umgeben war, zeigten sich eine Hütte und verschiedene fast zertrümmerte Wirtschaftsgebäude.

Nur selten sah man Rauch dort aufsteigen, noch seltener sah man Menschen. Manchmal hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt hatten, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber in zerlumpten Kleidern wahrgenommen. Auf deren Schoß wälzten sich ebenso häßliche und schmutzige Kinder. Schwarze Hunde liefen auf und ab, und in den Abendstunden ging ein unheimlicher Mann, den niemand kannte, über den Steg des Bachs und verlor sich in einer Hütte.

Dann sah man in der Finsternis sich verschiedene Gestalten wie Schatten um ein ländliches Feuer bewegen. Die Tannen und die verfallene Hütte bildeten zu der heitern grünen Landschaft, den weißen Häusern des Dorfes und zu dem prächtigen neuen Schloß einen sonderbaren Kontrast.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt. Sie begannen, um die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsameren Andres immer einen Vorsprung ab. „So ist es keine Kunst!" rief dieser endlich aus. „Aber laß es uns einmal in die Weite versuchen, dann wollen wir sehen, wer gewinnt!"

„Wie du willst", sagte die Kleine, „nur zu dem Strom dürfen wir nicht laufen."

„Nein", erwiderte Andres, „aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Viertelstunde von hier, ich laufe hier links um den Tannengrund

herum, du kannst rechts in das Feld hineinrennen, daß wir nicht eher als oben wieder zusammenkommen. So sehen wir dann, wer der Schnellste ist."

„Gut", sagte Marie und fing schon an zu laufen. „So behindern wir uns auch nicht auf demselben Weg. Und der Vater sagt ja, es sei, zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesseits, ob man jenseits der Zigeunerwohnung geht."

Andres war schon weggelaufen, und Marie, die sich nach rechts wandte, sah ihn nicht mehr. „Er ist eigentlich dumm", sagte sie zu sich selbst, „denn ich müßte nur den Mut fassen, über den Steg, bei der Hütte vorbei und drüben wieder über den Hof hinauszulaufen, so käme ich gewiß viel früher an." Schon stand sie vor dem Bach und dem Tannenhügel. „Soll ich? Nein, es ist doch zu schrecklich", sagte sie.

Ein kleines, weißes Hündchen stand jenseits und bellte aus Leibeskräften. Im ersten Schreck kam das Tier ihr wie ein Ungeheuer vor, und sie sprang zurück. „O weh!" sagte sie, „nun ist der Bengel weit voraus, weil ich hier steh und überlege." Das Hündchen bellte noch immer, und als sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegenteil ganz allerliebst vor. Es hatte ein rotes Halsband um, mit einer glänzenden Schelle, und sowie es den Kopf hob und bellte, erklang die Schelle äußerst lieblich.

„Ei! Es will nur gewagt sein!" rief die kleine Marie, „ich renne, was ich kann, und bin schnell, schnell jenseits wieder hinaus, sie können mich doch nicht gleich von der Erde weg auffressen!" Somit sprang das muntere, mutige Kind auf den Steg, rasch an dem kleinen Hund vorüber, der still wurde und sich an sie schmiegte, und nun stand sie im Grund, und rundumher verdeckten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem elterlichen Haus und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in dem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten, blaue und goldrote Schmetterlinge wiegten sich in den Blüten. In Käfigen aus glänzendem Draht hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen, kurzen Röckchen, mit gelockten, gelben Haaren und hellen Augen sprangen umher.

Einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander. Andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und rötliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, sondern nur ein großes, schönes Haus mit einer prächtigen Tür.

Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu fassen. Da sie aber nicht dumm war, ging sie gleich zum ersten Kind, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. „Kommst du, uns auch einmal besuchen?" fragte das glänzende Kind, „ich habe dich draußen rennen und springen sehen, aber vor unseren Hündchen hast du dich gefürchtet."

„So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben", sagte Marie, „wie Andres immer spricht? Oh, freilich ist der nur dumm und redet viel in den Tag hinein."

„Bleib nur bei uns", sagte die wunderbare Kleine, „es soll dir schon gefallen."

„Aber wir laufen ja um die Wette."

„Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm und iß!" Marie aß und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleid trat hinzu und fragte nach dem fremden Kind. „Schönste Dame", sagte Marie, „zufällig bin ich hereingelaufen, und jetzt wollen sie mich hierbehalten."

„Du weißt, Zerina", sagte die Schöne, „daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist, auch hättest du mich erst fragen sollen."

„Ich dachte", sagte das glänzende Kind, „weil sie doch schon über die Brücke gelaufen war, könnte ich es tun. Auch haben wir sie ja oft im Feld laufen sehen, und du hast dich selber über ihr munteres Wesen gefreut. Sie wird uns doch früh genug verlassen müssen."

„Nein, ich will hierbleiben", sagte die Fremde, „denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen, draußen ist es nicht so herrlich."

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt lachend um die fröhliche Marie, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen. Andere brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielzeug, andere machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber spielte sie mit dem Mädchen, das ihr zuerst entgegengegangen war, denn sie war die freundlichste und lieblichste von allen.

Die kleine Marie rief immer wieder: „Ich will stets bei euch bleiben, und ihr sollt meine Schwestern sein", worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. „Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen", sagte Zerina. Sie lief eilig in den Palast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in dem sich glänzender Samenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern hinein und streute einige Körner auf den grünen Boden. Bald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte.

Auch Marie griff nach dem Staub, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder, und andere erschienen an ihrer Stelle. „Jetzt", sagte Zerina, „mache dich auf etwas Größeres gefaßt." Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fuß ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen.

„Halte dich fest an mir", sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich emporgehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit. Die hohen Pinien bewegten sich, und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den roten Abendwolken umarmt und küßten sich. Die anderen Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter.

Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Schließlich fürchtete sich Marie. Das andere Mädchen sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder in den Boden und setzten sie nieder, wie sie sie erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die eiserne Tür des Palastes. Da saßen viele schöne Frauen, ältere und junge, im runden Saal, sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche, unsichtbare Musik erklang. In die Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmutigsten Stellungen kletterten und schaukelten. Nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben. Bald funkelte das Grüne und Blaue wie helles Licht, dann sank die Farbe erblassend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich. Dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben und mit den rubinroten Lippen den Atem einzuziehen und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm sowie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saal führten eiserne Stufen in ein großes, unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäße standen an den Wänden umher, alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war vielfältig bearbeitet und schimmerte mit der freundlichsten Röte. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke zu ordnen und sie in die Gefäße zu legen. Andere Zwerge mit langen, roten Nasen trugen schwer und vornübergebückt Säcke herein, so wie die Müller das Getreide, und schütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus.

Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten. Und es geschah nicht selten, daß einer den anderen im Eifer umstieß, so daß sie schwerfällig zu Boden fielen. Sie machten ärgerliche Gesichter und sahen böse drein, als Marie über ihre Gebärden und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter, eingeschrumpfter kleiner Mann, den Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte.

Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupt, alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. „Was gibt's wieder?" fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen. „Immer die alten Kindereien!" sagte der Alte. „Wird der Müßiggang nie aufhören?" Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstücke wägen und aussuchen. Andere Zwerge schickte er fort, manchen schalt er zornig. „Wer ist der Herr?" fragte Marie.

„Unser Metallfürst", sagte die Kleine, indem sie weitergingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teich, aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel

über sich. Ein kleiner Kahn empfing sie, und Zerina ruderte sehr eifrig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. „Diese Wasser rechts", sagte das glänzende Kind, „fließen unter eurem Garten her, davon blüht dort alles so frisch. Von hier kommt man in den großen Strom hinunter."

Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder angeschwommen, viele trugen Kränze aus Schilf und Wasserlilien, andere hielten rote Korallenzacken, und wieder andere bliesen auf krummen Muscheln. Ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wider. Zwischen den Kleinen schwammen die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der anderen und hingen ihnen mit Küssen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde. Zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger wurde.

Endlich stand der Kahn still. Man nahm Abschied, und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Tür öffnete sich der Stein, und eine ganz rote weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. „Geht es recht lustig zu?" fragte Zerina.

„Sie tanzen", antwortete jene, „und so freudig, wie man sie nur selten sieht, aber die Wärme ist auch äußerst angenehm."

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saal, so daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Licht geblendet waren.

Feuerrote Tapeten bedeckten mit Purpurglut die Wände, und als sich das Auge etwas daran gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie sich im Teppich Figuren tanzend mit der größten Freude auf und nieder bewegten. Sie waren so lieblich gebaut und von so schönem Wuchs, daß man sich nichts Anmutigeres vorstellen konnte. Ihre Körper waren wie aus rötlichem Kristall, so daß es schien, als fließe und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an und begrüßten es mit Beugungen. Aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina mit Gewalt zurück und rief: „Du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!"

Marie fühlte die Hitze. „Warum kommen nur", fragte sie, „die allerliebsten Kreaturen nicht zu uns heraus und spielen mit uns?"

„Wie du in der Luft lebst", sagte jene, „so müssen sie immer im Feuer bleiben und würden hier draußen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen. Jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein. Die roten Ströme gehen neben den Wasserbächen, und so sind die flammenden Wesen immer tätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehen."

Hier hatte sich die Szene verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still, und die Kinder schliefen in verschiedenen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit,

sondern wanderten in der warmen Sommernacht unter vielen Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: „Laß uns doch zur Abwechselung einmal zu den Tannen hinausgehen, wie es dort aussehen mag."

„Gern", sagte Zerina, „so kannst du auch zugleich dort unsere Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden. Sie stehen oben auf der Erhöhung zwischen den Bäumen." Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmutige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, die das Gebiet begrenzte. „Wie kommt es nur", fragte Marie, „daß wir hier drinnen so weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist?"

„Ich weiß nicht", antwortete die Freundin, „wie es zugeht, aber es ist so." Sie stiegen zu den finsteren Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen. Ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten, mit mehligen, bestäubten Gesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich. Sie waren in faltige Mänteln von zottiger Wolle gekleidet und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich. Mit Fledermausflügeln, die abenteuerlich neben dem Regenschirm hervorstarrten, wehten und fächelten sie unablässig.

„Ich möchte lachen, und mir graut", sagte Marie.

„Das sind unsere guten, fleißigen Wächter", sagte die kleine Gespielin, „sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich uns nähern will. Sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind und keine kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar."

„Aber wer seid ihr denn", fragte Marie, als sie wieder in die Blumendüfte hinunterstiegen, „oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?"

„Wir heißen Elfen", sagte das freundliche Kind, „man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe."

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. „Der schöne Vogel ist angekommen!" riefen ihnen die Kinder entgegen. Alles lief in den Saal. Sie sahen schon, wie jung und alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten, und von innen scholl eine jubilierende Musik heraus. Als sie hineingetreten waren, sahen sie die große Rundung von den verschiedenartigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller.

Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, das von oben die

Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, und die glänzendsten goldenen Streifen zogen sich hindurch. Auf seinem Kopf bewegte sich ein Diadem von so hell leuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war rot, und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt öffnete er den leuchtenden Schnabel und süße Melodie quoll aus seiner bewegten Brust, in schöneren Tönen als die der Nachtigall. Mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, auch die kleinsten Kinder, vor Freuden und Entzücken weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Tür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein roter Punkt erglänzte und den Augen dann schnell entschwand.

„Warum seid ihr alle so froh?" fragte Marie und neigte sich zum schönen Kind, das ihr kleiner als gestern vorkam.

„Der König kommt", sagte die Kleine. „Den haben viele von uns noch gar nicht gesehen, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit. Wir haben schon lange auf ihn gehofft. Und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienst des Königs gesandt wird, heißt Phönix. Er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt ist, sowie es auch keinen zweiten Phönix gibt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst, so stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur fliegt er so, daß ihn die Menschen sehen, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch gehen müssen, denn der Anblick des Königs ist dir nicht vergönnt."

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marie zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang. „Du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind", sagte sie. „Der König will auf zwanzig Jahr und vielleicht auf länger sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe. Alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Äcker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner. Mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Überschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgendwem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen. Und alle umher wie du selbst entbehren dann das Glück und die Segnung unserer Nähe. Noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl."

Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich. Schon stand sie auf der schmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte herzhaft und ließ sein Glöck-

chen ertönen. Sie sah zurück und lief in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten sie ängstigten.

„Wie werden sich meine Eltern in dieser Nacht um mich gesorgt haben!" sagte sie zu sich selbst, als sie auf dem Feld stand. „Und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich gewesen bin und was ich gesehen habe, auch würden sie mir nie glauben."

Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die sie grüßten, und sie hörte hinter sich sagen: „Das ist ein schönes Mädchen! Wo mag sie nur her sein?" Mit eiligeren Schritten näherte sie sich dem elterlichen Haus, aber die Bäume, die gestern voller Früchte hingen, standen heute dürr und ohne Laub, das Haus war anders angestrichen und eine neue Scheune daneben erbaut.

Marie war verwundert und dachte, sie träume. In dieser Verwirrung öffnete sie die Tür des Hauses, und hinter dem Tisch saß ihr Vater zwischen einer unbekannten Frau und einem fremden Jüngling.

„Mein Gott, Vater!" rief sie aus. „Wo ist denn die Mutter?"

„Die Mutter?" sprach die Frau ahnungsvoll und stürzte hervor. „Du bist doch wohl nicht – ja freilich, freilich bist du die verlorene, die tot geglaubte, die liebe, einzige Marie!" Sie hatte sie gleich an einem kleinen braunen Mal unter dem Kinn, an den Augen und der Gestalt erkannt. Alle umarmten sie, alle waren freudig bewegt, und die Eltern vergossen Tränen.

Marie wunderte sich, daß sie fast zum Vater hinaufreichte, sie begriff nicht, wie die Mutter so verändert und gealtert sein konnte. Sie fragte nach dem Namen des jungen Menschen.

„Es ist unseres Nachbars Andres", sagte Martin. „Wie kommst du nur nach sieben langen Jahren so unvermutet wieder? Wo bist du gewesen? Warum hast du nichts von dir hören lassen?"

„Sieben Jahre?" fragte Marie und konnte sich in ihren Vorstellungen und Erinnerungen nicht wieder zurechtfinden. „Sieben ganze Jahre?"

„Ja, ja", sagte Andres lachend und schüttelte ihr treuherzig die Hand. „Ich habe gewonnen, Mariechen, ich bin schon vor sieben Jahren an dem Birnbaum und wieder hierher zurück gewesen, und du, Langsame, kommst nun heute erst an."

Man fragte von neuem, man drang in sie, doch sie, des Verbotes eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr fast die Erzählung in den Mund, daß sie sich verirrt habe, auf einen vorbeifahrenden Wagen genommen und an einen fremden, fernen Ort gebracht worden sei, wo sie den Leuten den Wohnsitz ihrer Eltern nicht habe bezeichnen können. Wie man sie nachher nach einer weit entlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menschen sie erzogen und geliebt hätten. Wie diese nun gestorben wären und sie sich endlich wieder an ihre Geburtsgegend erinnert, eine Gelegenheit zur Reise ergriffen habe und so zurückgekehrt sei.

„Laßt alles gut sein", rief die Mutter. „Genug, daß wir dich nur wiederhaben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!"

Andres blieb zum Abendbrot, und Marie konnte sich noch in nichts finden. Das Haus kam ihr klein und finster vor, sie wunderte sich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erschien. Sie betrachtete den Ring am Finger, dessen Gold wundersam glänzte und einen rot brennenden Stein künstlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete sie, daß der Ring ebenfalls ein Ring ihrer Wohltäter sei.

Sie freute sich auf die Schlafenszeit und ging zur Ruhe. Am anderen Morgen fühlte sie sich besonnener, sie hatte ihre Vorstellungen geordnet und konnte den Leuten aus dem Dorf, die alle zur Begrüßung kamen, besser Rede und Antwort geben. Andres war schon als erster wieder da und zeigte sich äußerst geschäftig, erfreut und dienstfertig. Das fünfzehnjährige aufgeblühte Mädchen hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, und die Nacht war ihm schlaflos vergangen.

Die Herrschaft ließ Marie kommen auf das Schloß, sie mußte hier wieder ihre Geschichte erzählen, die ihr nun schon geläufig geworden war. Der alte Herr und die gnädige Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn sie war bescheiden, ohne verlegen zu sein, sie antwortete höflich auf alle vorgelegten Fragen. Die Furcht vor den vornehmen Menschen und ihrer Umgebung hatte sie verloren, denn wenn sie diese Säle und Gestalten mit den Wundern und der hohen Schönheit maß, die sie bei den Elfen gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast gering. Die jungen Herren waren über ihre Schönheit entzückt.

Es war im Februar. Die Bäume belaubten sich früher als je, so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt, der Frühling kam schöner in das Land, als sich die ältesten Greise erinnern konnten. Überall taten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen. Die Hügel schienen zu wachsen, die Rebengeländer erhoben sich höher. Die Obstbäume blühten wie niemals, und ein schwellender, duftender Segen hing schwer in Blütenwolken über der Landschaft. Alles gedieh über Erwarten, kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht. Der Wein quoll errötend in ungeheueren Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an und waren wie in einem süßen Traum befangen. Das folgende Jahr war ebenso, aber man war schon an das Wundersame gewöhnt. Im Herbst gab Marie den dringenden Bitten des Andres und ihrer Eltern nach. Sie wurde seine Braut und im Winter mit ihm verheiratet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbäumen zurück. Sie blieb still und ernst. So schön auch alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermut stimmte. Schmerzhaft traf es sie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen sprachen, die im finsteren Grund wohnten. Oft wollte sie sie verteidigen, die sie als Wohltäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andres, der eine Lust im eifrigen Schelten zu finden schien, aber sie hielt sich jedesmal zurück. So verlebte sie das Jahr und im folgenden wurde sie durch eine junge Tochter erfreut, die sie Elfriede nannte, indem sie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte im selben Haus, das geräumig genug war, und halfen den Eltern die Wirtschaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald besondere Fähigkeiten und Anlagen, denn sie lief sehr früh und konnte alles sprechen, als sie noch kein Jahr alt war. Nach einigen Jahren war sie so klug und von so wunderbarer Schönheit, daß alle Menschen sie mit Erstaunen betrachteten und ihre Mutter sich nicht der Meinungen erwehren konnte, sie sehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrund ähnlich. Elfriede gesellte sich nicht gern zu anderen Kindern, sondern vermied bis zur Ängstlichkeit ihre geräuschvollen Spiele und war am liebsten allein. Dann zog sie sich in eine Ecke des Gartens zurück und las oder nähte. Oft sah man sie auch wie tief in sich versunken sitzen, oder daß sie auf und ab ging und mit sich selber sprach. Die Eltern ließen sie gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh, nur machten sie die seltsamen, verständigen Antworten oder Bemerkungen oft besorgt.

„So kluge Kinder", sagte die Großmutter Brigitte, „werden nicht alt, sie sind zu gut für diese Welt. Auch ist das Kind über die Natur schön und wird sich auf Erden nicht zurechtfinden können."

Die Kleine hatte die Eigenheit, daß sie sich höchst ungern bedienen ließ, alles wollte sie selber machen. Sie war fast die erste auf im Haus, wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an. Ebenso sorgsam war sie am Abend, sie achtete sehr darauf, Kleider und Wäsche selbst einzupacken und durchaus niemanden, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen kommen zu lassen. Die Mutter sah ihr diesen Eigensinn nach, weil sie sich nichts weiter dabei dachte. Aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertag, zu einem Besuch auf dem Schloß, mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Tränen dagegen wehrte, und auf ihrer Brust, an einem Faden hängend, ein Goldstück von seltsamer Form antraf. Sie erkannte es sofort als eines von jenen, die sie in dem unterirdischen Gewölbe gesehen hatte. Die Kleine war sehr erschrocken und gestand endlich, sie habe es im Garten gefunden, und da es ihr sehr gefallen, habe sie es aufbewahrt. Sie bat auch so dringend und herzlich, es ihr zu lassen, daß Marie es wieder auf derselben Stelle befestigte und voller Gedanken mit ihr stillschweigend zum Schloß hinaufging.

Seitwärts vom Haus der Pächterfamilie lagen einige Wirtschaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgerätes, und hinter diesen befand sich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Mensch jetzt besuchte, weil sie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieser Einsamkeit hielt sich Elfriede am liebsten auf, und es fiel niemandem ein, sie hier zu stören, so daß die Eltern sie oft halbe Tage lang nicht sahen.

An einem Nachmittag befand sich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorene Sache wiederzufinden, als sie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtstrahl in das Gemach fiel. Es kam ihr der Gedanke, hindurchzusehen, um ihr Kind zu beobachten, und es fand sich, daß ein locker gewordener Stein sich von der Seite schieben ließ, wodurch sie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede saß drinnen auf einem

Bänkchen und neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder spielten einträchtig. Die Elfe umarmte das schöne Kind und sagte traurig: „Ach, du liebes Wesen, so wie mit dir habe ich schon mit deiner Mutter gespielt, als sie klein war und uns besuchte, aber ihr Menschen wachst zu bald auf und werdet so schnell groß und vernünftig. Das ist recht traurig. Bliebest du doch so lange ein Kind wie ich!"

„Ich würde dir gern den Gefallen tun", sagte Elfriede, „aber sie meinen ja alle, ich würde bald zu Verstand kommen und gar nicht mehr spielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altklug zu werden. Ach! Und dann sehe ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinchen. Ja, es geht wie mit den Baumblüten – wie herrlich der blühende Apfelbaum mit seinen rötlichen, aufgequollenen Knospen! Der Baum tut so groß und breit, und jedermann, der drunter weg geht, meint auch, es müsse recht was Besonderes werden. Dann kommt die Sonne, die Blüte geht auf, und da steckt schon der böse Kern drunter, der nachher den bunten Putz verdrängt und hinunterwirft. Nun kann er sich, geängstigt und aufwachsend, nicht mehr helfen, er muß im Herbst zur Frucht werden. Wohl ist ein Apfel auch lieb und erfreulich, aber doch nichts gegen die Frühlingsblüte. So geht es mit uns Menschen auch. Ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach, könnte ich euch doch nur einmal besuchen!"

„Seit der König bei uns wohnt", sagte Zerina, „ist es ganz unmöglich, aber ich komme ja so oft zu dir, Liebchen, und keiner sieht mich, keiner weiß es, weder hier noch dort. Ungesehen gehe ich durch die Luft oder fliege als Vogel herüber. Oh, wir wollen noch recht viel beisammen sein, solange du klein bist. Was kann ich dir nur zu Gefallen tun?"

„Recht lieb sollst du mich haben", sagte Elfriede, „so lieb, wie ich dich in meinem Herzen trage. Doch laß uns auch einmal wieder eine Rose machen."

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Ausschnitt, warf zwei Körner hin, und plötzlich stand ein grünender Busch mit zweien hochroten Rosen vor ihnen, die sich zu einander neigten und sich zu küssen schienen. Die Kinder brachen die Rosen lächelnd ab, und das Gebüsch war wieder verschwunden.

„Oh, müßte es nur nicht wieder so schnell sterben", sagte Elfriede, „das rote Kind, das Wunder der Erde."

„Gib!" sagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Rose an und küßte sie dreimal. „Nun", sprach sie, indem sie die Rose zurückgab, „bleibt sie frisch und blühend bis zum Winter."

„Ich will sie wie ein Bild von dir aufheben", sagte Elfriede, „sie in meinem Kämmerchen bewahren und sie morgens und abends küssen, als wenn du es wärst."

„Die Sonne geht schon unter", sagte die Elfe, „ich muß jetzt nach Hause." Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme. Sie ließ dem holden Mädchen nun noch mehr Freiheit

als sonst und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er kam, um das Kind aufzusuchen, was er seit einiger Zeit tat, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel und er fürchtete, sie könne darüber einfältig werden. Die Mutter schlich öfter nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kind sitzen, mit Spielen beschäftigt oder in ernsthaften Gesprächen.

„Möchtest du fliegen können?" fragte Zerina einmal ihre Freundin.

„Wie gern!" rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte die Fee die Sterbliche und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht und lehnte sich erschreckend mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehen. Da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kind gesehen wurde, das jedesmal mit dem Kopfe schüttelte oder drohte, aber mit freundlicher Gebärde.

Oft schon hatte Marie im Streit zu ihrem Manne gesagt: „Du tust den armen Leuten in der Hütte Unrecht!"

Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorf, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, brach sie ab und schwieg verlegen. Heftiger als je wurde Andres eines Tages nach Tisch und behauptete, das Gesindel müsse als landesverderblich fortgeschafft werden. Da rief sie unwillig aus: „Schweig, denn sie sind deine und unser aller Wohltäter!"

„Wohltäter?" fragte Andres erstaunt. „Die Landstreicher?"

In ihrem Zorn ließ sie sich verleiten, ihm unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen. Und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und spöttisch den Kopf schüttelte, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Gemach, von wo er zu seinem Erstaunen die leuchtende Elfe mit seinem Kind in der Laube spielen und es liebkosen sah. Er wußte kein Wort zu sagen. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina hob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig, nicht freundlich, sondern mit zorniger Miene machte sie die drohende Gebärde und sagte dann zu Elfriede: „Du kannst nichts dafür, geliebtes Herz, aber sie werden niemals klug, so verständig sie sich auch vorkommen." Sie umarmte die Kleine hastig und flog dann als Rabe mit heiserem Geschrei über den Garten hinweg, den Tannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine sehr still und küßte weinend die Rose, Marien war ängstlich, Andres sprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich rauschten die Bäume, Vögel flogen mit ängstlichem Geschrei umher. Man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte, und Klagetöne winselten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Mut, aufzustehen. Sie hüllten sich in die Decken und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen Morgen wurde es ruhiger, und alles war still, als die Sonne mit ihrem heitern Licht über dem Wald hervordrang.

Andres kleidete sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Tür öffneten, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche flossen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau. Und als man den Blick nach den Tannen hinüber wandte, standen sie nicht finsterer oder trauriger da als die übrigen Bäume. Die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschreckendes. Mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, daß sie über den Hof gegangen seien, wo die Zigeuner gewohnt hätten, die wohl fortgegangen sein müßten, weil die Hütten leer ständen und im Innern ganz gewöhnlich wie die Wohnungen anderer armer Leute aussähen. Einiges vom Hausrat wäre zurückgeblieben.

Elfriede sprach heimlich zu ihrer Mutter: „Als ich in der Nacht nicht schlafen konnte und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Tür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem Kopf und einen großen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen nun die größten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe. Denn alle, so wie sie sagte, verließen nur sehr ungern diese Gegend."

Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und da kam auch der Fährmann vom Strom herüber, der Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer, fremder Mann zu ihm gekommen, der ihm bis zu Sonnenaufgang die Fähre abgemietet habe, doch mit der Bedingung, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Tür treten solle.

„Ich fürchtete mich", fuhr der Alte fort, „aber der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich ans Fenster und schaute zum Strom. Große Wolken trieben unruhig über den Himmel, und die fernen Wälder rauschten bang. Es war, als wenn meine Hütte bebte und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viel Tausend niedergefallene Sterne. Funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finsteren Tannengrunde her, zog über das Feld und verbreitete sich nach dem Fluß hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und näher. Es ging nach meiner Fähre hin, hinein stiegen alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder. Und der große, fremde Mann fuhr sie alle hinüber. Im Strome schwammen neben dem Fahrzeug viel tausend helle Gebilde, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und alles klagte und jammerte, daß sie so weit, weit reisen müßten, aus der geliebten, vertrauten Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft stieß die Fähre an und kam zurück und wurde von neuem beladen. Auch viele schwere Gefäße nahmen sie mit, die gräßliche kleine Gesellen trugen und rollten. Waren es Teufel, waren es Kobolde, ich weiß es nicht. Dann kam im wogenden Glanz ein

stattlicher Zug. Ein Greis schien es, auf einem weißen kleinen Roß, um den sich alles drängte. Ich sah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit kostbaren, glänzenden Decken verhangen. Auf dem Haupt trug der Alte eine Krone, so daß ich dachte, als er hinübergefahren war, die Sonne wolle von drüben aufgehen und das Morgenrot funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht. Ich schlief endlich in dem Gewirre ein, zum Teil in Freude, zum Teil in Schauder. Am Morgen war alles ruhig, aber der Fluß ist wie weggelaufen, so daß ich Not haben werde, mein Fahrzeug zu lenken."

Noch in demselben Jahr gab es eine Mißernte, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten. Und dieselbe Gegend, die sonst die Freude jedes Durchreisenden gewesen war, stand im Herbst verödet, nackt und kahl und zeigte kaum hie und da noch im Meer von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün emporwuchs. Die Obstbäume gingen alle ein, die Weinberge verdarben, und der Anblick der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahr mit seiner Familie das Schloß verließ, das nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größten Sehnsucht ihre Rose und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfchen und war schon vor dem Frühling verschmachtet. Marie stand oft auf dem Platze vor der Hütte und beweinte das entschwundene Glück. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit seinem Schwiegersohn nach der Gegend, in der er vormals gelebt hatte.

Der Glückliche Prinz

Hoch über der Stadt stand auf einer mächtigen Säule die Statue des Glücklichen Prinzen. Sie war über und über mit dünnen Goldblättchen bedeckt, statt der Augen hatte sie zwei glänzende Saphire, und ein großer roter Rubin leuchtete auf seiner Schwertscheide.

Alles bestaunte und bewunderte ihn sehr. „Er ist so schön wie ein Wetterhahn", bemerkte einer der Stadtältesten, der Wert darauf legte, in Kunstdingen als Mann von Geschmack zu gelten, „bloß nicht ganz so nützlich", fügte er hinzu, da er fürchtete, man könnte ihn sonst für unpraktisch halten, was er durchaus nicht war. „Warum bist du nicht wie der Glückliche Prinz?" fragte eine empfindsame Mutter ihren kleinen Jungen, der weinend nach dem Mond verlangte. „Dem Glücklichen Prinzen fällt es nie ein, um etwas zu weinen."

„Ich bin froh, daß es wenigstens einen gibt, der in dieser Welt ganz glücklich ist", sagte leise ein Enttäuschter mit einem Blick auf das wundervolle Standbild.

„Er sieht genau aus wie ein Engel", sagten die Waisenkinder, als sie in ihren purpurroten Mänteln und sauberen Vorsteckl ätzchen aus dem Dom traten.

„Wie könnt ihr das wissen?" fragte der Mathematiklehrer, „ihr habt doch nie einen gesehen."

„O doch, im Traum", antworteten die Kinder; und der Mathematiklehrer verzog die Stirn und machte ein sehr strenges Gesicht, denn er billigte Kinderträume nicht.

Da flog eines Nachts ein kleiner Schwälberich über die Stadt. Seine Freunde waren schon vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, aber er war zurückgeblieben, weil er sich in eine wunderschöne Schilfrispe verliebt hatte. Ganz zeitig im Frühling hatte der Schwälberich die Rispe zum erstenmal gesehen, als er gerade hinter einer großen gelben Mücke her über den Fluß flog, und war von der Schlankheit der Rispe so entzückt gewesen, daß er haltgemacht hatte, um mit ihr zu plaudern.

„Soll ich dich lieben?" fragte der Schwälberich, der es liebte, immer gleich gerade auf sein Ziel loszugehen. Und die Schilfrispe verneigte sich tief vor ihm. So flog er immer und immer um die Schlanke herum, berührte leicht das Wasser mit seinen Flügeln und machte kleine silberne Wellen darauf. Das war die Art, wie er warb, und es dauerte den ganzen Sommer hindurch.

„Das ist eine alberne Verbindung", zwitscherten die andern Schwalben; „die Schilfrispe hat kein Vermögen und viel zu viel Verwandte" – und in der Tat

war der Fluß ganz voll von Schilf. Als dann der Herbst kam, flogen sie alle davon.

Als sie fort waren, fühlte sich der Schwälberich einsam und fing an, seiner romantischen Liebe überdrüssig zu werden. „Sie kann sich gar nicht unterhalten", sagte er, „und ich fürchte, sie ist eine Kokette, denn sie flirtet immer mit dem Wind."

Und wirklich machte die Schilfrispe, sooft der Wind blies, die graziösesten Verbeugungen.

„Ich gebe gerne zu, daß sie sehr häuslich ist", fuhr er fort; „aber ich liebe das Reisen, und deshalb soll meine Frau es auch lieben."

„Willst du mit mir fort?" fragte der Vogel endlich die Rispe; die aber schüttelte den Kopf – sie hing so sehr an der Heimat.

„Du hast mit mir gespielt", rief da der Schwälberich, „ich mache mich auf nach den Pyramiden. Leb wohl!" Und flog davon.

Den ganzen Tag über flog er und erreichte gegen Abend die Stadt.

„Wo soll ich absteigen?" sagte er; „hoffentlich hat die Stadt Vorbereitungen getroffen."

Da sah er das Standbild auf der hohen Säule.

„Hier will ich absteigen", rief er, „es hat eine hübsche Lage und viel frische Luft."

Und damit ließ er sich gerade zwischen den Füßen des Glücklichen Prinzen nieder.

„Ich habe ein goldenes Schlafzimmer", sagte er wohlgefällig zu sich selber, während er umherschaute und sich anschickte, schlafen zu gehen; aber gerade, als er seinen Kopf unter seinen Flügel stecken wollte, fiel ein großer Regentropfen auf ihn nieder. „Wie sonderbar!" rief er; „am Himmel ist nicht das kleinste Wölkchen, die Sterne sind hell und leuchten, und doch regnet es. Das Klima im nördlichen Europa ist schon wirklich abscheulich. Die Schilfrispe liebte ja den Regen sehr, aber das war bloß ihr Egoismus."

Da fiel ein zweiter Tropfen.

„Was für einen Zweck hat denn eigentlich eine Statue, wenn sie nicht den Regen abhalten kann?" sagte der Vogel; „ich werde mich lieber nach einem guten Schornstein umsehen", und er wollte schon fortfliegen.

Doch bevor er seine Flügel ausgebreitet hatte, fiel ein dritter Tropfen; er schaute in die Höhe und sah – ja, was sah er?

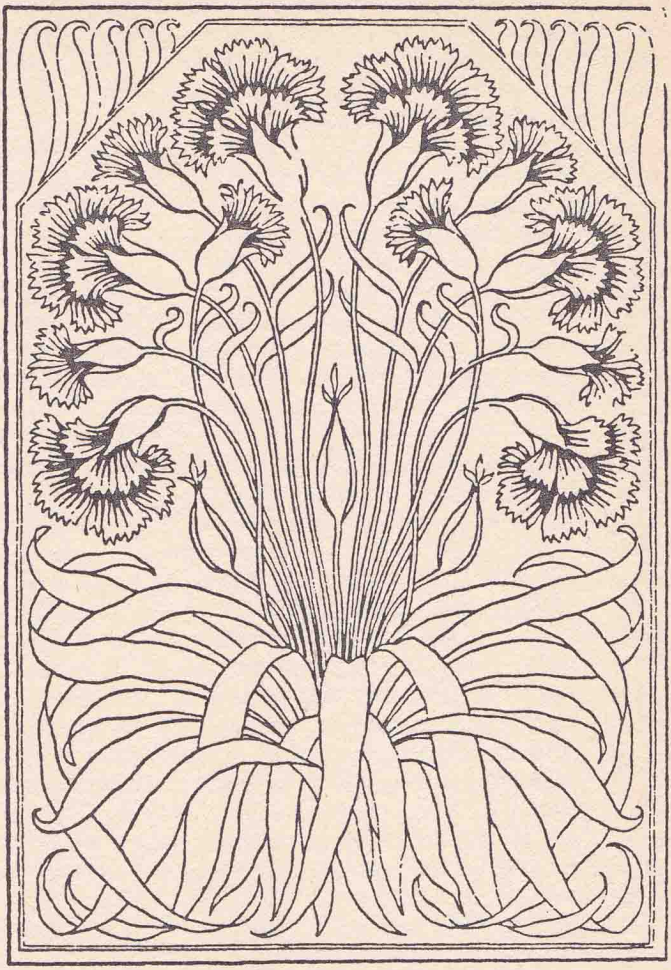
Die Augen des Glücklichen Prinzen waren voll Tränen, und Tränen liefen ihm über die goldenen Wangen. Sein Gesicht war so wunderschön im Mondlicht, daß den Schwälberich Mitleid ergriff.

„Wer bist du?" sagte er.

„Ich bin der Glückliche Prinz."

„Weshalb weinst du denn?" fragte der Vogel; „du hast mich ganz naß gemacht."

„Als ich noch am Leben war und ein Menschenherz hatte", antwortete die Statue, „da wußte ich nicht, was Tränen sind; denn ich lebte in dem Palast



Sorgenlos, in den die Sorge keinen Zutritt hat. Tagsüber spielte ich mit meinen Gefährten im Garten, und des Abends führte ich den Tanz in der großen Halle an. Rund um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber nie dachte ich daran, zu fragen, was wohl dahinter läge, so schön war alles um mich her. Meine Höflinge nannten mich den Glücklichen Prinzen, und glücklich war ich in der Tat, wenn Vergnügen Glück bedeutet. So lebte ich, und so starb ich. Und nun, da ich tot bin, haben sie mich hier hinaufgestellt, so hoch, daß ich alle Häßlichkeit und alles Elend meiner Stadt sehen kann, und wenn auch mein Herz von Blei ist, kann ich nicht anders als weinen."

„Wie, es ist nicht von echtem Gold?" sprach der Vogel zu sich. Denn er war zu höflich, als daß er eine so persönliche Bemerkung laut geäußert hätte.

„Weit von hier", fuhr die Statue mit einer leisen, melodischen Stimme fort, „weit von hier in einer kleinen schmalen Gasse steht ein armseliges Haus. Eins der Fenster ist offen, und so sehe ich eine Frau am Tisch sitzen. Ihr Gesicht ist hager und verhärmt, und sie hat rauhe, rote Hände, nadelzerstochen, denn sie ist Näherin. Sie stickt Passionsblumen in ein Seidenkleid, das die schönste der Ehrendamen der Königin beim nächsten Hofball tragen soll. In einem Winkel des Zimmers liegt ihr kleiner Junge krank im Bett. Er fiebert und verlangt nach Orangen. Die Mutter aber kann ihm nicht mehr geben als Wasser aus dem Fluß, und daher weint er. Vogel, Vogel, kleiner Vogel, willst du ihr nicht den Rubin aus meiner Schwertscheide hinbringen? Meine Füße sind an dem Sokkel befestigt, und ich kann mich nicht bewegen."

„Man erwartet mich in Ägypten", sagte der Schwälberich. „Meine Freunde fliegen den Nil auf und nieder und unterhalten sich mit den großen Lotosblüten. Bald werden sie sich im Grab des großen Königs schlafen legen. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und mit Spezereien balsamiert. Um seinen Hals liegt eine Kette aus blaßgrünem Nephrit, und seine Hände sind wie welke Blätter."

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel", sagte der Prinz, „willst du nicht diese eine Nacht bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Knabe ist so durstig und die Mutter so traurig."

„Ich glaube, ich mache mir nichts aus Knaben", antwortete der Schwälberich. „Als ich letzten Sommer am Fluß wohnte, da gab es so rohe Buben, des Müllers Söhne, die immer Steine nach mir warfen. Getroffen haben sie mich natürlich nie, denn wir Schwalben fliegen dafür viel zu gut, und ich stamme zudem aus einer Familie, die wegen ihrer Behendigkeit berühmt ist; aber es war doch immerhin ein Zeichen von Respektlosigkeit."

„Aber der Glückliche Prinz sah so traurig aus, daß es den kleinen Schwälberich dauerte.

„Es ist sehr kalt hier", sagte er, „aber ich will trotzdem diese eine Nacht bei dir bleiben und dein Bote sein."

„Ich danke dir, kleiner Vogel", sagte der Prinz.

So pickte der Schwälberich aus des Prinzen Schwert den großen Rubin und flog mit ihm fort über die Dächer der Stadt.

Er flog an dem Turm des Doms vorbei, auf dem die weißen Marmorengel

stehen. Er flog über den Palast hin und hörte die Musik von Tanzweisen. Ein schönes Mädchen trat mit seinem Geliebten auf den Balkon hinaus.

„Wie wundervoll die Sterne sind", sagte er zu ihr, „und wie wunderbar die Macht der Liebe!"

„Hoffentlich wird mein Kleid zum Staatsball fertig", antwortete sie, „ich lasse mir Passionsblumen darauf sticken; aber die Schneiderinnen sind so faul."

Er flog über den Fluß und sah die Laternen an den Schiffsmasten. Er flog über das Getto und sah die alten Juden miteinander handeln und auf kupfernen Waagen das Geld wiegen. Endlich erreichte er das armselige Haus und schaute hinein.

Der Knabe wälzte sich im Fieber, und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Hinein ins Zimmer hüpfte der Schwälberich und legte den Rubin auf den Tisch gerade neben den Fingerhut der Frau. Dann kreiste er leise um das Bett und fächelte des Jungen Stirn mit den Flügeln.

„Wie kühl mir ist", sagte der Knabe, „ich glaube, es wird mir besser", und er sank in einen köstlichen Schlaf. Darauf flog der Schwälberich zurück zu dem Glücklichen Prinzen und erzählte ihm, was er getan.

„Merkwürdig", sagte er, „mir ist mit einemmal ganz warm geworden, obwohl es so kalt ist."

„Das kommt von deiner guten Tat", sagte der Prinz. Und der kleine Vogel begann darüber nachzudenken und schlief ein. Denken machte ihn immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog der Vogel hinab zum Fluß und nahm ein Bad.

„Was für ein bemerkenswertes Phänomenon", sagte der Professor der Ornithologie, der über die Brücke ging, „eine Schwalbe im Winter!"

Und er schrieb darüber einen langen Brief an die Lokalzeitung. Alles sprach von diesem Aufsatz, der so wortreich war, daß niemand ihn verstehen konnte.

„Heut nacht mach ich mich auf nach Ägypten", sagte der Schwälberich und war hochvergnügt bei dem Gedanken. Er besuchte alle Denkmäler und öffentlichen Bauwerke der Stadt und saß lange auf der Kirchturmspitze. Wo immer er hinkam, da piepten die Spatzen, und einer sagte zum anderen:

„Was für ein vornehmer Fremder!" und dabei amüsierte sich der Schwälberich sehr.

Als der Mond aufging, flog der zurück zu dem Glücklichen Prinzen. „Hast du irgendwelche Aufträge für Ägypten?" rief er, „ich reise jetzt dahin ab."

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel", sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?"

„Ich werde in Ägypten erwartet", antwortete der Schwälberich. „Morgen fliegen meine Gefährten zum zweiten Katarakt hinauf. Dort liegt das Nilpferd unter den Binsen, und auf einem großen granitnen Thron sitzt der Gott Memnon.

Die ganze Nacht lang blickt er zu den Sternen, und wenn der Morgenstern aufglänzt, stößt er einen langen Freudenschrei aus, und dann ist er wieder still. Zu Mittag kommen die gelben Löwen ans Flußufer, um zu trinken. Sie haben

Augen von grünem Beryll, und ihr Gebrüll übertönt das Brüllen des Katarakts."

„Vogel, Vogel, mein kleiner Vogel", sagte der Prinz, „weit über der Stadt sehe ich einen jungen Mann in einer Dachstube. Er lehnt sich über einen mit Papieren bedeckten Tisch, und neben ihm steht in einem Wasserglas ein kleiner Strauß verwelkter Veilchen. Sein Haar ist braun und gelockt, seine Lippen sind rot wie eine Granatblüte, und er hat große und träumerische Augen. Er versucht, ein Schauspiel fertigzuschreiben, aber er kann nicht weiter vor Kälte. Es ist kein Feuer im Ofen, und der Hunger hat ihn ohnmächtig gemacht."

„Ich will noch eine Nacht länger bei dir bleiben", sagte der Schwälberich, der eigentlich ein gutes Herz hatte. „Soll ich ihm auch einen Rubin bringen?"

„Ach, ich habe keinen Rubin mehr", sagte der Prinz, „nur meine Augen sind mir noch geblieben. Sie sind aus seltenen Saphiren gemacht, die man vor tausend Jahren aus Indien gebracht hat. Picke eines heraus und bring es ihm. Er wird es an einen Juwelier verkaufen und sich dafür Essen und Heizung verschaffen und sein Stück beenden."

„Lieber Prinz", sagte der Schwälberich, „das kann ich nicht tun", und er begann zu weinen.

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel", flehte der Prinz, „tu, um was ich dich bitte."

Also pickte der Schwälberich dem Prinzen das Auge aus und flog zur Dachkammer des Studenten. Es war nicht schwer hineinzukommen, denn es war ein Loch im Dach. Durch das schlüpfte der Vogel in die kleine Stube. Der Jüngling hielt den Kopf in den Händen vergraben, und so hörte er nicht das Flattern des Vogels, und als er aufschaute, da fand er den schönen Saphir, der auf den verblaßten Veilchen lag.

„Man fängt an, mich zu würdigen", rief er aus; „das kommt sicher von einem großen Bewunderer. Nun kann ich mein Stück fertigschreiben." Und er sah ganz glücklich aus.

Am nächsten Tag flog der Schwälberich hinab zum Hafen. Er setzte sich auf den Mast des größten Schiffs und beobachtete die Matrosen, die an Tauen große Ballen aus dem Schiffsraum emporwanden.

„Heb auf!" schrien sie bei jedem Ruck am Tau.

„Ich geh nach Ägypten!" rief der Vogel; aber niemand achtete auf ihn, und als der Mond aufging, flog er zu dem Glücklichen Prinzen. „Ich komme, dir Lebewohl zu sagen", rief er.

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel", sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?"

„Es ist Winter", sagte der Schwälberich, „und der kalte Schnee wird bald da sein. In Ägypten scheint die Sonne warm auf die grünen Palmen, und die Krokodile liegen im Schlamm und schauen faul vor sich hin. Meine Gefährten bauen ihr Nest im Tempel von Baalbek, und die weiß- und rotgefiederten Tauben schauen ihnen zu und girren. Lieber Prinz, ich muß dich verlassen, aber ich will dich nie vergessen, und im nächsten Frühling bringe ich dir zwei schöne Edelsteine wieder für die, die du weggegeben hast. Der Rubin soll röter sein als eine rote Rose und der Saphir so blau wie die große See."

„Dort unten auf dem Platz", sagte der Prinz, „da steht eine kleine Streichholzverkäuferin, die hat ihre Hölzer in die Gosse fallen lassen, und sie sind alle verdorben. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie ihm kein Geld heimbringt, und sie weint. Pick mir das andere Auge aus und gib es ihr, und ihr Vater wird sie nicht schlagen."

„Ich will noch eine Nacht bei dir bleiben", sagte der Vogel, „aber ich kann dir dein Auge nicht auspicken. Du wärest dann ja ganz blind."

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel", flehte der Prinz, „tu, um was ich dich bitte."

Also pickte der Schwälberich dem Prinzen auch das andere Auge aus und flog damit weg. Er strich über den Kopf des Mädchens hin und ließ den Edelstein in ihre Hand gleiten.

„Was für eine hübsche Glasscherbe!" rief die Kleine und lief vergnügt nach Haus.

Darauf kam der Vogel zum Prinzen zurück. „Nun bist du blind", sagte er, „so will ich immer bei dir bleiben."

„Nein, kleiner Vogel", sagte der arme Prinz, „du mußt fort nach Ägypten."

„Ich will immer bei dir sein", sagte der Schwälberich und schlief zu Füßen des Prinzen ein.

Am nächsten Tag setzte er sich dem Prinzen auf die Schulter und erzählte ihm Geschichten von all dem, was er in fremden Ländern gesehen hatte. Er erzählte ihm von den roten Ibissen, die in langen Reihen an den Nilufern stehen und mit ihren Schnäbeln Goldfische fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und in der Wüste lebt und alles weiß; von den Kaufleuten, die langsam neben ihren Kamelen einherschreiten und Rosenkränze aus Bernstein in den Händen tragen; vom König des Mondgebirges, der so schwarz ist wie Ebenholz und einen großen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die in einem Palmenbaum schläft und zwanzig Priester hat, die sie mit Honigkuchen füttern; und von den Pygmäen, die auf breiten, flachen Blättern über einen großen See segeln und mit den Schmetterlingen immer im Krieg liegen.

„Lieber kleiner Vogel", sagte der Prinz, „du erzählst mir von wunderbaren Dingen, aber wunderbarer als alles ist das Leiden von Mann und Weib. Kein Mysterium ist größer als das Elend. Fliege über meine Stadt, kleiner Vogel, und dann erzähle mir, was du darin gesehen hast."

Also flog der Schwälberich über die große Stadt und sah die Reichen froh und lustig in ihren schönen Häusern, während die Bettler an den Toren saßen. Er flog in dunkle Gassen hinab und sah die weißen Gesichter hungernder Kinder. Unter einem Brückenbogen lagen zwei kleine Buben und hielten sich umschlungen, um sich aneinander zu wärmen.

„Wir haben solchen Hunger!" sagten sie.

„Ihr dürft hier nicht liegen", schrie sie der Wächter an, und so wanderten sie hinaus in den Regen.

Dann flog der Vogel zurück zum Prinzen und erzählte ihm, was er gesehen hatte.

„Ich bin ganz mit feinem Gold bedeckt", sagte der Prinz, „du mußt es abnehmen, Blatt für Blatt, und meinen Armen geben; die Lebenden glauben immer, daß Gold sie glücklich machen kann."

Blatt um Blatt des feinen Goldes pickte ihm der Vogel ab, bis der Glückliche Prinz ganz grau und düster aussah. Blatt um Blatt des feinen Goldes brachte er zu den Armen, und die Gesichter der Kinder wurden rosiger, und sie lachten und spielten ihre Spiele in den Straßen.

„Jetzt haben wir Brot!" riefen sie.

Da kam der Schnee, und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als wären sie aus Silber gemacht, so glänzend und glitzernd waren sie; lange Eiszapfen wie kristallene Dolche hingen von den Dachrinnen herunter; alles ging in dicken Pelzen aus, und die kleinen Jungen trugen dicke rote Mützen und liefen auf dem Eis. Dem armen kleinen Schwälberich wurde kälter und kälter; aber er wollte den Prinzen nicht verlassen, denn er liebte ihn zu sehr. Er pickte Krumen auf vor des Bäckers Tür, wenn der Bäcker gerade nicht hinsah, und versuchte sich warm zu halten, indem er mit seinen Flügeln schlug.

Aber schließlich wußte er doch, daß er sterben müsse. Er hatte gerade noch so viel Kraft, noch einmal dem Prinzen auf die Schulter zu fliegen.

„Leb wohl, guter Prinz!" sagte er ganz leise, „darf ich deine Hand küssen?"

„Ich freu mich, daß du jetzt nach Ägypten gehst", sagte der Prinz, „du bist schon zu lange hiergeblieben, kleiner Schwälberich; aber du mußt mich auf den Mund küssen, denn ich liebe dich."

„Ich gehe nicht nach Ägypten", sagte der Schwälberich, „ich gehe in das Haus des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafs, nicht wahr?"

Und er küßte den Glücklichen Prinzen auf den Mund und fiel tot nieder vor seine Füße.

Da tönte aus dem Innern des Standbildes ein eigentümliches Knacken, gleich als ob etwas zerbrochen wäre. Das bleierne Herz war mitten entzweigeborsten. Es war auch ein strenger, harter Frost.

Früh am Morgen des nächsten Tages ging der Bürgermeister mit den Stadträten über den Platz. Als sie an der Säule vorbeikamen, schaute er zu dem Standbild hinauf:

„Herrgott! Wie schäbig der Glückliche Prinz aussieht!" sagte er.

„Wirklich schäbig!" sagten die Stadtältesten, die immer der Ansicht des Bürgermeisters waren, und dann schauten sie das Standbild an. „Der Rubin ist aus seinem Schwert gefallen, seine Augen sind fort, und vergoldet ist er auch nicht mehr", sagte der Bürgermeister; „er sieht wahrhaftig nicht viel besser aus als ein Bettler."

„Wenig besser als ein Bettler", sagten die Räte.

„Und hier liegt tatsächlich ein toter Vogel zu seinen Füßen!" sagte der Bürgermeister. „Wir müssen wirklich eine Bekanntmachung erlassen, daß es Vögeln nicht erlaubt ist, hier zu sterben." Und der Stadtschreiber notierte diese Anweisung.

So wurde das Standbild des Glücklichen Prinzen abgebrochen.

„Da es nicht mehr schön ist, hat es auch keinen nützlichen Zweck mehr", sagte der Kunstprofessor der Universität.

Hierauf wurde die Statue in einem Brennofen geschmolzen, und der Bürgermeister berief eine Versammlung, die entscheiden sollte, was mit dem Metall zu geschehen habe.

„Wir müssen natürlich ein anderes Denkmal haben", sagte er, „und das muß ein Denkmal von mir sein."

„Von mir", sagte jeder der Stadtältesten, und sie zankten sich. Als ich das letztemal von ihnen hörte, zankten sie sich noch immer.

„Wie sonderbar!" sagte der Meister in der Schmelzhütte; „dieses gebrochene Bleiherz will nicht schmelzen. Wir müssen es wegwerfen, wie es ist."

So warf man es auf einen Kehrichthaufen, auf dem auch die tote Schwalbe lag.

„Bring mir die beiden kostbarsten Dinge der Stadt", sagte Gott zu einem seiner Engel; und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

„Du hast recht gewählt", sagte Gott, „denn in meinem Paradiesgarten wird dieser kleine Vogel für alle Zeiten singen, und in meiner goldenen Stadt wird der Glückliche Prinz mich lobpreisen."

Der junge König

Es war die Nacht vor seinem Krönungstag, und der junge König saß ganz allein in seinem schönen Zimmer. Seine Höflinge hatten sich alle zurückgezogen, nachdem sie den Kopf bis zum Boden geneigt und sich in den großen Saal des Palastes begeben hatten, um von dem Oberzeremonienmeister letzte Anweisungen zu erhalten; denn einige von ihnen hatten noch ein ganz natürliches Benehmen, und ich brauche nicht erst zu sagen, daß das bei Hof stets großen Anstoß erregt.

Der Knabe – denn er war noch ein Knabe, mit seinen sechzehn Jahren – war nicht betrübt, daß sie gingen, und hatte sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung auf die weichen Kissen seines großen Betts zurückgeworfen; er lag da mit flammenden Augen und offenem Mund, – wie ein brauner Faun des Waldes oder ein junges Tier der Wildnis, das die Jäger gefangen haben. Und in der Tat hatten ihn auch Jäger gefunden. Sie waren fast durch Zufall auf ihn gestoßen, als er barfuß, die Flöte in der Hand, der Herde des armen Ziegenhirten nachzog, der ihn aufgezogen und als dessen Sohn er sich bis dahin stets betrachtet hatte. Das Kind der einzigen Tochter des alten Königs aus einer heimlichen Ehe mit einem, der an Rang weit unter ihr stand – einem Fremden, sagten einige, der durch den wunderbaren Zauber seines Flötenspiels die junge Prinzessin bezaubert hatte, daß sie ihn lieben mußte; während andere einen Künstler aus Rimini erwähnten, dem die Prinzessin viel, vielleicht zuviel Ehre erwiesen hatte und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, ohne seine Arbeit am Dom vollendet zu haben – war er, kaum eine Woche alt, von der Seite seiner schlafenden Mutter gerissen und einem einfachen Bauern und dessen Frau anvertraut worden, die selbst keine Kinder hatten und die in einem entlegenen Teil des Waldes mehr als einen Tagesritt von der Stadt entfernt wohnten. Der Gram oder die Pest, wie der Hofarzt feststellte, oder, wie einige behaupteten, ein rasch wirkendes italienisches Gift, in einem Becher Würzwein gereicht, tötete schon eine Stunde nach Ihrem Erwachen das weiße Mädchen, das ihn geboren hatte; und als der treue Diener, der das Kind vor sich im Sattel hielt, von seinem müden Pferd stieg und an die Tür der Hütte des Hirten pochte, da senkte man den Leichnam der Prinzessin in ein offenes Grab, das man vor den Toren der Stadt auf einem verlassenen Kirchhof gegraben hatte – in ein Grab, darin, wie man sagte, schon ein anderer Leichnam lag, der Leichnam eines jungen Mannes von wunderbarer, fremder Schönheit, dem

die Hände mit Stricken auf den Rücken gebunden waren und dessen Brust viele rote Wunden trug.

So ging jedenfalls die Geschichte, die man sich zuflüsterte. Sicher war, daß der König auf seinem Totenbett, vielleicht von Reue gepeinigt, vielleicht auch nur in dem Wunsch, daß die Krone in seiner Linie bleiben möge, nach dem Knaben hatte schicken lassen und ihn in Anwesenheit des Kronrats als seinen Erben bestellt hatte.

Und es scheint, daß er vom ersten Augenblick seiner Anerkennung an Zeichen jener seltsamen Leidenschaft für die Schönheit zeigte, die so großen Einfluß auf sein Leben nehmen sollte. Die ihn durch die Zimmerfluchten begleiteten, die für ihn bestimmt waren, sprachen oft von dem Ausruf des Vergnügens, der seinen Lippen entfloh, als er die feinen Gewänder und reichen Juwelen sah, die man für ihn bereitgelegt hatte, und von der beinahe wilden Freude, mit der er sein rohes Lederwams und seinen groben Schaffellmantel von sich warf. Freilich, zuweilen vermißte er die weite Freiheit seines Waldlebens, und er war stets bereit, sich über die öden Hofzeremonien aufzuregen, aber der herrliche Palast, ‚La Joyeuse', wie man ihn nannte, dessen Herr er nun war, schien ihm eine neue Welt zu sein, die eigens zu seiner Last geschaffen war; und sobald er dem Kronrat oder dem Audienzsaal entfliehen konnte, lief er die große Treppe hinunter, wo Löwen aus vergoldeter Bronze standen, und deren Stufen aus glänzendem Porphyr gebildet waren, und wanderte von Raum zu Raum, von Gang zu Gang wie einer, der in der Schönheit Balsam für den Schmerz suchte, eine Art Genesung von Krankheit.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie zu nennen pflegte – und in der Tat waren es für ihn wirkliche Reisen durch ein Reich der Wunder –, ließ er sich oft von schlanken, blondhaarigen Pagen in flatternden Mänteln und heiteren, flatternden Bändern begleiten. Oft aber blieb er allein, denn er fühlte in raschem Erraten, daß sich die Geheimnisse der Kunst am besten im stillen erkennen lassen und daß die Schönheit wie auch die Weisheit den liebt, der sie in Einsamkeit verehrt.

Manch seltsame Geschichte erzählte man sich zu jener Zeit von ihm. Man sagte, ein behäbiger Bürgermeister, der gekommen war, um eine begeisterte Grußadresse im Namen der Bürger der Stadt an ihn zu richten, habe ihn gesehen, wie er in wahrer Anbetung vor einem großen Gemälde kniete, das gerade aus Venedig gekommen war und die Verehrung einiger neuer Götter darzustellen schien. Bei einer anderen Gelegenheit hatte man ihn mehrere Stunden lang vermißt und erst nach langem Suchen im kleinen Raum des Nordturms entdeckt, als er gleich einem Verzückten auf eine griechische Gemme starrte, in die die Gestalt des Adonis geschnitten war. Man hatte ihn gesehen, so ging das Gerücht, wie er seine warmen Lippen auf die Marmorstirn einer antiken Statue preßte, die bei Gelegenheit eines Brückenbaus im Flußbett gefunden worden war und eine Inschrift mit dem Namen des bithynischen Sklaven Hadrians trug. Er hatte eine ganze Nacht damit verbracht, die Wirkung des Mondlichts auf ein silbernes Standbild des Endymion zu betrachten.

Jedenfalls hatten alle seltenen und kostbaren Stoffe großen Zauber auf ihn, und in der Begierde sie zu besitzen, hatte er viele Kaufleute ausgesandt: die einen, um von dem rauhen Fischervolk der Nordmeere Bernstein zu erhandeln; andere nach Ägypten, um jene seltenen grünen Türkise zu suchen, die man nur in den Gräbern der Könige findet und die magische Kräfte besitzen sollen; andere nach Persien, um seidene Teppiche und bemalte Keramiken, und wieder andere nach Indien, um Gaze zu kaufen und getöntes Elfenbein, Mondsteine und Armbänder aus Nephrit, Sandelholz und blaues Emaille und Schals aus feiner Wolle.

Aber am meisten hatte ihn das goldene Gewand beschäftigt, das er bei seiner Krönung tragen sollte, die rubinenbesetzte Krone und das Zepter, mit Reihen und Ringen von Perlen besetzt. Ja, daran dachte er heute abend, als er auf seinem kostbaren Lager lag und die Holzscheite betrachtete, die im offenen Kamin glühten. Die Entwürfe, die von der Hand des berühmtesten Künstlers der Zeit herrührten, waren ihm vor vielen Monaten vorgelegt worden, und er hatte Befehl gegeben, daß die Handwerker Tag und Nacht daran arbeiten sollten, und daß man die ganze Welt durchsuchte, um Juwelen zu finden, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich im Geiste schon am Hochaltar des Doms stehen, bedeckt mit dem Prunkgewand, und ein Lächeln spielte um seine Knabenlippen, verharrte dort und entflammte in seinen dunklen Waldaugen einen strahlenden Glanz.

Nach einiger Zeit stand er auf, lehnte sich gegen die geschnitzte Blende des Kamins und sah sich in dem matt erleuchteten Zimmer um. Die Wände waren mit reichen Gobelins behängt, die den Triumph der Schönheit darstellten. Ein großer Schrank, mit Einlegearbeiten aus Achat und Lapislazuli, füllte eine Ecke, und dem Fenster gegenüber stand ein seltsam geformter Fächerschrank mit Feldern aus Lack und Goldstaub und Goldmosaik, und darauf standen zarte Becher aus venezianischem Glas und eine Trinkschale aus dunkeladrigem Onyx. Bleiche Mohnblumen waren auf die Decke des Betts gestickt, als wären sie den müden Händen des Schlafs entfallen, und hohe kannelierte Säulen aus Elfenbein trugen den samtenen Baldachin, aus dem, wie weißer Schaum, sich große Büschel von Straußenfedern zum matten Silber der Kassettendecke hoben. Ein lachender Narziß von grüner Bronze hielt einen glänzenden Spiegel über den Kopf. Auf dem Tisch stand eine flache Schale aus Amethyst.

Draußen konnte er die mächtige Kuppel des Doms sehen, die wie eine Seifenblase die schattigen Häuser überwölbte und die müden Posten, die auf der Terrasse am nebligen Fluß auf und nieder schritten. Fern, in einem Garten, sang eine Nachtigall. Ein leichter Jasminduft drang durch das offene Fenster. Er strich sich die braunen Locken aus der Stirn, zog eine Laute an sich und ließ die Finger über die Saiten gleiten. Seine schweren Augenlider senkten sich, und eine seltsame Mattigkeit kam über ihn. Niemals hatte er so klar den Zauber und das Geheimnis des Schönen empfunden.

Als es vom Turm Mitternacht schlug, berührte er eine Glocke. Seine Pagen

traten ein und entkleideten ihn unter vielen Zeremonien und gossen ihm Rosenwasser über seine Hände und streuten ihm Blumen auf sein Kissen. Wenige Minuten, nachdem sie gegangen waren, fiel er in Schlaf.

Und als er schlief, träumte er einen Traum, und dieses war sein Traum:

Es war ihm, als stünde er in einer langen, niedrigen Halle, unter dem Schwirren und Rasseln vieler Webstühle. Das spärliche Tageslicht drang durch die vergitterten Fenster und zeigte ihm die hageren Gestalten der Weber, die über die Webstühle gebeugt waren. Bleiche, kränkliche Kinder hockten auf den mächtigen Querbalken. Und wenn die Schiffchen durch den Zettel schossen, hoben sie das schwere Richtscheit auf; und wenn die Schiffchen innehielten, ließen sie das Richtscheit fallen und stießen die Fäden zusammen. Ihre Gesichter waren vor Hunger eingefallen, und ihre knochigen Hände zitterten und bebten. Einige dürre Frauen saßen an einem Tisch und nähten. Ein grauenhafter Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war stickig und schwer, und die Wände tropften und liefen vor Feuchtigkeit. Der junge König näherte sich einem der Weber und trat zu ihm und sah ihm bei der Arbeit zu.

Der Weber aber sah böse zu ihm auf und sagte:

„Was siehst du mir zu? Bist du ein Späher, der von unserem Herrn über uns gesetzt worden ist?"

„Wer ist dein Herr?" fragte der junge König.

„Unser Herr!" rief der Weber bitter. „Er ist ein Mensch wie ich. Es gibt nur einen Unterschied zwischen uns – er trägt schöne Kleider, und ich gehe in schmutzigen Lumpen; und ich bin krank und schwach vor Hunger, während er an Übersättigung leidet."

„Das Land ist frei", sagte der junge König, „und du bist keines Menschen Sklave."

„Im Krieg", antwortete der Weber, „machen die Starken die Schwachen zu Sklaven, und im Frieden machen die Reichen die Armen zu Sklaven. Wir müssen arbeiten, um zu leben, und sie geben uns so kärglichen Lohn, daß wir sterben. Wir arbeiten für sie den ganzen Tag, und sie häufen das Gold in ihren Schränken, aber unsere Kinder welken vor ihrer Zeit, und die Gesichter derer, die wir lieben, werden hart und verbittert. Wir treten die Trauben aus, und ein anderer trinkt den Wein. Wir säen das Korn, und unser eigener Speicher bleibt leer. Wir tragen Ketten, wenn sie auch niemand sieht; und wir sind Sklaven, wenn auch die Menschen uns frei nennen."

„Ist das wirklich so?" fragte der König.

„Es ist wirklich so", antwortete der Weber, „bei den Jungen wie bei den Alten, bei den Frauen wie bei den Männern, bei den kleinen Kindern wie bei denen, die die Jahre beugen. Die Händler treten uns nieder, und wir müssen tun, was sie uns heißen. Der Priester reitet vorüber und zählt die Perlen seines Rosenkranzes, aber kein Mensch kümmert sich um uns. Durch unsere sonnenlosen Gassen schleicht die Armut mit hungrigen Augen, und die Sünde mit ihrem verquollenen Antlitz folgt dicht auf dem Fuß. Das Elend weckt uns am Morgen, und die Schande sitzt bei uns zur Nacht. Aber was geht dich das an? Du bist keiner von uns. Dein Gesicht ist zu glücklich."

Und er wandte sich mürrisch fort und warf das Schiffchen durch den Webstuhl; und der junge König sah, daß es mit einem goldenen Faden gefädelt war.

Und eine große Angst befiel ihn, und er fragte den Weber:

„Was für ein Gewand ist das, das du da webst?"

„Es ist das Gewand für die Krönung des jungen Königs", antwortete er; „was geht das dich an?"

Da stieß der junge König einen lauten Schrei aus und erwachte; und siehe! er war in seinem eigenen Zimmer, und durch das Fenster sah er den großen, honigfarbenen Mond in der verschleierten Nacht stehen.

Und er schlief wieder ein und träumte, und dies war sein Traum:

Es war ihm, als läge er auf dem Deck einer großen Galeere, die von hundert Sklaven gerudert wurde. Auf einem Teppich zu seiner Seite saß der Herr der Galeere. Er war schwarz wie Ebenholz, und sein Turban war aus roter Seide. Große Ohrgehänge aus Silber zogen die Läppchen seiner Ohren nieder, und in den Händen hielt er zwei elfenbeinerne Waagschalen.

Die Sklaven waren nackt bis auf einen zerlumpten Schurz um die Lenden, und jeder war an seinen Nachbar gekettet. Die heiße Sonne traf sie mit voller Schärfe, und Mohrenaufseher liefen auf und ab und peitschten sie mit Peitschen aus Leder. So streckten sie ihre dürren Arme aus und zogen die schweren Ruder durchs Wasser. Die salzige Gischt flog vor dem Bug hoch auf.

Schließlich erreichten sie eine kleine Bucht und fingen an, das Lot zu werfen.

Ein leichter Wind wehte von der Küste her und bedeckte Deck und Segel mit feinem roten Staub. Drei Araber kamen auf wilden Eseln geritten und warfen Speere nach ihnen. Der Herr der Galeere nahm einen bemalten Bogen zur Hand und durchschoß einem die Kehle. Er stürzte mit schwerem Fall in die Brandung, und seine Gefährten ritten davon. Eine Frau in einem gelben Schleier folgte langsam auf einem Kamel und sah sich von Zeit zu Zeit nach dem Leichnam um.

Sobald sie Anker geworfen hatten und das Segel eingeholt war, stiegen die Mohren in den Raum hinab und holten eine lange Strickleiter herauf, die mit Bleigewichten schwer behängt war. Der Herr der Galeere befestigte die Enden an zwei eisernen Haken und warf sie über Bord. Dann ergriffen die Mohren den jüngsten der Sklaven, nahmen ihm seine Fesseln ab, füllten ihm Nasenlöcher und Ohren mit Wachs und banden ihm einen schweren Stein um seine Hüften. Müde stieg er die Leiter hinunter und verschwand im Meer. Einige Blasen stiegen auf, wo er versank. Einige der anderen Sklaven sahen neugierig über Bord. Vorn im Bug der Galeere saß ein Haifischbeschwörer und schlug monoton seine Trommel.

Nach einiger Zeit kam der Taucher aus dem Wasser empor und klammerte sich keuchend an die Leiter. Er hielt eine Perle in der rechten Hand. Die Mohren entrissen sie ihm und stießen ihn zurück. Die Sklaven schliefen über ihren Rudern ein.

Wieder und wieder kam er herauf, und jedesmal brachte er eine herrliche

Perle mit. Der Herr der Galeere wog sie und steckte sie in einen kleinen Beutel aus grünem Leder.

Der junge König versuchte zu sprechen, aber ihm war, als klebte ihm die Zunge am Gaumen, und seine Lippen gehorchten ihm nicht. Die Mohren schwatzten miteinander und fingen an, sich um eine Schnur glänzender Perlen zu streiten. Zwei Kraniche umkreisten beständig das Schiff.

Da kam der Taucher zum letztenmal herauf, und die Perle, die er mitbrachte, war schöner als all die Perlen des Ormuzd, denn sie war an Gestalt gleich dem vollen Mond. Aber sein Gesicht war seltsam bleich, und als er auf das Deck fiel, quoll ihm das Blut aus Nase und Ohren. Er bebte noch eine Zeitlang, und dann wurde er still. Die Mohren zuckten die Schultern und warfen den Leichnam über Bord.

Und der Herr der Galeere lachte, und er reckte den Arm aus und nahm die Perle, und als er sie sah, preßte er sie an seine Stirn und verneigte sich.

„Sie soll", sagte er, „für das Zepter des jungen Königs sein", und er gab seinen Mohren ein Zeichen, die Anker aufzuziehen.

Als der junge König dies hörte, stieß er einen lauten Schrei aus und erwachte, und als er zum Fenster hinausblickte, sah er, wie die Dämmerung mit langen, grauen Fingern nach den verblassenden Sternen griff.

Und er schlief wieder ein und träumte, und dies war sein Traum:

Ihm war, als wandere er durch einen dunklen Wald, in dem seltsame Früchte hingen und herrliche, giftige Blumen wuchsen. Nattern zischten nach ihm, als er vorüberging, und die farbenstrahlenden Papageien flogen kreischend von Ast zu Ast. Riesige Schildkröten lagen schlafend im heißen Schlamm. Und die Bäume waren voll von Affen und Pfauen.

Weiter und weiter ging er, bis er zum Rand des Waldes kam; und dort sah er eine ungeheuere Ansammlung von Menschen, die im Bett eines ausgetrockneten Flusses arbeiteten. Sie schwärmten auf den Felsen aus wie Ameisen. Sie gruben tiefe Löcher in den Boden und stiegen hinab. Einige von ihnen spalteten den Fels mit großen Spitzhacken; andere wühlten im Sand. Sie rissen den Kaktus an seinen Wurzeln heraus und zertraten die leuchtend roten Blüten. Sie hasteten umher und schrien einander zu, und niemand war müßig.

Aus dem Düster einer Höhle sahen ihnen der Tod und die Habsucht zu, und der Tod sagte:

„Ich bin müde; gib mir den dritten Teil von ihnen und laß mich gehen."

Aber die Habsucht schüttelte den Kopf.

„Sie sind meine Diener", antwortete sie.

Und der Tod sagte zu ihr: „Was hältst du in der Hand?"

„Ich habe drei Getreidekörner", antwortete sie, „was geht das dich an?"

„Gib mir eins davon", rief der Tod, „damit ich es in meinen Garten pflanze; nur eins davon, und ich will gehen."

„Ich werde dir gar nichts geben", sagte die Habsucht, und sie verbarg ihre Hand in einer Falte ihres Gewands.

Da lachte der Tod, nahm eine Schale und tauchte sie in ein Wasserloch und

aus der Schale stieg das Wechselfieber auf. Es ging durch die große Menschenmenge, und der dritte Teil von ihnen lag tot. Ein kalter Nebel folgte ihm, und die Wasserschlangen liefen ihm zur Seite.

Als die Habsucht dies sah, daß der dritte Teil der Menge tot war, schlug sie sich die Brust und weinte. Sie schlug sich den unfruchtbaren Busen und heulte laut.

„Du hast den dritten Teil meiner Diener erschlagen", rief sie, „gehe fort. Es herrscht Krieg in den Bergen der Tatarei, und die Könige beider Parteien rufen nach dir. Die Afghanen haben den schwarzen Stier erschlagen und gehen in die Schlacht. Sie haben mit ihren Speeren auf ihre Schilde geschlagen und ihre eisernen Helme aufgesetzt. Was ist dir schon mein Tal, daß du in ihm verweilen solltest? Gehe und kehre nie zurück."

„Ja", antwortete der Tod, „aber bevor du mir nicht eins dieser Getreidekörner gegeben hast, gehe ich nicht."

Doch die Habsucht schüttelte den Kopf.

„Ich werde dir gar nichts geben", murmelte sie.

Da lachte der Tod und hob einen schwarzen Stein auf und warf ihn in den Wald, und aus dem Gestrüpp wilden Schierlings stieg das Sumpffieber in einem Kleid von Flammen. Und es schritt durch die Menge und berührte sie, und jeder, den es berührte, starb. Das Gras welkte unter seinen Füßen, wo es ging.

Da schauderte die Habsucht, und sie streute sich Asche aufs Haupt.

„Du bist grausam", rief sie; „du bist grausam. In den befestigten Städten Indiens herrscht Hungersnot. Die Zisternen sind ausgetrocknet in Samarkand. In den ummauerten Städten Ägyptens herrscht Hungersnot, und aus der Wüste sind die Heuschrecken gekommen. Der Nil hat seine Ufer nicht überflutet, und die Priester haben Isis und Osiris verflucht. Geh zu denen, die dich brauchen, und laß mir meine Diener."

„Ja", antwortete der Tod, „aber bevor du mir nicht eins dieser Getreidekörner gegeben hast, gehe ich nicht."

„Ich werde dir gar nichts geben", sagte die Habsucht.

Da lachte der Tod wieder und pfiff durch die Finger, und ein Weib kam durch die Luft geflogen. ‚Pest' stand auf ihrer Stirn geschrieben, und eine Schar von hageren Geiern umflatterte sie. Sie bedeckte das Tal mit ihren Flügeln, und niemand blieb am Leben.

Und die Habsucht floh schreiend durch den Wald, und der Tod sprang auf sein rotes Roß und ritt davon, und sein Roß war schneller als der Wind.

Und aus dem Schlamm auf dem Grund des Tals erhoben sich Drachen und abscheuliches Schuppengetier, und die Schakale kamen über den Sand gelaufen und zogen die Luft durch ihre Nüstern ein.

Da weinte der junge König und fragte:

„Wer waren diese Männer, und was suchten sie?"

„Rubinen für eine Königskrone", antwortete einer, der hinter ihm stand.

Der junge König schauderte und wandte sich um und erblickte einen Mann,

der wie ein Pilger gekleidet war und einen Silberspiegel in seiner Hand hielt.

Er erbleichte und fragte:

„Für welches Königs Krone?"

Und der Pilger antwortete:

„Sieh in den Spiegel, so wirst du ihn sehen."

Und er blickte in den Spiegel, und da er sein eigenes Antlitz sah, stieß er einen lauten Schrei aus und erwachte. Helles Sonnenlicht fiel in sein Gemach.

Und der Kanzler und die hohen Beamten des Staates traten ein und huldigten ihm, und die Pagen brachten ihm das Gewand aus gewebtem Gold und legten die Krone und das Zepter vor ihn hin. Und der junge König sah beide an, und sie waren herrlich. Sie waren herrlicher als irgend etwas, was er bisher gesehen hatte. Aber er dachte an seine Träume und sagte zu seinen Großen:

„Nehmt diese Dinge fort; denn ich will sie nicht tragen."

Da waren die Höflinge entsetzt, und einige unter ihnen lachten, denn sie glaubten, er scherzte.

Aber er sprach noch einmal streng zu ihnen und sagte: „Nehmt diese Dinge fort und verbergt sie vor mir. Wenn dies auch der Tag meiner Krönung ist, ich will sie nicht tragen. Denn auf dem Webstuhl der Sorge und mit den weißen Händen des Schmerzes ist dies mein Gewand gewoben. Blut ist im Herzen des Rubinen, und im Herzen der Perle ist der Tod."

Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Und als die Höflinge die Träume hörten, sahen sie einander an und flüsterten:

„Sicher, er ist wahnsinnig; denn was ist ein Traum mehr als ein Traum, und ein Gesicht mehr als ein Gesicht? Sie sind nichts Wirkliches, daß man sich um sie kümmere. Und was haben wir zu tun mit dem Leben derer, die für uns arbeiten? Soll ein Mann kein Brot mehr essen, bis er den Säer sah, und keinen Wein mehr trinken, bis er mit dem Winzer sprach?"

Und der Kanzler wandte sich zu dem jungen König und sagte:

„Mein Herr, ich bitte dich, laß diese deine schwarzen Gedanken fahren und lege dieses schöne Gewand an und setze die Krone auf dein Haupt. Denn wie soll das Volk wissen, daß du König bist, wenn du nicht eines Königs Kleidung trägst?"

Und der junge König sah ihn an.

„Ist dem wirklich so?" fragte er. „Werden Sie mich nicht als König kennen, wenn ich nicht eines Königs Kleidung trage?"

„Sie werden dich nicht erkennen, Herr", rief der Kanzler.

„Ich hatte geglaubt, es habe Männer gegeben, die königlich waren", antwortete er, „aber es mag wohl sein, wie du sagst. Und doch will ich dies Gewand nicht tragen, noch will ich mit dieser Krone mich krönen lassen; sondern wie ich kam zum Palast, so will ich ihn wieder verlassen."

Und er hieß sie alle hinausgehen bis auf einen Pagen, den er bei sich behielt, einen Knaben, der ein Jahr jünger war als er selbst. Ihn behielt er zu seiner Bedienung bei sich; und als er sich im klaren Wasser gebadet hatte, öffnete er

eine große, uralte Truhe und nahm das rohe Lederwams und den groben Schaffellmantel heraus, die er getragen hatte, als er auf dem Hügel die zottigen Ziegen des Hirten hütete. Die legte er an, und in die Hand nahm er seinen knorrigen Hirtenstab.

Und der kleine Page öffnete die großen blauen Augen vor Verwunderung und sprach lächelnd:

„Mein Gebieter, ich sehe dein Gewand und dein Zepter, aber wo ist deine Krone?"

Da pflückte der junge König einen Zweig von wilden Winden, die über den Balkon wucherten, und bog ihn und machte einen Kranz daraus und setzte ihn sich aufs Haupt.

„Das soll meine Krone sein", antwortete er.

Und so angetan ging er aus seinem Gemach in den großen Saal, wo die Höflinge auf ihn warteten.

Und die Höflinge spotteten, und einige riefen ihm zu:

„Herr, das Volk wartet auf seinen König, und du zeigst ihm einen Bettler"; und andere wurden zornig und riefen:

„Er bringt Schande über unseren Staat, und er ist nicht würdig, unser Herrscher zu sein."

Aber er antwortete ihnen mit keinem Wort, sondern schritt hinaus, die glänzende Porphyrtreppe hinunter und hinaus durch die erzenen Tore und stieg auf sein Roß und ritt zum Dom, und der kleine Page lief neben ihm her.

Da lachte das Volk und rief:

„Da reitet der Narr des Königs vorbei", und sie verhöhnten ihn. Er aber zog die Zügel an und sprach zu ihnen:

„Nein, ich bin der König."

Und darauf erzählte er ihnen seine drei Träume.

Da trat ein Mann aus der Menge hervor und sprach voll Bitterkeit zu ihm:

„Herr, weißt du nicht, daß sich am Luxus der Reichen das Leben der Armen nährt? Von eurer Pracht werden wir gesättigt, und eure Laster geben uns Brot. Für einen harten Herrn zu arbeiten, ist bitter, aber bitterer ist es, keinen Herrn zu haben, für den man arbeiten kann. Meinst du, die Raben werden uns Nahrung bringen? Und welche Heilung hast du für diese Dinge? Willst du dem Käufer sagen: Du sollst für so viel kaufen, und dem Händler: Du sollst um diesen Preis verkaufen? Ich glaube nicht. Also kehre in deinen Palast zurück und lege deinen Purpur an und dein feines Leinen. Was hast du mit uns zu schaffen und mit dem, was wir dulden?"

„Sind nicht die Reichen und die Armen Brüder?" fragte der junge König.

„Wohl", antwortete der Mann, „und der Name des reichen Bruders ist Kain."

Da füllten sich die Augen des jungen Königs mit Tränen, und er ritt weiter unter dem Murren des Volkes; und den kleinen Pagen ergriff Furcht, und er verließ ihn.

Als er das Portal des Doms erreichte, schränkten die Soldaten ihre Hellebarden und sagten:

„Was hast du hier zu suchen? Durch diese Tür tritt niemand ein außer dem König."

Da rötete sich sein Gesicht vor Zorn, und er sprach zu ihnen:

„Ich bin der König", und er stieß ihre Hellebarden beiseite und ging hinein.

Und als der alte Bischof ihn in seinem Hirtengewand kommen sah, stand er verwundert von seinem Sessel auf und sprach: „Mein Sohn, ist das eines Königs Gewand? Und mit welcher Krone soll ich dich krönen und welches Zepter in deine Hände legen? Wahrlich, dies sollte für dich ein Tag der Freude sein und nicht der Erniedrigung."

„Soll die Freude tragen, was der Gram geschaffen hat?" sagte der junge König. Und er erzählte ihm seine drei Träume.

Und als der Bischof sie gehört hatte, zog er die Stirn in Falten und sprach:

„Mein Sohn, ich bin ein alter Mann und stehe im Winter meiner Tage, und ich weiß, daß viele schlimme Dinge in der weiten Welt geschehen. Die wilden Räuber kommen herab aus den Bergen und verschleppen die kleinen Kinder und verkaufen sie an die Mohren. Die Löwen lauern den Karawanen auf und stürzen sich auf die Kamele. Der wilde Eber verwüstet das Korn im Tal, und die Füchse benagen den Wein auf den Hügeln. Die Piraten verwüsten die Küsten der See und verbrennen die Schiffe der Fischer und nehmen ihnen die Netze. In den Salzsümpfen leben die Aussätzigen und wohnen in Häusern aus geflochtenem Rohr, und niemand darf ihnen nahe kommen. Die Bettler ziehen durch die Städte und verzehren ihr Brot mit den Hunden. Kannst du verhindern, daß dem so ist? Willst du den Aussätzigen zu deinem Bettgenossen machen und den Bettler zu dir an die Tafel setzen? Soll der Löwe tun, was du befiehlst, und der wilde Eber dir gehorchen? Ist nicht Er, der das Elend schuf, weiser als du? Deshalb rühme ich dich nicht um das, was du getan, sondern ich rate dir, in den Palast zurückzureiten und dein Gesicht froh zu machen und das Gewand anzulegen, das einem König geziemt; und mit der goldenen Krone will ich dich krönen und das Perlenzepter in die Hand dir legen. Und an deine Träume denke nicht mehr. Die Last dieser Welt ist zu groß für einen Menschen, um sie zu tragen, und das Leid der Welt zu schwer für ein Herz, um es zu dulden."

„Sagst du dies im Haus des Herrn?" sprach der junge König und schritt an dem Bischof vorbei und stieg die Stufen des Altars hinauf und stand vor dem Bildnis Christi.

Er stand vor dem Bildnis Christi, und zu seiner Rechten und zu seiner Linken standen die herrlichen Goldgefäße, der Kelch mit dem Krönungswein und die Phiole mit dem heiligen Öl. Er kniete vor dem Bildnis Christi, und die großen Kerzen brannten hell neben dem juwelenbesetzten Tabernakel, und der Weihrauch wirbelte in dünnen, blauen Wölkchen durch die weite Kuppel. Er neigte das Haupt im Gebet, und die Priester in ihren steifen Chorgewändern schlichen betreten vom Altar fort.

Und plötzlich kam von draußen, von der Straße her, wilder Tumult, und herein drangen die federgeschmückten Edlen mit gezogenen Schwertern und Schilden aus blankem Stahl.

„Wo ist dieser Träumeträumer?“ riefen sie. „Wo ist dieser König, der gekleidet ist wie ein Bettler? – dieser Knabe, der Schande über unser Reich bringt? Wohlauf, wir wollen ihn erschlagen, denn er ist unwürdig, über uns zu herrschen.“

Und der junge König neigte wieder das Haupt und betete; und als er sein Gebet beendet hatte, stand er auf und wandte sich um und sah voll Trauer auf sie herab.

Und siehe! durch die gemalten Fenster kam das Sonnenlicht und umströmte ihn; und die Strahlen der Sonne woben um ihn ein Gewand, das herrlicher war als das Gewand, das ihm zur Lust geschaffen wurde. Der tote Stab erblühte und trug Lilien, weißer als Perlen. Der trockene Dorn blühte und trug Rosen, die roter waren als Rubinen. Weißer als schöne Perlen waren die Lilien, und ihre Stengel waren aus glänzendem Silber. Roter als Rubine waren die Rosen, und ihre Blätter waren aus getriebenem Gold. Er stand da im Gewand eines Königs, und die Flügel des juwelenbesetzten Tabernakels flogen auf, und aus dem Kristall der glänzenden Monstranz strahlte ein herrliches mystisches Licht. Er stand da im Gewand eines Königs, und die Glorie Gottes erfüllte den Raum, und die Heiligen in den geschnitzten Nischen schienen sich zu bewegen. In dem stolzen Gewand eines Königs stand er vor ihnen da, und die Orgel sandte ihre Melodien aus, und die Fanfarenbläser bliesen die Fanfaren, und die Sängerknaben sangen.

Und das Volk fiel in Ehrfurcht auf die Knie, und die Edlen stießen ihr Schwert in die Scheide und huldigten ihm, und des Bischofs Antlitz wurde bleich, und seine Hände zitterten.

„Ein Größerer, als ich bin, hat dich gekrönt“, rief er und kniete vor ihm nieder.

Und der junge König schritt von dem Hochaltar und ging heim, mitten durch das Volk. Aber niemand wagte, ihm ins Gesicht zu sehen, denn es war wie das Gesicht eines Engels.

Der Geburtstag der Infantin

Es war der Geburtstag der Infantin. Sie wurde gerade zwölf Jahre alt, und die Sonne schien strahlend in den Garten des Palastes.

Obwohl sie eine wirklich Prinzessin war und Infantin von Spanien, hatte sie doch jedes Jahr nur einen Geburtstag, gerade wie die Kinder von ganz armen Leuten. Daher war es selbstverständlich für das ganze Land von großer Bedeutung, daß sie aus diesem Anlaß einen wirklich schönen Tag haben sollte. Und fürwahr, es war wirklich ein schöner Tag. Die großen, gestreiften Tulpen standen stolz aufgerichtet auf ihren Stengeln, gleich langen Reihen von Soldaten, und sie sahen herausfordernd durch den Garten auf die Rosen und sagten:

„Wir sind jetzt genau so schön wie ihr."

Die purpurnen Schmetterlinge flatterten umher, mit Goldstaub auf den Flügeln, und besuchten nacheinander alle Blumen. Die kleinen Eidechsen krochen aus den Rissen der Mauer und lagen in der weißen Glut und sonnten sich; und die Granatäpfel sprangen auf in der Hitze und zeigten ihre blutenden, roten Herzen. Selbst die bleichen, gelben Zitronen, die in solcher Fülle von den Spalieren hingen und an den dunklen Bogengängen entlang, schienen reichere Farbe aus dem wundervollen Sonnenlicht zu saugen, und die Magnolienbäume öffneten ihre großen, kugelrunden Blüten gefalteten Elfenbeins und erfüllten die Luft mit schwerem, süßem Duft.

Die kleine Prinzessin selbst lief mit ihren Gespielinnen die Terrasse auf und nieder und spielte Versteck um die steinernen Vasen und die alten, moosbewachsenen Statuen. An gewöhnlichen Tagen durfte sie nur mit Kindern ihres Ranges spielen, und deshalb mußte sie immer allein spielen; aber ihr Geburtstag war eine Ausnahme, und der König hatte Befehl gegeben, daß sie von ihren jungen Freunden und Freundinnen einladen sollte, wen sie wollte, um sich mit ihnen zu vergnügen. Es lag Grazie über diesen hübschen spanischen Kindern, wie sie herumhuschten; die Knaben mit ihren großfedrigen Hüten und den kurzen flatternden Mäntelchen, die Mädchen, die die Schleppen ihrer langen Brokatgewänder trugen und ihre Augen mit großen Fächern aus Schwarz und Silber gegen die Sonne schützten. Aber die Infantin war die Anmutigste von allen. Sie war am geschmackvollsten angezogen, wenn auch nach der beschwerlichen Mode der Zeit. Ihr Kleid war aus grauer Seide, der Saum und die weiten Puffärmel schwer mit Silber bestickt und das enge Mieder mit Reihen schöner Perlen besetzt. Ein Paar winziger Schuhe mit großen, rosa Schleifen sahen

unter ihrem Kleid hervor, wenn sie ging. Rosa und perlenfarben war auch ihr großer Fächer, und in ihrem Haar, das sich wie eine Aureole aus weißem Gold steif um ihr bleiches kleines Gesichtchen legte, trug sie eine herrliche weiße Rose.

Von einem Fenster des Palasts aus sah ihnen der melancholische König zu. Hinter ihh stand sein Bruder, Don Pedro von Aragon, den er haßte; und sein Beichtvater, den Groß-Inquisitor von Granada, saß ihm zur Seite. Trauriger noch als gewöhnlich war der König; denn als er auf die Infantin blickte, die sich mit kindlichem Ernst gegen die sich versammelnden Höflinge verneigte oder hinter ihrem Fächer über die würdevolle Herzogin von Albuquerque lachte, die sie immer begleitete, da dachte er an ihre Mutter, die junge Königin, die – so schien es ihm – erst vor kurzer Zeit aus dem heiteren Frankreich gekommen und in dem düsteren Glanz des spanischen Hofs daningewelkt war – denn sie starb sechs Monate nach der Geburt ihres Kindes, ehe sie noch die Mandelbäume des Gartens zum zweitenmal hatte blühen sehen und die zweite Jahresfrucht von dem alten, ächzenden Feigenbaum gepflückt hatte, der im Mittelpunkt des jetzt grasbewachsenen Hofs stand. So groß war seine Liebe zu ihr gewesen, daß er sie nicht einmal im Grab vor sich hatte verbergen lassen. Sie wurde von einem maurischen Arzt einbalsamiert, dem man für diesen Dienst sein Leben schenkte, das, so sagte man, schon wegen Ketzerei und des Verdachts magischer Künste dem Heiligen Offizium verfallen war; und ihre Leiche lag noch auf der gestickten Bahre in der schwarzen Marmorkapelle des Palastes, genau wie die Mönche sie an jenem stürmischen Märztag vor beinahe zwölf Jahren hineingetragen hatten. Einmal in jedem Monat ging der König, in einen dunklen Mantel eingeschlagen und eine verdeckte Laterne in der Hand, hinein und kniete an ihrer Seite und rief:

„Mi Reina! Mi Reina!"

Und zuweilen durchbrach er die Etikette, die in Spanien jede Handlung des Lebens beherrscht und selbst dem Gram eines Königs Grenzen setzt, und faßte die bleichen, beringten Hände in seiner wilden Schmerzensqual und versuchte durch seine wahnsinnigen Küsse das kalte, bemalte Gesicht zu beleben. Heute war ihm, als sähe er sie wieder, wie er sie zuerst gesehen hatte, im Schloß zu Fontainebleau, als er fünfzehn Jahre alt war und sie noch jünger. Sie waren damals von dem päpstlichen Nuntius vor dem französischen König und dem ganzen Hof in aller Form verlobt worden, und er war in den Escorial zurückgekehrt und hatte eine Locke blonden Haars mitgebracht und die Erinnerung an zwei Kinderlippen, die sich niederbeugten, um seine Hand zu küssen, als er in seinen Wagen stieg. Später war dann die Hochzeit gefolgt, die eilig in Burgos vollzogen wurde, einer kleinen Stadt an der Grenze der beiden Reiche, und der großartige öffentliche Einzug in Madrid mit der Feier der Hochmesse in der Kirche La Atocha und mit einem ungewöhnlich feierlichen Autodafé, bei dem fast dreihundert Ketzer, unter denen sich viele Engländer befanden, dem weltlichen Arm zur Verbrennung überantwortet waren.

Wahrlich, er hatte sie bis zum Wahnsinn geliebt und, so glaubten viele, zum

Verderb seines Landes, das damals wegen der Herrschaft über die Neue Welt mit England im Krieg lag. Er hatte kaum je geduldet, daß sie ihm aus den Augen kam, um ihretwillen hatte er – so schien es wenigstens – alle ernsten Staatsgeschäfte vergessen; und mit jener furchtbaren Blindheit, die die Leidenschaft über ihre Diener bringt, hatte er nicht bemerkt, daß die prächtigen Zeremonien, durch die er sie zu erheitern suchte, die seltsame Krankheit nur verstärkten, unter der sie litt. Als sie starb, war er eine Zeitlang wie einer, der seiner Vernunft beraubt ist. Ja, ohne Zweifel hätte er förmlich abgedankt und sich in das große Trappistenkloster bei Granada zurückgezogen, dessen Priorstitel er schon führte, hätte er sich nicht davor gefürchtet, die kleine Infantin in der Gewalt seines Bruders zu lassen, dessen Grausamkeit selbst in Spanien Anstoß erregte und den viele im Verdacht hatten, er habe durch ein Paar vergiftete Handschuhe den Tod der Königin herbeigeführt, als sie zu Besuch in seinem Palast in Aragon weilte. Selbst nach Ablauf der dreijährigen Frist öffentlicher Trauer, die er durch königliches Edikt im ganzen Reich angeordnet hatte, erlaubte er seinen Ministern nie, von einer neuen Verbindung zu reden; und als der Kaiser selbst zu ihm gesandt hatte, um ihm die Hand seiner Nichte, der lieblichen Erzherzogin von Böhmen, zur Ehe anzutragen, da hatte er den Gesandten befohlen, ihrem Herrn sagen, der König von Spanien sei mit der Trauer vermählt, und wenn sie auch eine kalte Braut sei – er liebe sie mehr als die Schönheit; diese Antwort hatte seiner Krone die reichen Provinzen der Niederlande gekostet; denn bald nachher empörten sie sich auf Antrieb des Kaisers gegen ihn, unter der Führerschaft einiger Fanatiker der Calviner.

Ihm war, als käme ihm heute das ganze Leben seiner Ehe mit seinen wilden, feuerfarbenen Freuden und der furchtbaren Qual seines plötzlichen Endens zurück, während er die Infantin auf der Terrasse spielen sah. Sie hatte all den lieblichen Übermut der Königin in ihrem Benehmen, dieselbe eigensinnige Art, den Kopf zu werfen, denselben stolzen, geschwungenen, schönen Mund, dasselbe wundervolle Lächeln – *vrai sourire de France* –, wenn sie dann und wann zum Fenster aufsah oder den stolzen spanischen Herren ihre kleine Hand zum Kusse hinhielt. Aber das laute Lachen der Kinder war seinen Ohren schmerzlich, und das helle, erbarmungslose Sonnenlicht spottete seines Grams, und es war, als färbte ein dumpfer Duft fremdartiger Myrrhen, wie sie zum Einbalsamieren gebraucht werden – oder war es nur Einbildung? – die klare Morgenluft. Er barg sein Gesicht in den Händen, und als die Infantin wieder aufblickte, waren die Vorhänge zugezogen, und der König hatte sich entfernt.

Sie machte eine kleine Geste der Enttäuschung und zog ihre Schultern hoch. Wahrlich, er hätte bei ihr bleiben können an ihrem Geburtstag. Was lag an den dummen Staatsgeschäften? Oder war er in jene dunkle Kapelle gegangen, wo immer die Kerzen brannten und wo sie niemals eintreten durfte? Wie töricht von ihm, da die Sonne so hell schien und jeder so glücklich war! Außerdem versäumte er nun den Stierkampf, zu dem schon die Trompete rief, um gar nicht von dem Puppenspiel zu reden und von den anderen herrlichen Dingen. Ihr Onkel und der Groß-Inquisitor waren verständiger. Sie waren auf die

Terrasse herausgekommen und machten ihr fleißig Komplimente. Sie warf also den Kopf zurück, nahm Don Pedro bei der Hand und ging langsam die Stufen hinunter zu einem langen Zelt aus purpurner Seide, das man am hinteren Ende des Gartens errichtet hatte; und die anderen Kinder folgten in strenger Rangordnung: die die längsten Namen hatten, gingen zuerst.

Eine Prozession von Edelknaben, phantastisch als Toreadores gekleidet, kam ihr entgegen, und der junge Graf von Terra-Nueva, ein wunderhübscher Knabe von ungefähr vierzehn Jahren, entblößte seinen Kopf mit aller Anmut eines Hidalgo und Granden von Spanien und führte sie feierlich hinein zu einem Sitz aus Gold und Elfenbein, der auf einem erhobenen Podest über der Arena stand. Die Kinder verteilten sich ringsumher, bewegten ihre großen Fächer und flüsterten miteinander, und Don Pedro und der Groß-Inquisitor standen lachend am Eingang. Selbst die Herzogin – die Camarera-Major nannte man sie –, eine dünne Dame mit harten Zügen und einer gelben Halskrause, sah nicht ganz so übellaunig aus wie gewöhnlich, und etwas wie ein frostiges Lächeln glitt über ihr runzliges Gesicht, und ihre dünnen, blutlosen Lippen zuckten.

Es war wirklich ein wundervoller Stierkampf, und die Infantin meinte, er wäre viel schöner als der wirkliche Stierkampf, in den man sie zu Sevilla geführt hatte, als der Herzog von Parma ihren Vater besuchte. Einige der Knaben ritten auf reichgeschmückten Steckenpferden umher und schwangen lange Wurfspieße mit lustigen Streifen bunter Bänder daran; andere waren zu Fuß und schwangen ihre blutroten Tücher vor dem Stier und sprangen leichtfüßig über die Barriere, wenn er sie angriff; und der Stier selbst war ganz wie ein wirklicher Stier, obwohl er nur aus geflochtenen Weidenzweigen und gespannter Haut gefertigt war und bisweilen hartnäckig auf seinen Hinterbeinen um die ganze Arena lief, was sich ein wirklicher Stier ja nicht im Traum einfallen läßt. Und er kämpfte wundervoll, und die Kinder wurden so aufgeregt, daß sie auf die Bänke stiegen und ihre Spitzentücher schwenkten und laut Bravo toro! riefen, Bravo toro! genauso verständnisvoll, als wären sie erwachsene Leute.

Zuletzt aber, nach einem langen Kampf, in dem einige der Steckenpferde über den Haufen gestoßen und ihre Reiter abgeworfen wurden, brachte der junge Graf von Terra-Nueva den Stier auf die Knie, und nachdem er von der Infantin die Erlaubnis erhalten hatte, ihm den coup de grâce zu geben, stieß er sein hölzernes Schwert dem Tier mit solcher Gewalt in den Nacken, daß der Kopf gerade herunterfiel und das lachende Gesicht des kleinen Monsieur de Lorraine, des Sohnes des französischen Gesandten in Madrid, sichtbar werden ließ.

Dann wurde die Arena unter großem Applaus geräumt, und die toten Stekkenpferde wurden feierlich von zwei maurischen Pagen in gelb-und-schwarzen Livreen hinausgeschleppt. Nach einem kurzen Zwischenspiel, währenddem ein französischer Seiltänzer sich auf dem straff gespannten Seil sehen ließ, erschienen einige italienische Drahtpuppen in der halbklassischen Tragödie

‚Sophonisbe' auf der Bühne eines kleinen Theaters, das zu dem Zweck erbaut worden war. Sie spielten so gut, und ihre Gesten waren so natürlich, daß am Schluß des Spiels die Augen der Infantin ganz von Tränen verdunkelt waren. Einige der Kinder weinten wirklich, und man mußte sie mit Süßigkeiten trösten; und selbst der Groß-Inquisitor war so bewegt, daß er Don Pedro gegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, es sei doch unerträglich, daß einfache Puppen aus Holz und farbigem Wachs, die man mechanisch mit Drähten bewegte, so unglücklich sein und von so furchtbarem Unglück betroffen werden könnten.

Darauf folgte ein afrikanischer Gaukler, der einen großen, flachen Korb, bedeckt mit einem roten Tuch, hereintrug. Er stellte ihn mitten in die Arena, nahm aus seinem Turban eine seltsame Rohrflöte und blies darauf. Nach wenigen Augenblicken fing das Tuch an sich zu bewegen, und wie er die Flöte schriller und schriller ertönen ließ, steckten zwei grüngoldene Schlangen ihre häßlichen Köpfe heraus und hoben sich langsam und wiegten sich hin und her mit der Melodie, so wie eine Pflanze im Wasser schwankt. Die Kinder aber fürchteten sich vor ihren gefleckten Köpfen und den schnellzüngelnden Zungen und waren viel zufriedener, als der Gaukler einen kleinen Orangenbaum aus dem Sand wachsen ließ, der hübsche weiße Blüten und Bündel von echten Früchten trug; und als er den Fächer der kleinen Tochter der Marquise de las Torres nahm und ihn in einen blauen Vogel verwandelte, der im ganzen Zelt umherflog und sang, da kannte ihr Staunen und ihre Freude keine Grenzen mehr. Auch das feierliche Menuett, das die Chorknaben der Kirche von Nuestra Señora Del Pilar aufführten, war reizend. Die Infantin hatte diese wundervolle Zeremonie noch nie gesehen, obgleich sie jedes Jahr im Mai vor dem Hochaltar der Jungfrau stattfindet, und obendrein ihr zu Ehren; aber keiner aus der königlichen Familie von Spanien hatte die Kathedrale von Saragossa wieder betreten, seit ein wahnsinniger Priester – viele glaubten auch, er sei von Elisabeth von England bestochen gewesen – versucht hatte, dem Prinz von Asturien eine vergiftete Oblate zu reichen. So wußte sie nur vom Hörensagen vom, Tanz Unsrer Lieben Frau', wie man ihn nannte, und wirklich war es ein schönes Schauspiel. Die Knaben trugen altmodische Hofkleidung aus weißem Samt, und ihre seltsamen dreieckigen Hüte waren silberbefranst, und darüber schwebten Wolken von Straußenfedern, und das blendende Weiß ihrer Kostüme wurde, wenn sie sich im Sonnenlicht bewegten, noch hervorgehoben durch ihre schwarzbraunen Gesichter und ihr langes, dunkles Haar. Alle waren bezaubert von der ernsten Würde, mit der sie sich durch die verschlungenen Figuren des Tanzes bewegten, und von der erlesenen Anmut ihrer langsamen Gesten und ihrer stolzen Verbeugungen; und als sie ihre Aufführung beendet hatten und ihre großen, federbesetzten Hüte vor der Infantin senkten, da nahm sie ihre Komplimente huldvoll entgegen und machte ein Gelübde, daß sie dem Altar ‚Unserer Herrin von Pilar' eine große Wachskerze stiften wolle, zum Dank für das Vergnügen, das sie ihr gewährt habe.

Nun kam eine Truppe von hübschen Ägyptern – so nannte man damals die

Zigeuner – in die Arena; sie setzten sich mit gekreuzten Beinen im Kreis und begannen leise auf ihren Zithern zu spielen; und sie bewegten ihre Körper zur Melodie und summten, fast unvernehmbar, ein leises, träumerisches Lied. Als sie Don Pedro erblickten, sahen sie finster drein, und einige von ihnen fürchteten sich; denn erst vor wenigen Wochen hatte er auf dem Marktplatz von Sevilla zwei aus ihrem Trupp wegen Hexerei hängen lassen; aber die schöne Infantin bezauberte sie, als sie sich rückwärts lehnte und mit ihren großen blauen Augen über ihren Fächer sah, und sie fühlten, daß, wer so lieblich war, gegen niemanden jemals grausam sein könnte. So spielten sie weiter, sehr sanft, und berührten nur eben mit ihren langen, spitzen Nägeln die Saiten, und ihre Köpfe begannen zu nicken, als wollten sie einschlafen. Plötzlich aber sprangen sie mit einem so schrillen Schrei auf die Füße, daß die Kinder zusammenfuhren und Don Pedros Hand nach dem Achatknopf seines Dolches griff, und dann wirbelten sie toll in der Arena umher und schlugen ihre Tamburine und sangen in ihrer fremdartigen gutturalen Sprache ein wildes Liebeslied. Auf ein zweites Zeichen aber warfen sie sich alle wieder zu Boden und lagen da, ganz still, und der einförmige Laut der Zithern war das einzige, was die Stille unterbrach. Nachdem sie das mehrere Male wiederholt hatten, verschwanden sie kurz und kehrten mit einem braunen, zottigen Bär an einer Kette zurück und trugen auf ihren Schultern kleine Berberaffen. Der Bär stand mit äußerstem Ernst auf dem Kopf, und die Affen vollführten allerlei lustige Kunststücke mit zwei Zigeunerknaben, die ihre Besitzer zu sein schienen, und fochten mit kleinen Schwertern und feuerten kleine Kanonen ab und führten regelrechtes Exerzieren vor, genau wie des Königs eigene Leibwache.

Aber der lustigste Teil der ganzen Morgenunterhaltung war ohne Zweifel der Tanz des kleinen Zwergs. Als er in die Arena stolperte und auf seinen krummen Beinen humpelte und seinen großen, ungestalten Kopf von einer Seite zur anderen neigte, da stießen die Kinder laute Schreie des Entzückens aus; und die Infantin selbst lachte so sehr, daß sich die Kammerfrau gezwungen sah, sie daran zu erinnern, daß, wenn es auch viele Fälle gäbe, wo in Spanien die Tochter eines Königs vor ihresgleichen geweint habe, so sei es doch unerhört, daß eine Prinzessin aus königlichem Geblüt so lustig sei vor denen, die an Rang tiefer ständen als sie. Der Zwerg aber war wirklich ganz unwiderstehlich, und selbst am spanischen Hof, der von jeher wegen seiner raffinierten Leidenschaft für das Furchtbare bekannt war, hatte man noch nie ein so phantastisches kleines Ungeheuer gesehen. Es war auch sein erstes Auftreten. Man hatte ihn erst am Tag zuvor entdeckt, als er wild im Wald umherlief und zwei Granden in einem entlegenen Teil des Korkeichenwalds jagten, der die Stadt umschließt. Sie hatten ihn in den Palast gebracht als Überraschung für die Infantin, da sein Vater, ein armer Köhler, nur zu einverstanden war, wenn man ihn von einem so häßlichen und für seine schwere Arbeit unnützen Kind befreien wollte. Vielleicht war das Lustigste an ihm seine vollkommene Unkenntnis der eigenen grotesken Erscheinung.

Wenn die Kinder lachten, lachte er ebenso frei und so frisch wie irgendeins

von ihnen, und am Schluß jedes Tanzes machte er jedem eine komische Verbeugung und lachte und nickte ihnen zu, gerade als sei er einer von ihnen und nicht ein kleines ungestaltes Ding, das die Natur in einer humoristischen Laune gebildet hatte, damit andere seiner spotteten. Und die Infantin bezauberte ihn vollends: er konnte die Augen nicht von ihr wenden und schien nur für sie zu tanzen. Und am Schluß der Vorstellung erinnerte sie sich, wie sie gesehen hatte, daß die großen Damen des Hofs dem berühmten italienischen Tenor Coffarelli, den der Papst aus seiner eigenen Kapelle nach Madrid geschickt hatte, um des Königs Melancholie durch die Lieblichkeit seiner Stimme zu heilen, Blumensträuße zuwarfen, und da nahm sie die weiße Rose aus dem Haar und warf sie ihm teils aus Scherz, teils um die Camarera-Major zu ärgern, mit ihrem lieblichsten Lächeln durch die Arena zu; er aber nahm alles ganz ernst und drückte die Blume an seine roten Lippen und legte die Hand aufs Herz – er grinste von Ohr zu Ohr, und seine kleinen glänzenden Augen sprühten vor Freude.

Das warf den Ernst der Infantin so sehr um, daß sie noch immer lachte, nachdem der kleine Zweg längst aus der Arena gelaufen war, und daß sie ihrem Onkel den Wunsch aussprach, man solle den Tanz wiederholen. Die Camarera aber widersprach mit der Begründung, die Sonne sei zu heiß; es sei besser, wenn Ihre Hoheit sofort in den Palast zurückkehrte, wo bereits ein wundervolles Mahl für sie angerichtet sei und ein Geburtstagskuchen mit ihren eigenen Initialen, die ganz aus farbigem Zucker hergestellt seien, und über dem eine hübsche kleine silberne Fahne an einem Mast wehe. Daher erhob sich die Infantin voller Würde, und nachdem sie Befehl gegeben hatte, der kleine Zwerg sollte nach der Siesta noch einmal für sie tanzen, und dem jungen Grafen von Terra-Nueva ihren Dank für den reizenden Empfang ausgesprochen hatte, ging sie zurück in ihre Gemächer, und die Kinder folgten in derselben Reihenfolge, in der sie gekommen waren.

Als nun der kleine Zwerg hörte, daß er noch einmal vor der Infantin tanzen sollte, und dies auf ihren eigenen, ausdrücklichen Befehl, da war er so stolz, daß er in den Garten hinauslief und die weiße Rose in überströmender Freude küßte und die plumpsten und unbeholfensten Gesten des Entzückens machte. Die Blumen waren ganz entrüstet, daß er es wagte, in ihr schönes Heim zu dringen, und als sie sahen, wie er die Gartenpfade auf und ab sprang und seine Arme auf so lächerliche Weise über dem Kopf schwang, konnten sie ihre Gefühle nicht mehr bezwingen.

„Er ist wirklich zu häßlich, als daß man ihm erlauben könnte, irgendwo zu spielen, wo wir sind", riefen die Tulpen.

„Er sollte Mohnsaft trinken und tausend Jahre schlafen gehen", sagten die Feuerlilien und wurden ganz zornig.

„Er ist ein wahres Scheusal!" rief der Kaktus. „Er ist ja ganz verbogen und verstümmelt, und sein Kopf steht in keinem Verhältnis zu seinen Beinen. Wahrhaftig, mir läuft eine Gänsehaut über den ganzen Körper, und wenn er mir nahe kommt, werde ich ihn mit meinen Dornen stechen."

„Und er hat tatsächlich eine meiner besten Blüten", rief der weiße Rosenbaum. „Ich habe sie heute morgen selbst der Infantin gegeben als Geburtstagsgeschenk, und er hat sie ihr gestohlen." Und er rief, so laut er konnte: „Dieb! Dieb! Dieb!"

Selbst die roten Geranien, die sich für gewöhnlich gar kein Ansehen geben und von denen bekannt war, daß sie selber viele arme Verwandte hatten, empörten sich vor Abscheu, als sie ihn sahen; und als die Veilchen bescheiden bemerkten, er sei zwar furchtbar häßlich, aber es sei doch nicht seine Schuld, entgegneten sie mit viel Vernunft, das sei gerade sein Hauptfehler, und es sei kein Grund, einen Menschen zu bewundern, weil er unheilbar sei – und wirklich empfanden selbst einige Veilchen, daß die Häßlichkeit des kleinen Zwergs fast aufdringlich sei und daß er viel mehr Geschmack verraten würde, wenn er traurig oder mindestens nachdenklich, anstatt lustig herumzuhüpfen und sich in so groteske und alberne Stellungen zu werfen.

Selbst die alte Sonnenuhr, die eine ausgesprochene Persönlichkeit war und einst keinem Geringeren als Kaiser Karl V. selber die Stunden angezeigt hatte – die Sonnenuhr war so entsetzt über die Erscheinung des kleinen Zwergs, daß sie mit ihrem langen Schattenfinger fast zwei volle Minuten anzuzeigen vergessen hatte; und schließlich konnte sie sich nicht enthalten, zu dem großen, milchweißen Pfau, der sich auf der Balustrade sonnte, zu sagen, es wisse doch jeder, daß die Kinder von Königen Könige wären, und die Kinder von Köhlern Köhler, und es sei absurd, zu behaupten, dem wäre nicht so. Mit dieser Feststellung war der Pfau sehr einverstanden, und er kreischte: „Gewiß, gewiß!" mit einer so lauten und scharfen Stimme, daß die Goldfische, die im Bassin des kühlen, plätschernden Brunnens wohnten, ihre Köpfe zum Wasser hinausstreckten und die großen steinernen Tritonen fragten, was in aller Welt es denn gäbe.

Aber die Vögel liebten ihn. Sie hatten ihn oft im Wald gesehen, wenn er wie ein Faun über die wirbelnden Blätter tanzte oder in irgendeinem alten, hohlen Eichbaum hockte und seine Nüsse mit den Eichhörnchen teilte. Sie kümmerten sich nicht im geringsten um seine Häßlichkeit. Ja, selbst die Nachtigall, die abends so lieblich in den Orangenhainen sang, daß sich bisweilen der Mond herniederneigte, um ihr zu lauschen, sah doch nach nichts Besonderem aus; und außerdem – er war gut zu ihnen gewesen, und während jenes furchtbar harten Winters, als es gar keine Beeren mehr auf den Bäumen gab und als der Boden hart war wie Eisen und die Wölfe bis an die Tore der Stadt gekommen waren, um Nahrung zu suchen, da hatte er sie nie vergessen, sondern ihnen immer Krumen von seiner kleinen Schwarzbrotrinde gegeben und immer mit ihnen geteilt, wenn sein Frühstück auch noch so bescheiden gewesen war.

Daher flogen sie immer um ihn herum, berührten seine Backen im Flug leicht mit ihren Flügeln und schwätzten miteinander; und der kleine Zwerge war so froh, daß er sich nicht enthalten konnte, ihnen die herrliche Weiße Rosen zu zeigen und ihnen zu erzählen, daß die Infantin selbst sie ihm gegeben habe, weil sie ihn liebte.

Sie verstanden kein Wort von dem, was er sagte, aber sie neigten den Kopf zur Seite und sahen klug aus – und das ist ebensogut wie etwas verstehen, und viel leichter.

Die Eidechsen faßten auch eine große Vorliebe für ihn, und als er vom Umherlaufen müde war, und sich ins Gras warf, um auszuruhen, da spielten und balgten sie auf ihm herum und versuchten, ihn so gut, wie sie konnten, zu unterhalten.

„Nicht jeder kann so schön sein wie eine Eidechse", riefen sie, „das wäre zuviel verlangt. Und wenn es auch absurd klingt– im Grunde ist er gar nicht so häßlich; natürlich muß man die Augen zumachen und ihn nicht ansehen." Die Eidechsen waren sehr philosophisch veranlagt und saßen oft Stunden und Stunden lang zusammen und dachten, wenn sie sonst nichts zu tun hatten oder das Wetter zu regnerisch war, um auszugehen.

Die Blumen aber waren entsetzt über ihr Benehmen und über das Benehmen der Vögel.

„Das zeigt wieder", sagten sie, „wie sittenverderbend dieses ewige Hin- und Herfliegen und Rennen wirkt. Wohlerzogene bleiben immer auf der gleichen Stelle, so wie wir. Niemals hat man uns die Wege auf und ab hüpfen sehen oder im Gras wie toll herumgaloppieren. Wenn wir einen Luftwechsel nötig haben, dann schicken wir nach dem Gärtner, und er bringt uns in ein anderes Beet. So gehört es sich, und so muß es sein. Aber Vögel und Eidechsen haben keinen Sinn für Ruhe. Die Vögel haben ja nicht einmal einen ständigen Wohnsitz. Sie sind die reinen Vagabunden, wie die Zigeuner, und man sollte sie danach behandeln."

So hoben sie ihre Nasen in die Luft und sahen sehr hochmütig drein und waren sehr froh, als sie nach einiger Zeit sahen, wie der kleine Zwerg sich vom Gras aufraffte und über die Terrasse auf den Palast zuging.

„Man sollte ihn für den Rest seines irdischen Lebens einsperren", sagten sie. „Seht doch den buckligen Rücken und seine krummen Säbelbeine", und sie begannen zu kichern.

Aber der kleine Zwerg wußte nichts von alledem. Ihm gefielen die Vögel und Eidechsen sehr, und er dachte, die Blumen seien die herrlichsten Dinge in der ganzen Welt, ausgenommen natürlich der Infantin; aber dann hatte sie ihm ja die weiße Rose gegeben, und sie liebte ihn: das machte einen großen Unterschied. Wie wünschte er, daß er mit ihr gegangen wäre! Sie würde ihn zu ihrer rechten Hand gestellt haben, und er wäre nie von ihrer Seite gewichen, sondern hätte sie zu seiner Gespielin gemacht und sie alle möglichen wundervollen Kunststücke gelehrt. Denn wenn er auch nie zuvor in einem Palast gewesen war, so wußte er doch viele Dinge. Er konnte aus Binsen kleine Käfige bauen, in denen Grashüpfer singen, und konnte aus schlankem Rohr Flöten schneiden, die Pan zu hören liebt. Er kannte den Schrei jedes Vogels und konnte den Star aus den Kronen der Bäume rufen und den Reiher am See. Er kannte die Spur jedes Tiers und konnte den Hase an den leichten Eindrükken seiner Füße verfolgen und den Eber an den zertretenen Blättern. Alle

Tänze des Windes kannte er: den tollen Tanz im roten Gewand mit dem Herbst, den leichten Tanz in blauen Sandalen über dem Korn, den Tanz mit weißen Schneekränzen im Winter und den Blütentanz durch die Gärten im Frühling. Er wußte, wo die Waldtrauben ihre Nester bauten, und einmal, als ein Vogelsteller die Eltern weggefangen hatte, da hatte er die Jungen selber aufgezogen und hatte ihnen einen Taubenschlag in der Höhle einer zersplitterten Ulme gebaut. Sie waren ganz zahm und fraßen jeden Morgen aus seiner Hand. Sie würden ihr gefallen, und auch die Kaninchen, die in den langen Farnen umherhüpften, und die Häher mit ihren stahlblauen Federn und schwarzen Schnäbeln, und die Igel, die sich zu stacheligen Kugeln zusammenrollen konnten, und die großen, klugen Schildkröten, die langsam umherkrochen und die Köpfe schüttelten und an den jungen Blättern nagten. Ja gewiß, sie mußte mitkommen in den Wald und mit ihm spielen. Er würde ihr sein eigenes kleines Bett geben und neben dem Fenster bis zur Dämmerung wachen, um aufzupassen, daß ihr das wilde gehörnte Volk nichts tat und daß die Wölfe der Hütte nicht zu nahe kamen. Und mit der Dämmerung würde er an die Läden klopfen und sie wecken, und sie würden hinausgehen und den ganzen Tag lang zusammen tanzen. Es war nicht einsam im Wald. Bisweilen ritt ein Bischof auf einem weißen Maultier vorbei und las in einem gemalten Buch. Bisweilen kamen auch in grünen Samtmützen und Jacken aus gegerbtem Wildleder die Falkner vorüber, mit verkappten Falken auf der Faust. Zur Winterszeit kamen die Traubentreter mit purpurnen Händen und Füßen, bekränzt mit glänzendem Efeu, und schleppten tropfende Schläuche voll Wein. Die Köhler saßen nachts um ihre Meiler und sahen zu, wie die trockenen Scheite langsam im Feuer verkohlten, und rösteten Kastanien in der Asche, und die Räuber kamen aus ihren Höhlen und scherzten mit ihnen. Einmal hatte er auch eine schöne Prozession gesehen, die sich den langen staubigen Weg nach Toledo hinaufwand. Die Mönche gingen voran und sangen lieblich und trugen bunte Fahnen und Kreuze aus Gold; und in ihrer Mitte gingen drei barfüßige Männer, in seltsamen gelben Gewändern, die ganz mit wundervollen Figuren bemalt waren, und sie trugen brennende Kerzen in ihren Händen. Oh, es gab viel im Wald zu sehen, und wenn sie müde war, würde er ihr eine weiche Moosbank suchen oder sie auf den Armen tragen; denn er war sehr stark, wenn er auch wußte, daß er nicht groß war. Er würde ihr ein Halsband aus roten Beeren machen, das würde geradeso hübsch sein wie die Beeren, die sie auf ihrem Kleid trug; und wenn sie ihrer müde wurde, konnte sie sie fortwerfen, und er würde ihr andere suchen. Er würde ihr Eichelschalen bringen und Tausende von Anemonen und kleine Glühwürmer als Sterne in dem bleichen Gold ihres Haars.

Aber wo war sie? Er fragte die weiße Rose, und sie antwortete ihm nicht. Der ganze Palast schien zu schlafen, und selbst wo die Läden nicht geschlossen waren, waren schwere Vorhänge vor die Fenster gezogen, um die Glut auszuschließen. Er ging herum, um eine Stelle zu finden, wo er eintreten könnte, und schließlich sah er eine kleine verborgene Tür, die offen stand. Er schlüpfte

hinein und fand sich in einer glänzenden Halle, glänzender, fürchtete er, als der Wald; es war so viel mehr vergoldet überall, und selbst der Boden war aus großen farbigen Steinen, die in geometrischen Figuren zusammengefügt waren. Aber die kleine Infantin war nicht da, nur einige herrliche weiße Statuen, die von ihren Sockeln aus Jaspis auf ihn niedersahen, mit traurigen, leeren Augen und seltsam lächelnden Lippen.

Am Ende des Saals hing ein reich gestickter Vorhand aus schwerem Samt, der mit Sonnen und Sternen, des Königs liebsten Symbolen, besät war und gestickt auf der Farbe, die er am liebsten hatte. Vielleicht war sie dahinter verborgen? Er wollte es jedenfalls versuchen.

Er stahl sich also leise hinüber und zog ihn beiseite. Nein, es war nur ein anderes Zimmer, wie er meinte, als das, aus dem er kam. Die Wände waren mit vielgestaltigen grünen Arrazzi von handgemachter Teppicharbeit behangen, die eine Jagdszene darstellten; sie stammten von flämischen Künstlern, die mehr als sieben Jahre zu ihrer Vollendung gebraucht hatten. Das war einmal das Zimmer des *Jean le Fou* gewesen, wie man ihn nannte, jenes wahnsinnigen Königs, der die Jagd so liebte, daß er oft in seinem Wahn versucht hatte, die großen bäumenden Rosse zu besteigen und den Hirsch herunterzureißen, auf den die großen Rüden sprangen, daß er sein Jagdhorn blies und mit seinem Dolch auf das bleiche fliehende Wild einstach. Jetzt benutzte man es als Ratssaal, und auf dem Tisch in der Mitte lagen die roten Mappen der Minister, die die goldenen Tulpen von Spanien eingepreßt trugen und das Wappen des Hauses Habsburg.

Der kleine Zwerg sah in Verwunderung um sich und fürchtete sich weiterzugehen. Die seltsamen schweigenden Reiter, die so geschwind durch die langen Lichtungen ritten, ohne das geringste Geräusch zu machen – sie schienen ihm wie jene furchtbaren Phantome, von denen er die Köhler hatte reden hören, die Comprachos, die nur bei Nacht jagen und, wenn sie einem Menschen begegnen, ihn in eine Hirschkuh verwandeln und sie jagen. Aber er dachte an die schöne Infantin und faßte Mut. Sie allein wollte er finden und ihr sagen, daß auch er sie von ganzem Herzen liebe. Vielleicht war sie im nächsten Zimmer, er mußte sie finden!

Er lief über die weichen maurischen Teppiche und öffnete die Tür. Nein! dort war sie auch nicht. Der Raum war ganz leer. Es war ein Thronsaal, der zum Empfang fremder Gesandten benutzt wurde, wenn der König – was lange nicht mehr der Fall gewesen – bereit war, ihnen eine persönliche Audienz zu gewähren; dasselbe Zimmer, in dem vor vielen Jahren die Abgesandten Englands erschienen waren, um den Vertrag über die Heirat ihrer Königin – damals einer der katholischen Fürstinnen Europas – mit des Kaisers ältestem Sohn abzuschließen. Die Tapeten waren aus vergoldetem Corduanleder, und ein schwerer vergoldeter Leuchter mit Armen für dreihundert Wachslichter hing von der schwarz-und-weißen Decke hernieder. Unter einem großen Baldachin aus Goldtuch, auf dem die Löwen und Türme von Kastilien in Perlen gestickt waren, stand der Thron selbst, mit einem kostbaren schwarzen Samt-

tuch verhangen, das besetzt war mit silbernen Tulpen und mit Silber und Perlen befranst. Auf der zweiten Stufe des Throns stand der Knieschemel der Infantin mit einem Kissen aus silbergewirktem Tuch, und noch etwas tiefer und außer Bereich des Baldachins stand der Sessel für den päpstlichen Nuntius, der allein das Recht hatte, in des Königs Gegenwart bei allen öffentlichen Zeremonien zu sitzen, und dessen Kardinalshut mit seinen verschlungenen Scharlachtroddeln auf einem purpurnen Taburett davor lag. An der Wand gegenüber dem Thron hing ein lebensgroßes Porträt Karls V. im Jagdgewand, mit einer großen Dogge ihm zur Seite; und ein Bildnis Philipps II., der die Huldigung der Niederlande entgegennimmt, nahm die Mitte der anderen Wand ein. Zwischen den Fenstern stand ein Sekretär aus schwarzem Ebenholz, mit Elfenbeinplatten eingelegt, auf denen die Gestalten des Totentanzes von Holbein eingeschnitten waren – einige sagten, von der Hand des berühmten Meisters selbst.

Aber der kleine Zwerg kümmerte sich nicht um all diese Pracht. Er hätte seine Rose nicht um alle Perlen des Baldachins fortgegeben, und nicht einmal ein Blatt seiner Rose um den ganzen Thron selbst. Er wollte nur die Infantin sehen, ehe sie in das Zelt hinausging, und er wollte sie bitten, mit ihm fortzugehen, wenn er seinen Tanz beendet hätte. Hier im Palast war die Luft drückend und schwer, aber im Wald blies ein frischer Wind, und das Sonnenlicht trennte mit Goldhänden die zitternden Blätter. Auch Blumen waren im Wald; nicht so kostbare vielleicht wie die Blumen im Garten, aber dafür von um so süßerem Duft: Hyazinthen im Vorfrühling, die mit wogendem Purpur die kühlen Schluchten und die grasbewachsenen Hügel bedeckten; gelbe Primeln, die in kleinen Büscheln um die verwitterten Wurzeln der Eichen wuchsen; buntes Schellkraut und blauer Ehrenpreis und lila und goldene Iris. An den Haselstauden hingen graue Kätzchen, und der Fingerhut neigte sich unter dem Gewicht seiner gesprenkelten Blüten, in denen die Bienen heimisch waren. Die Kastanie hatte ihre Pyramiden von weißen Sternen und der Hagedorn seine bleichen Monde der Schönheit. Ja, bestimmt: sie würde kommen, wenn er sie nur finden könnte. Sie würde mit ihm kommen in den schönen Wald, und den ganzen Tag lang würde er für sie tanzen, um sie zu erfreuen. Ein Lächeln entsprang seinen Augen bei dem Gedanken, und er ging in das nächste Zimmer.

Von allen Zimmern war dieses das glänzendste und das schönste. Die Wände waren mit rosenfarbigem Damast bespannt, mit Vögeln gemustert und bedeckt mit zierlichen, silbernen Blüten; die Einrichtung war aus massivem Silber, mit blühenden Girlanden behangen und schwebenden Amoretten; vor den zwei großen Kaminen standen mächtige Schirme, die mit Pagageien und Pfauen geschmückt waren, und der Boden, aus meergrünem Onyx, schien sich weit in die Ferne zu ziehen. Und er war nicht allein. Unter dem Schatten der Tür, am fernen Ende des Zimmers, erblickte er eine kleine Gestalt, die ihn ansah. Sein Herz zitterte, ein Freudenschrei entfloh seinen Lippen, und er trat hinaus in das Sonnenlicht. Als er es tat, trat auch die Gestalt heraus, und er sah sie nun deutlich.

Die Infantin! Oh, es war ein Scheusal, das groteskeste Scheusal, das er je gesehen hatte. Nicht richtig gestaltet wie alle anderen Menschen, sondern bucklig und krummbeinig, mit großem, hängendem Kopf und einer Mähne von schwarzem Haar. Der kleine Zwerg runzelte die Stirn, und das Scheusal runzelte ebenfalls die Stirn. Er lachte, und es lachte mit ihm und stemmte die Hände in die Seite, gerade wie er. Er machte ihm eine höhnische Verbeugung, und es gab ihm die tiefe Reverenz zurück. Er ging darauf zu, und es kam ihm entgegen und machte jeden Schritt nach, den er tat, und es stand still, wenn er stillstand. Er jubelte vor Vergnügen und lief vorwärts und streckte seine Hand aus, und die Hand des Scheusals berührte seine, und sie war kalt wie Eis. Ihm wurde angst, und er streckte seine Hand zur Seite, und die Hand des Scheusals folgte ihr flink. Er versuchte weiterzugehen, aber etwas Glattes und Hartes hielt ihn zurück. Das Gesicht des Scheusals war nun dicht neben seinem, und es schien voll Angst zu sein. Er strich sich das Haar aus den Augen. Es ahmte ihn nach. Er schlug nach ihm aus, und es gab Schlag für Schlag zurück. Er schnitt ihm Gesichter, und es schnitt ihm scheußliche Fratzen. Er fuhr zurück, und es entfernte sich.

Was war es? Er dachte einen Augenblick nach und sah sich dann rings im Saal um. Es war seltsam, aber alles schien in dieser unsichtbaren Wand von klarem Wasser sein Ebenbild zu haben. Ja, Bild für Bild wiederholte sich, und Sessel für Sessel. Der schlafende Faun, der bei dem Alkoven neben der Tür lag, hatte seinen schlummernden Zwillingsbruder, und die Silbervenus im Sonnenlicht streckte den Arm aus nach einer Venus, so schön wie sie.

War es das Echo? Er hatte einmal im Tal nach ihm gerufen, und es war Wort für Wort zurückgetönt. Konnte es das Auge täuschen wie das Ohr? Konnte es eine Welt des Scheins schaffen, die der wirklichen Welt ganz gleich war? Konnten die Schatten der Dinge Farbe haben und Leben...?

Er fuhr zusammen. Er nahm die herrliche weiße Rose von seiner Brust und wandte sich und küßte sie. Das Scheusal hatte auch eine Rose, Blatt für Blatt ihr gleich! Es küßte sie mit gleichen Küssen und drückte sie ans Herz.

Als ihm die Wahrheit aufdämmerte, stieß er einen lauten Schrei der Verzweiflung aus und fiel schluchzend zu Boden. Er also war ungestalt und bucklig, scheußlich anzusehen und grotesk. Er selbst war das Scheusal, und über ihn hatten die Kinder gelacht und die kleine Prinzessin, die, wie er geglaubt hatte, ihn liebte – auch sie hatte nur über seine Häßlichkeit gespottet und sich über seine krummen Glieder lustig gemacht. Warum hatte man ihn nicht im Wald gelassen, wo es keinen Spiegel gab, um ihm zu sagen, wie abstoßend er war? Warum hatte ihn nicht sein Vater getötet, anstatt ihn in seiner Schande zu verkaufen? Die heißen Tränen liefen ihm die Backen herunter, und er riß die weiße Rose in Stücke. Das kriechende Scheusal tat das gleiche und warf die blassen Blätter in die Luft. Es kroch am Boden, und wenn er es ansah, beobachtete es ihn mit schmerzverzerrtem Gesicht. Er wandte sich ab, um es nicht zu sehen, und bedeckte seine Augen mit den Händen. Er kroch wie ein verwundetes Tier in den Schatten, und dort blieb er stöhnend liegen.

Und in diesem Augenblick kam die Infantin selbst mit ihren Gespielen durch die offene Balkontür herein, und als sie den häßlichen kleinen Zwerg am Boden liegen sahen und auf phantastische und übertriebene Art mit seinen geballten Händen um sich schlagen, da brachen sie in lautes, glückliches Lachen aus und umringten und bobachteten ihn.

„Sein Tanzen ist lustig", sagte die Infantin, „aber sein Spiel ist noch lustiger. Er ist beinah so gut wie Drahtpuppen, nur längst nicht so natürlich." Und sie fächelte mit ihrem großen Fächer und klatschte Beifall.

Aber der kleine Zwerg sah nicht ein einziges Mal auf, und sein Schluchzen wurde schwächer und schwächer, und plötzlich rang er merkwürdig nach Luft und griff sich in die Seite. Und dann fiel er zurück und lag ganz still.

„Das ist großartig", sagte die Infantin nach einer Pause, „aber jetzt sollst du für mich tanzen."

„Ja", riefen die Kinder, „du mußt aufstehen und tanzen, denn du bist ebenso klug wie die Berberaffen und viel lächerlicher."

Aber der kleine Zwerg antwortete nicht.

Und die Infantin stampfte mit dem Fuß und rief ihren Onkel, der mit dem Kanzler auf der Terrasse stand und einige Eilbriefe las, die gerade aus Mexiko gekommen waren.

„Mein lustiger kleiner Zwerg ist mürrisch", rief sie, „du mußt ihn aufwecken und ihm sagen, daß er für mich tanzen soll."

Sie lächelten einander zu und kamen herein, und Don Pedro beugte sich nieder und schlug den Zwerg mit seinem gestickten Handschuh auf die Backe.

„Du sollst tanzen", rief er. „Kleines Scheusal, du sollst tanzen. Die Infantin von Spanien und beider Indien will amüsiert werden."

Aber der kleine Zwerg rührte sich nicht.

„Man sollte nach dem Hofprofoß schicken", sagte Don Pedro müde und ging wieder auf die Terrasse hinaus. Aber der Kanzler machte ein ernstes Gesicht und kniete neben dem kleinen Zwerg nieder und legte die Hand auf sein Herz. Und nach einigen Augenblicken zuckte er mit den Schultern, stand auf, machte der Infantin eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Mi bella Princesa, Ihr komischer kleiner Zwerg wird nie mehr tanzen. Es ist schade; denn er ist so häßlich, daß er auch dem König hätte ein Lächeln entlocken können."

„Aber warum wird er nicht mehr tanzen?" fragte die Infantin lachend.

„Weil ihm das Herz gebrochen ist", antwortete der Kanzler.

Und die Infantin zog die Stirn in Falten, und ihre niedlichen, rosenblättrigen Lippen warfen sich in hübscher Verachtung auf.

„In Zukunft laßt die, die zu mir zum Spielen kommen, keine Herzen haben", rief sie und lief in den Garten hinaus.

Der Fischer und seine Seele

Jeden Abend fuhr der Fischer hinaus auf das Meer und warf seine Netze aus.

Wenn der Wind vom Land her blies, fing er nichts oder nur wenig, denn es war ein bitterer, schwarzflügliger Wind, und rauhe Wellen bäumten sich ihm entgegen. Wenn aber der Wind zur Küste hin blies, dann kamen die Fische aus der Tiefe und schwammen in die Maschen seiner Netze, und er trug sie auf den Markt und verkauft sie dort.

Jeden Abend fuhr er hinaus auf das Meer, und eines Abends war das Netz so schwer, daß er es kaum ins Boot ziehen konnte. Da lachte er und sprach zu sich:

„Ich habe entweder wirklich alle Fische gefangen, die schwimmen, oder ich habe ein finsteres Ungeheuer geangelt, das für die Menschen ein Wunder sein wird, oder etwas Grausiges, nach dem die große Königin verlangen wird."

So nahm er alle Kraft zusammen und zog an den rauhen Tauen, bis auf seinen Armen, wie Linien aus blauem Email auf einem Bronzegefäß, die Adern hervortraten. Er zog an den dünnen Tauen, und näher und näher kamen die Reihen flacher Korkstücke, und das Netz kam endlich gänzlich zur Wasseroberfläche. Aber kein Fisch war darin, auch kein Ungeheuer, noch etwas Grausiges, sondern nur eine kleine Seejungfreu, die in festem Schlaf lag.

Ihr Haar war ein feuchtes, goldenes Gespinst und jedes einzelne Haar wie ein Faden aus feinstem Gold in einer glänzenden Schale. Ihr Körper war wie weißes Elfenbein und ihr Schwanz aus Silber und Perlen. Aus Silber und Perlen war ihr Schwanz, und die grünen Algen der See schlangen sich darum; und wie Seemuscheln waren ihre Ohren und ihre Lippen wie Meerkorallen.

So schön war sie, daß der junge Fischer, als er sie sah, von Staunen erfüllt war, und so streckte er die Hand aus, zog das Netz dicht an sich, und er lehnte sich über den Bootsrand und nahm sie in seine Arme. Und als er sie berührte, stieß sie einen Schrei aus wie eine erschreckte Möwe und sah ihn entsetzt mit ihren Augen von Malven und Amethyst an und wand sich, um ihm zu entkommen. Er aber hielt sie fest an sich gedrückt und wollte sie nicht fortlassen. Als sie nun sah, daß sie sich ihm keinesfalls entwinden konnte, begann sie zu weinen und bat:

„Ich bitte dich, laß mich gehen, denn ich bin die einzige Tochter des Meerkönigs, und mein Vater ist alt und allein."

Aber der junge Fischer antwortete:

„Ich will dich nicht gehen lassen, wenn du mir nicht versprichst, sooft ich dich rufe, heraufzukommen und mir vorzusingen, denn die Fische freut es, dem Gesang des Meervolks zu lauschen, und so werden meine Netze sich füllen."

„Willst du mich wirklich gehen lassen, wenn ich dir das verspreche?" rief das Meermädchen.

„Ich will dich in Wahrheit gehen lassen", sagte der junge Fischer.

Da gab sie ihm das Versprechen, das er verlangte, und schwor es auf den Eid des Meervolks. Und er löste die Arme von ihr, und sie tauchte zurück ins Wasser und zitterte vor fremder Furcht.

Jeden Abend fuhr der junge Fischer hinaus aufs Meer und rief die Seejungfrau, und sie tauchte empor aus den Wellen und sang ihm vor. Und rings um sie schwammen Delphine, und wilde Möwen zogen ihre Kreise um ihren Kopf.

Und sie sang ein herrliches Lied. Denn sie sang vom Meervolk, das seine Herden von Höhle zu Höhle treibt und die kleinen Kälber auf der Schulter trägt; von Tritonen, die lange grüne Bärte und behaarte Brüste haben und die durch Wendelmuscheln blasen, wenn der König vorbeizieht; vom Palast des Königs, aus Bernstein gebaut, mit einem Dach aus grünleuchtendem Smaragd und Böden aus strahlenden Perlen; und von den Gärten des Meers, wo die großen verwobenen Fächer der Korallen den ganzen Tag lang wogen und wallen und die Fische ziehen silbernen Vögeln gleich und Seeanemonen sich an die Felsen klammern und die Seenelken im gewellten gelben Sandgrund wurzeln.

Sie sang ihm von den großen Walen des Nordens mit Eiszapfen in den Kiemen; von den Sirenen, die von so wunderbaren Dingen singen, daß die Händler des Meeres sich gezwungen sehen, ihre Ohren mit Wachs zu verstopfen, damit sie nichts hören und in die Fluten tauchen und ertrinken; von gesunkenen Galeeren mit großmächtigen Masten, wie die erfrorenen Seefahrer sich an die Taue klammern und die Makrelen durch die offenen Ladeluken ein und aus schwimmen; von den kleinen Entenmuscheln, die weite Fahrten machen und sich in die Kiele der Schiffe bohren und um die ganze weite Welt fahren; und vom Tintenfisch, der an den Wänden der Klippen lebt und seine langen schwarzen Tentakel ausstreckt und schlafen kann, wann er will. Sie sang von Nautilus, der ein eigenes Boot aus Opal gebildet hat und durch ein silbernes Segel getrieben wird; von glücklichen Tritonen, die auf Harfen spielen und die Ungeheuer in den Schlaf zaubern; von den kleinen Kindern, die die glatten Thunfische fangen und auf ihrem Rücken reiten; von den Seejungfrauen, die in der weißen Gischt locken und ihre Arme nach den Seefahrern ausstrecken; und von Seelöwen mit ihren gebogenen Fangzähnen, und den Pferden der See mit ihren fliegenden Mähnen. Und wenn sie sang, kamen all die Fische der Tefe herbei, um zu lauschen, und der junge Fischer warf seine Netze um sie und fing sie, und die großen traf er mit dem Speer. Und wenn

sein Boot schwer beladen war, dann tauchte die Seejungfrau wieder hinab in die Tiefe und lächelte ihm zu.

Aber niemals kam sie ihm so nahe, daß er sie hätte berühren können. Oft rief er sie und bat sie, aber sie wollte nicht; und wenn er versuchte, sie zu haschen, tauchte sie ins Wasser wie ein Seehund, und er sah sie nicht wieder. Und jeden Tag klang ihre Stimme seinen Ohren lieblicher. So lieblich war ihre Stimme, daß er seine Netze vergaß und seine Arbeit und sich um sein Gewerbe nicht mehr kümmerte. Mit roten Flossen und mit Augen von gewölbtem Gold zogen die Thunfische in Scharen vorbei; er aber achtete nicht mehr auf sie. Sein Speer lag unberührt zu seiner Seite, und seine Reusen aus geflochtenen Weiden blieben leer. Mit geöffneten Lippen und Augen, die vor Staunen dunkel wurden, saß er in seinem Boot und lauschte, und er lauschte, bis die Nebel des Meeres um ihn krochen und der steigende Mond seine braunen Glieder mit Silber bedeckte.

Aber eines Abends rief er sie und sprach:

„Kleine Meerjungfrau, kleine Meerjungfrau, ich liebe dich. Nimm mich zu deinem Bräutigam, denn ich liebe dich von ganzem Herzen!"

Aber die Seejungfrau schüttelte traurig den Kopf.

„Du hast eine menschliche Seele", antwortete sie, „wenn du nur deine Seele von dir senden wolltest, dann könnte ich dich lieben."

Da sprach der junge Fischer zu sich selbst:

„Was nützt mir meine Seele? Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht. Nun gut, ich will sie von mir senden, und große Freude wird mich erwarten!"

Und ein Schrei der Freude brach von seinen Lippen, und er erhob sich in seinem bemalten Boot und streckte die Arme aus nach der Seejungfrau.

„Ich will meine Seele von mir senden", rief er, „und du sollst meine Braut sein, und ich will dein Bräutigam sein, und in den Tiefen des Meeres wollen wir zusammen wohnen, und alles, wovon du gesungen hast, sollst du mir zeigen, und alles, was du verlangst, will ich tun, und unser Leben soll nie getrennt sein."

Da nun lachte die kleine Meerjungfrau vor Vergnügen und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Aber wie soll ich meine Seele von mir senden?" rief der junge Fischer. „Sage mir, wie ich es tun kann, und es soll geschehen."

„Ach, ich weiß es nicht", sagte die kleine Seejungfrau, „das Volk des Meeres hat keine Seelen." Und sie tauchte hinab in die Tiefe und blickte ihn sehnsuchtsvoll an.

Früh am nächsten Morgen, bevor die Sonne um die Breite einer Manneshand über den Hügel gezogen war, ging der junge Fischer zum Haus des Priesters und pochte dreimal an dessen Tür.

Des Priesters Diener blickte durch die kleine Tür hinaus, und als er sah, wer es war, zog er den Riegel zurück und sprach:

„Tritt ein."

Der junge Fischer trat ein und kniete auf dem binsenbedeckten Boden nieder und rief den Priester an, der aus dem heiligen Buch las:

„Vater, ich liebe eine vom Meervolk, und meine Seele hindert mich, mein Verlangen zu erfüllen. Sagt mir, wie ich meine Seele von mir senden kann, denn in der Tat, ich brauche sie nicht. Welchen Wert hat meine Seele für mich? Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht."

Da schlug sich der Priester an die Brust und rief:

„Wehe, wehe über dich, du bist wahnsinnig, oder du hast verzauberte Kräuter gegessen; denn die Seele ist der edelste Teil des Menschen und wird uns von Gott gegeben, daß wir sie edel gebrauchen sollen. Es gibt nichts Kostbareres als die Seele, und nichts Irdisches kann sie aufwiegen. Sie ist alles Gold wert, das in der Erde ist, und sie ist wertvoller als die Schätze der Könige. Deshalb, mein Sohn, denke nicht mehr daran, denn es ist eine Sünde, für die es keine Vergebung gibt. Und das Meervolk! – Das ist verloren, und die sich mit seinen Leuten einlassen, sind ebenfalls verloren. Sie sind wie die Lilien auf dem Feld, die nicht wissen, das Gute vom Bösen zu trennen, und für sie ist der Herr nicht gestorben."

Die Augen des jungen Fischers füllten sich mit Tränen, als er die bitteren Worte des Priesters hörte, und er erhob sich von den Knien auf und sprach:

„Vater, die Faune leben im Wald und sind froh, und auf den Felsen sitzen die Meermänner mit ihren Harfen aus rotem Gold. Laßt mich sein, wie sie sind, ich bitte Euch, denn ihre Tage sind wie die Tage der Blumen. Und meine Seele! Was nützt mir meine Seele, wenn sie zwischen mir steht und dem, was ich liebe?"

„Die fleischliche Liebe ist verwerflich", rief der Priester und zog die Stirn in Falten, „und verächtlich und böse sind auch die heidnischen Wesen, die Gott durch seine Welt wandern läßt. Verflucht seien die Faune des Waldes, und verflucht seien die Sänger des Meeres!

Ich habe sie nachts gehört, und sie versuchten, mich von meinen Gebeten zu locken. Sie klopfen ans Fenster und lachen. Sie flüstern mir die Geschichten ihrer verderblichen Freuden in die Ohren. Sie suchen mich heim mit Versuchungen, und wenn ich beten will, schneiden sie mir Fratzen. Sie sind verloren, sage ich dir, sie sind verloren. Für sie gibt es weder Himmel noch Hölle, und nicht hier, nicht dort sollen sie den Namen Gottes preisen."

„Vater", rief der junge Fischer, „wißt Ihr, was Ihr sagt? Einst fing ich in meinem Netz die Tochter ihres Königs. Sie ist schöner als der Morgenstern und weißer als der Mond. Für ihren Leib will ich meine Seele geben, und um ihrer Liebe willen sei mir der Himmel versagt. Antwortet mir, um was ich Euch frage, und laßt mich in Frieden ziehen."

„Hebe dich hinweg!" rief der Priester. „Deine Geliebte sei verloren, und du sollst mit ihr verloren sein!" Und er gab ihm keinen Segen, sondern jagte ihn von seiner Tür.

Darauf ging der junge Fischer hinab zum Markt; und er ging langsam und senkte den Kopf wie einer, der trauert.

Als die Kaufleute ihn kommen sahen, begannen sie untereinander zu flüstern, und einer von ihnen kam ihm entgegen und rief ihn beim Namen und sprach:

„Was hast du zu verkaufen?"

„Ich will dir meine Seele verkaufen", antwortete er, „ich bitte dich, kaufe sie mir ab, denn ich bin ihrer müde. Was nützt mir meine Seele? Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht."

Aber die Kaufleute verspotteten ihn und sprachen:

„Was nützt uns eines Menschen Seele? Sie ist kein Stück gemünztes Silber wert. Verkaufe uns dich selbst als Sklave, und wir wollen dich in Purpur kleiden und einen Ring auf deinen Finger stecken und dich zum Favoriten der großen Königin machen. Aber rede nicht von deiner Seele: für uns ist sie nichts, und sie hat keinen Wert für unser Gewerbe."

Da sprach der junge Fischer zu sich:

„Wie seltsam! Der Priester sagt mir, die Seele sei alles Gold der Erde, und die Kaufleute sagen, sie sei kein Stück Silber wert."

Und er ging fort von dem Markt und hinab zum Meeresstrand und begann darüber nachzudenken, was er anstellen sollte.

Und mittags fiel ihm ein, wie ihm einer seiner Genossen, der ein Tangsucher war, von einer jungen Hexe gesprochen hatte, die in einer Höhle am Ende der Bucht wohnte und das Wissen aller Dinge hatte. Und er machte sich auf und lief zu ihr, so begierig war er, seine Seele von sich zu senden, und eine Wolke von Staub folgte ihm, als er auf dem Strand so dahineilte.

Am Jucken ihrer Hand erkannte die Hexe, daß er kam, und sie lachte und ließ ihr rotes Haar herab. Und mit dem roten Haar, das um sie herabfiel, stand sie am Eingang der Höhle, und in ihrer Hand hielt sie einen blühenden Zweig wilden Schierlings.

„Was wünschst du? Was wünschst du?" rief sie, als er keuchend den Abhang heraufkam und sich vor ihr neigte. „Fische fürs Netz, wenn die Winde widrig sind? Ich habe eine kleine Rohrpfeife, und wenn ich darauf blase, kommen die Meeräschen in die Bucht. Aber sie hat ihren Preis, mein schöner Jüngling, sie hat ihren Preis. Was wünschst du? Was wünschst du? Sturm, daß die Schiffe scheitern und die Kisten reicher Handelsherren an die Küsten spülen? Ich habe mehr Stürme als Äolus, denn ich diene einem, der stärker ist als der, und mit einem Sieb und einem Eimer Wasser kann ich die großen Galeeren zum Meeresgrund senden. Aber ich habe meinen Preis, schöner Jüngling, ich habe meinen Preis.

Was wünschst du? Was wünschst du? Ich kenne eine Blume, die im Tal wächst, niemand kennt sie außer mir. Sie hat purpurne Blätter und einen Stern im Herzen, und ihr Saft ist weiß wie Milch. Wenn du mit dieser Blume die harten Lippen der Königin berührst, dann folgt sie dir über die ganze Welt. Aus dem Bett des Königs würde sie aufstehen und dir überallhin folgen. Aber sie hat ihren Preis, schöner Jüngling, sie hat ihren Preis.

Was wünschst du? Was wünschst du?

Ich kann eine Kröte im Mörser zerstoßen und eine Brühe daraus verfertigen und die Brühe mit der Hand eines Toten rühren. Spritze sie auf deinen Feind, wenn er schläft, und er wird sich in eine schwarze Viper verwandeln, und seine eigene Mutter wird ihn erschlagen. Mit einem Rad kann ich den Mond vom Himmel ziehen und dir auch in einem Kristall den Tod zeigen.

Was wünschst du? Was wünschst du? Sage mir deinen Wunsch, und ich will ihn erfüllen, und du sollst mir seinen Preis zahlen, schöner Jüngling, du sollst mir seinen Preis zahlen!"

„Mein Wunsch strebt nur nach einer kleinen Sache", sagte der junge Fischer, „aber der Priester ist zornig auf mich geworden und hat mich davongejagt. Mein Wunsch strebt nur nach einer kleinen Sache, aber die Kaufleute haben mich verhöhnt und es mir abgeschlagen. Darum bin ich zu dir gekmmen, ob die Menschen dich böse nennen, und was auch dein Preis sei, ich will ihn entrichten."

„Was willst du?" fragte die Hexe und trat auf ihn zu.

„Ich will meine Seele von mir senden", antwortete der junge Fischer.

Die Hexe erbleichte, schauderte und barg ihr Gesicht in ihren blauen Mantel.

„Schöner Jüngling, schöner Jüngling", murmelte sie, „das zu tun, ist furchtbar."

Er warf seine braunen Locken zurück und lachte.

„Meine Seele ist mir nichts", antwortete er. „Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht."

„Was willst du mir geben, wenn ich es dir sage?" fragte die Hexe und blickte mit ihren schönen Augen auf ihn.

„Fünf Goldstücke", antwortete er, „und meine Netze und mein Haus, in dem ich wohne, und das bemalte Boot, in dem ich fahre. Nun sage mir, wie ich meine Seele loswerde, und ich will dir alles geben, was ich besitze."

Sie lachte spöttisch und berührte ihn mit dem Schierlingzweig.

„Ich kann die Blätter des Herbsts in Gold verwandeln", sagte sie, „und kann die bleichen Strahlen des Mondes zu Silber weben, wenn ich will. Der, dem ich diene, ist reicher als alle Könige der Welt und beherrscht alle ihre Länder."

„Was soll ich dir geben", rief er, „wenn dein Preis weder Gold noch Silber ist?"

Die Hexe strich sich mit ihrer weißen Hand übers Haar.

„Du mußt mit mir tanzen, schöner Jüngling", murmelte sie, und sie lächelte ihm zu, während sie sprach.

„Weiter nichts?" rief der junge Fischer verwundert und sprang auf die Füße.

„Weiter nichts", antwortete sie und lächelte ihn wieder an.

„So wollen wir an einem geheimen Ort tanzen, wenn die Sonne untergeht", sagte er, „und wenn wir getanzt haben, wirst du mir sagen, was ich zu wissen wünsche."

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn Vollmond ist, wenn Vollmond ist", murmelte sie. Dann spähte sie umher und lauschte. Ein blauer Vogel erhob sich kreischend aus seinem Nest

und kreiste über den Dünen, und drei fleckige Vögel raschelten durch das Riedgras und pfiffen sich zu.

Sonst war kein Laut, außer dem Laut der Wellen, die sich an den glatten Kieseln des Strands brachen. Da streckte sie ihre Hand aus, zog ihn dicht an sich und legte ihm ihre dünnen Lippen dicht ans Ohr.

„Heute nacht mußt du mit mir zum Grat des Gebirges kommen", flüsterte sie, „es ist ein Sabbat, und Er wird da sein."

Der junge Fischer fuhr zusammen und sah sie an, sie aber zeigte ihre weißen Zähne und lachte:

„Wer ist Er, von dem du sprichst?" fragte er.

„Das ist gleich", antwortete sie. „Komm heute nacht und bleibe unter den Zweigen der Weißbuche und warte, bis ich komme. Wenn ein schwarzer Hund auf dich zuläuft, schlage ihn mit einer Wünschelrute, und er wird fortgehen. Wenn eine Eule zu dir spricht, antworte nicht. Wenn der Mond voll ist, werde ich bei dir sein, und wir wollen auf der Wiese tanzen."

„Aber willst du schwören, mir zu sagen, wie ich meine Seele von mir senden kann?" fragte er.

Sie ging in das Sonnenlicht hinaus, und der Wind wehte durch ihr rotes Haar.

„Bei den Hufen der Geiß schwöre ich es", antwortete sie.

„Du bist die beste der Hexen", rief der junge Fischer, „und ich werde heute nacht mit dir tanzen auf dem Grat des Gebirges. Ich wollte zwar, du hättest Gold oder Silber von mir verlangt. Aber wie auch dein Preis ist, du sollst ihn haben, denn er ist wenig."

Er zog seine Mütze und verneigte sich vor ihr und lief voller Freude zurück in die Stadt.

Und die Hexe sah ihm nach, als er sich entfernte, und als er ihren Augen entschwunden war, ging sie zurück in die Höhle und nahm einen Spiegel aus einer Lade von Zedernholz und setzte ihn auf ein Gestell und verbrannte davor auf Kohlen Eisenkraut und starrte in die Wirbel des Rauchs. Nach einer Weile aber ballte sie zornig die Hände.

„Er hätte mein sein sollen", murmelte sie. „Ich bin so schön wie sie."

Am Abend, als der Mond am nächtlichen Himmel stand, stieg der junge Fischer zum Gebirge empor und stellte sich unter die Zweige der Weißbuche. Wie ein Schild aus blankem Silber lag die Bucht zu seinen Füßen, und die Schatten der Fischerboote bewegten sich darauf. Eine große Eule mit schwefelgelben Augen rief ihn bei seinem Namen, aber er antwortete nicht. Ein schwarzer Hund lief auf ihn zu und knurrte. Er schlug ihn mit einer Rute, und der Hund lief winselnd fort.

Um Mitternacht kamen die Hexen wie Fledermäuse durch die Luft geflogen.

„Fuu!" riefen sie, als sie den Boden berührten, „hier ist einer, den wir nicht kennen."

Und sie schnüffelten herum und schwätzten miteinander und machten sich Zeichen. Und als letzte kam die junge Hexe, und ihr rotes Haar flatterte im

Wind. Sie trug ein Kleid aus Gold, auf dem Pfauenaugen gestickt waren, und auf dem Kopf eine kleine Haube aus grünem Samt.

„Wo ist er, wo ist er?" schrien die Hexen, als sie sie sahen; aber sie lachte nur und lief zu der Weißbuche und nahm den Fischer bei der Hand und führte ihn ins Mondlicht hinaus und begann zu tanzen.

Herum und herum wirbelten sie, und die junge Hexe sprang so hoch, daß er die blutroten Hacken ihrer Schuhe sehen konnte. Dann kam quer durch die Tanzenden der Laut eines galoppierenden Pferdes, aber es war kein Pferd zu sehen, und er fürchtete sich.

„Schneller!" rief die Hexe, und sie warf ihm die Arme um den Nacken, und ihr Atem war heiß auf seinem Gesicht. „Schneller, schneller!" rief sie, und die Erde schien ihm unter den Füßen zu wirbeln, und sein Geist trübte sich, und große Angst befiel ihn, als ob ihn ein böses Wesen ansähe, und zuletzt sah er, daß unter dem Schatten eines Felsens eine Gestalt stand, die zuvor nicht da war.

Es war ein Mann in einem Mantel aus schwarzem Samt nach spanischer Mode. Sein Gesicht war auffallend bleich, aber seine Lippen waren wie eine stolze rote Blume. Er schien müde und lehnte sich zurück, indem er achtlos an dem Knauf seines Dolchs spielte. Im Gras neben ihm lagen ein federgeschmückter Hut und ein Paar Reithandschuhe, mit goldenen Schnüren besetzt und in seltsamen Zeichen mit Perlen benäht. Der kurze, mit Zobelpelz gefütterte Mantel hing ihm von der Schulter, und seine feinen, weißen Hände waren mit Ringen bestückt. Schwere Augenlider senkten sich über seine Augen. Der junge Fischer sah ihn an wie einer, den Zauber umspinnt. Schließlich trafen sich ihre Augen, und wo er auch tanzte, schien es ihm, als ruhten die Augen des Mannes auf ihm. Er hörte die Hexe lachen und faßte sie um den Leib und wirbelte wie toll herum.

Plötzlich bellte ein Hund im Wald, und die Tanzenden hielten inne und gingen paarweise hin und knieten nieder und küßten dem Mann die Hand. Als sie es taten, berührte ein leichtes Lächeln seine stolzen Lippen, wie eines Vogels Flügel das Wasser berührt. Aber es war Verachtung darin. Er sah aber stets nur den jungen Fischer an.

„Komm, laß uns anbeten", flüsterte die Hexe, und sie führte ihn hin, und ein großes Verlangen, zu tun, was sie ihn hieß, ergriff ihn, und er folgte ihr. Aber als er nahe kam, machte er, ohne daß er wußte warum, auf seiner Brust das Zeichen des Kreuzes und nannte den heiligen Namen.

Und kaum hatte er das getan, da kreischten die Hexen wie Falken und flogen davon, und das bleiche Gesicht, das ihn ansah, zuckte zusammen wie in einem Krampf des Schmerzes. Der Mann ging zu einem kleinen Gehölz hinüber und pfiff. Ein kleines spanisches Pferd mit silbernem Schmuck kam ihm entgegengelaufen. Als er in den Sattel sprang, wandte er sich um und sah traurig auf den jungen Fischer. Und die Hexe mit dem roten Haar versuchte auch fortzufliegen, aber der Fischer faßte sie am Handgelenk und hielt sie zurück.

„Laß mich los", rief sie, „und laß mich gehen. Denn du hast genannt, was nicht genannt werden sollte, und das Zeichen gemacht, das man nicht ansehen darf."

„Nein", antwortete er, „ich will dich nicht lassen, bis du mir das Geheimnis gesagt hast."

„Welches Geheimnis?" fragte die Hexe und rang mit ihm wie eine wilde Katze und biß sich in die Lippen.

„Du weißt es", antwortete er.

Ihre grasgrünen Augen wurden dunkel von Tränen, und sie sagte zum Fischer:

„Verlange alles andere, nur das nicht."

Er lachte und faßte sie nur um so enger.

Und als sie sah, daß sie sich nicht freimachen konnte, flüsterte sie:

„Ich bin so schön wie die Töchter des Meers und so reizvoll wie die, die in den blauen Wassern wohnen", und sie schmiegte sich zärtlich an ihn und legte vertraulich ihr Gesicht an seines.

Er aber stieß sie zurück und sprach zu ihr:

„Wenn du das Versprechen nicht hältst, das du mir gabst, dann erschlage ich dich als falsche Hexe."

Sie wurde grau und schauderte.

„Sei es denn", murmelte sie. „Es ist deine Seele, nicht meine. Tue mit ihr, was du willst." Und sie nahm aus ihrem Gürtel ein kleines Messer, das einen Griff aus grüner Vipernhaut hatte, und gab es ihm.

„Wozu soll mir das dienen?" fragte er sie verwundert.

Sie schwieg einige Augenblicke, und ein Blick des Schreckens ging über ihr Gesicht. Dann strich sie ihr Haar aus der Stirn, und seltsam lächelnd sprach sie zu ihm:

„Was die Menschen ‚Schatten' nennen, das ist nicht der Schatten des Körpers, sondern der Leib der Seele. Stelle dich an den Meeresstrand, mit deinem Rücken dem Mond zugekehrt, schneide rings um deine Füße den Schatten ab, der der Leib deiner Seele ist, und befiehl deiner Seele, dich zu verlassen; so wird sie es tun." Der junge Fischer zitterte.

„Ist das wahr?" murmelte er.

„Es ist wahr, und ich wollte, ich hätte es dir nicht gesagt", rief sie und umklammerte weinend seine Knie.

Er schob sie von sich und ließ sie im üppigen Gras zurück und ging zum Rand des Gebirges und steckte das Messer in seinen Gürtel und begann hinabzuklettern.

Aber die Seele, die in ihm war, rief ihn an:

„Siehe, ich bin bei dir gewesen all diese Jahre lang und habe dir gedient. Schicke mich nicht jetzt von dir. Denn was habe ich dir Böses getan?"

Und der junge Fischer lachte.

„Du hast mir nichts Böses getan, aber ich brauche dich nicht". antwortete er. „Die Welt ist weit, und der Himmel ist da und die Hölle, und jenes dunkle

Haus des Dämmers, das zwischen beiden liegt. Gehe, wohin du willst, aber störe mich nicht, denn meine Geliebte ruft mich."

Seine Seele aber flehte ihn jammernd an, aber er hörte nicht darauf, sondern sprang von Klippe zu Klippe, denn sein Fuß war sicher wie der einer wilden Geiß, und schließlich kam er zum gelben Strand an der See.

Mit bronzenen Gliedern und festem Fleisch, wie eine Statue, die ein Grieche goß, so stand er auf dem Sand, den Rücken zum Mond, und aus der Brandung hoben sich weiße Arme und winkten ihm, und aus den Wellen stiegen dunkle Gestalten und huldigten ihm, und hinter ihm stand der Mond in der Nacht. Seine Seele aber rief ihn wiederum an:

„Wenn du mich wirklich von dir treiben willst, schicke mich nicht fort ohne dein Herz. Die Welt ist grausam, gib mir dein Herz mit auf den Weg."

Er aber warf den Kopf zurück und lachte.

„Womit sollte ich meine Geliebte lieben, wenn ich mein Herz dir gäbe?" rief er.

„Nein, habe Erbarmen mit mir", sagte die Seele, „gib mir dein Herz, denn die Welt ist so grausam, und ich fürchte mich."

„Mein Herz gehört meiner Liebe", antwortete er.

„Soll ich nicht auch lieben?" fragte die Seele.

„Fort mit dir, fort, denn ich brauche dich nicht", rief der junge Fischer; und er nahm das kleine Messer mit dem Griff aus grüner Vipernhaut und schnitt den Schatten rings um die Füße ab, und der stand auf und stand vor ihm; und er sah ihn an, und er war wie er selbst.

Er trat zurück und steckte das Messer in seinen Gürtel, und ein Gefühl der Angst und Scheu überkam ihn.

„Fort mit dir, fort", murmelte er, „und laß mich dein Gesicht nie wieder sehen."

„Nein, wir müssen uns wieder treffen", sagte die Seele. Ihre Stimme war leise und flötengleich, und ihre Lippen bewegten sich kaum, wenn sie sprach.

„Wie sollten wir uns treffen?" rief der junge Fischer. „Du wirst mir nicht in die Tiefe des Meeres folgen."

„Jedes Jahr will ich einmal hierher kommen und nach dir rufen", sagte die Seele. „Es kann sein, daß du mich brauchen wirst."

„Wie sollte ich dich brauchen?" rief der junge Fischer, „aber es sei, wie du willst."

Und er tauchte ins Wasser hinab, und die Tritonen bliesen ihre Hörner, und die kleine Seejungfrau kam herauf, ihm entgegen, und schlang ihm die Arme um den Hals und küßte ihn.

Und die Seele stand am einsamen Strand und sah ihnen zu. Und als sie hinab in das Meer getaucht waren, floh sie weinend über die Sümpfe davon.

Als nun ein Jahr vorüber war, kam die Seele zur Küste des Meeres zurück und rief den jungen Fischer, und der tauchte aus der Tiefe empor und fragte:

„Warum rufst du mich?"

Und die Seele antwortete:

„Komm näher, daß ich mit dir reden kann, denn ich habe wundervolle Dinge gesehen."

Und er kam näher und setzte sich im Seichten nieder und stützte den Kopf in die Hände und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„Als ich dich verlassen hatte, wandte ich mich nach Osten und wanderte. Vom Osten kommt alles, was weise ist. Sechs Tage wanderte ich, und am Morgen des siebenten Tages kam ich zu einem Hügel, der im Land der Tataren liegt. Ich setzte mich nieder im Schatten einer Tamariske, um mich vor der Sonne zu schützen. Das Land war trocken und von der Hitze verbrannt. Die Menschen gingen hin und her in der Ebene wie Fliegen, die auf der Scheibe blanken Kupfers kriechen.

Als es Mittag wurde, erhob sich vom flachen Rand des Landes eine rote Staubwolke. Als die Tataren diese sahen, spannten sie ihre bemalten Bogen und sprangen auf ihre kleinen Pferde und ritten ihr entgegen. Die Weiber flohen schreiend zu den Wagen und verbargen sich hinter den Vorhängen aus Fell.

Bei Sonnenuntergang kamen die Tataren zurück, aber fünf von ihnen fehlten, und von denen, die zurückkamen, waren nicht wenige verwundet. Sie spannten ihre Pferde an die Wagen und fuhren eilig davon. Drei Schakale kamen aus einer Höhle und sahen ihnen nach. Dann zogen sie die Luft durch ihre Nüstern und liefen in der entgegengesetzten Richtung davon.

Als der Mond aufging, sah ich ein Lagerfeuer in der Ebene brennen und ging darauf zu. Eine Schar von Händlern saß auf Teppichen rings herum. Ihre Kamele waren hinter ihnen an Pfähle gebunden, und ihre Diener errichteten Zelte aus gegerbten Fellen auf dem Sande und warfen eine hohe Hecke aus stachligem Gestrüpp auf.

Als ich mich ihnen näherte, stand der Anführer auf und zog ein Schwert und fragte, was ich wollte.

Ich antwortete, ich sei ein Fürst in meinem Land, und ich sei den Tataren entflohen, die versucht hätten, mich zu ihrem Sklaven zu machen. Der Häuptling lächelte und zeigte mir fünf Köpfe, die auf lange Stangen gesteckt waren.

Dann fragte er mich, wer der Prophet Gottes sei, und ich antwortete ihm, es sei Mohammed.

Als er den Namen des falschen Propheten hörte, verneigte er sich, nahm mich bei der Hand und setzte mich neben sich. Ein Mohrensklave brachte mir Stutenmilch in einer hölzernen Schale und ein Stück Lammbraten.

Bei Tagesanbruch machten wir uns auf. Ich ritt auf einem rothaarigen Kamel zur Seite des Anführers, und ein Läufer lief vor uns, bewaffnet mit einem Speer. Bewaffnete waren auf beiden Seiten, und die Maultiere folgten mit den Waren. Es waren vierzig Kamele in der Karawane, und Maultiere waren es zweimal vierzig an der Zahl.

Wir kamen vom Land der Tataren in das Land derer, die dem Mond fluchen. Wir sahen Greifen, die ihr Gold auf den weißen Felsen bewachen, und schup-

pige Drachen in ihren Höhlen schlafen. Als wir über die Berge kamen, hielten wir den Atem an, daß der Schnee nicht auf uns fiele, und jeder Mann band einen Schleier vor seine Augen. Als wir durch die Täler kamen, schossen Pygmäen mit Pfeilen nach uns aus hohlen Bäumen, und nachts hörten wir sie ihre Trommeln schlagen. Als wir zum Turm der Affen kamen, setzten wir ihnen Früchte vor, und sie taten uns nichts zuleide. Als wir zum Turm der Schlangen kamen, gaben wir ihnen warme Milch in Schalen, und sie ließen uns ziehen. Dreimal kamen wir auf unserer Reise zu den Ufern des Oxos. Wir überquerten ihn auf hölzernen Flößen. Die Flußpferde wüteten gegen uns und wollten uns töten. Als die Kamele sie sahen, zitterten sie.

Die Könige jeder Stadt erhoben Zölle von uns, ließen uns aber nicht ihre Tore durchschreiten. Sie warfen uns Brot über die Mauern, kleine Maiskuchen, in Honig gebacken, und Kuchen aus feinem Mehl, mit Datteln gefüllt.

Wenn die Bewohner der Dörfer uns kommen sahen, vergifteten sie die Brunnen und flohen auf die Hügel. Wir kämpften mit den Magaden, die alt geboren werden und von Jahr zu Jahr jünger werden und sterben, wenn sie kleine Kinder sind; und mit den Lakten, die Söhne von Tigern zu sein behaupten und sich schwarz und gelb bemalen; und mit den Auranten, die ihre Toten in Baumwipfeln beisetzen und selber in dunklen Höhlen wohnen, damit die Sonne, die ihr Gott ist, sie nicht erschlage; und mit den Krimniern, die ein Krokodil anbeten und es mit Butter und lebendem Geflügel nähren; und mit den Agazomben, die Hundsgesichter haben; und mit den Sibern, die pferdefüßig sind und schneller laufen als Pferde. Ein Drittel von uns starb im Kampf, und ein Drittel starb an den Entbehrungen. Der Rest murrte gegen mich und sagte, ich hätte ihnen Unglück gebracht. Ich nahm eine Otter unter einem Stein hervor und ließ sie mich beißen. Und als sie sahen, daß ich nicht krank wurde, befiel sie Furcht.

Im vierten Monat erreichten wir die Stadt Illet. Es war Nacht, als wir den Hain vor den Mauern erreichten. Die Luft war schwül, denn der Mond stand im Skorpion. Wir nahmen die reifen Granatäpfel von den Bäumen, brachen sie und trankten ihren süßen Saft. Dann legten wir uns auf unsere Teppiche nieder und warteten auf den Sonnenaufgang.

Bei Tagesanbruch standen wir auf und klopften an das Tor der Stadt. Es war aus roter Bronze mit Bildern von Meerungeheuern und geflügelten Drachen. Die Wachen sahen von den Wällen herab und fragten nach unserem Begehr. Der Führer der Karawane antwortete, wir kämen von der Syrischen Insel mit vieler Ware. So nahmen sie Geiseln und sagten, sie wollten uns mittags das Tor öffnen, und hießen uns bis dahin warten.

Als es Mittag war, öffneten sie das Tor, und als wir einzogen, kam das Volk in Scharen aus den Häusern, uns anzusehen, und ein Ausrufer ging durch die ganze Stadt und blies auf einer Muschel. Wir standen auf dem Marktplatz, und Neger banden die Warenballen auf und öffneten die geschnitzten Kisten aus Sykomorenholz. Als sie fertig waren, brachten die Kaufleute ihre fremdländischen Waren hervor:

Gewachstes Leinen aus Ägypten und bemaltes Leinen aus Äthiopien; Purpurschwämme von Tyrus und blaue Tapeten von Sidon, Schalen aus kühlem Elfenbein und feine Gefäße aus Glas und seltene Keramiken. Von dem Dach eines Hauses beobachtete uns eine Schar von Frauen. Eine von ihnen trug eine goldene Maske.

Am ersten Tag kamen die Priester und tauschten mit uns, und am zweiten Tag kamen die Edlen, und am dritten Tag kamen die Handwerker und die Sklaven. Denn so ist es Sitte mit allen Kaufleuten, solange diese in der Stadt weilen.

So blieben wir einen Monat lang, und als der Mond abnahm, wurde ich müde und ging durch die Straßen der Stadt und kam zu dem Garten ihres Gottes.

Priester in gelben Gewändern bewegten sich schweigend durch die grünen Bäume, und auf einem Unterbau aus schwarzem Marmor stand der rosenrote Tempel, in dem der Gott seine Wohnung hatte. Seine Türen waren mit glitzerndem Lack bedeckt, und Stiere und Pfauen aus getriebenem, glänzenden Gold waren darauf zu sehen. Das geziegelte Dach war aus meergrünem Porzellan, und die hervorspringenden Dachtraufen waren mit kleinen Glocken behangen. Wenn die weißen Tauben vorüberflogen, trafen sie die Glocken mit ihren Schwingen und ließen sie klingeln.

Vor dem Tempel war ein Becken mit klarem Wasser, das Becken selbst mit geädertem Onyx gepflastert. Ich legte mich daneben nieder, und mit meinen bleichen Fingern berührte ich die breiten Blätter. Einer der Priester kam zu mir und trat hinter mich. Er hatte Sandalen an den Füßen, eine aus weicher Schlangenhaut und die andere aus Vogelfedern. Auf seinem Kopf war eine Mütze aus schwarzem Filz; sie war mit silbernen Monden geschmückt. Sieben Töne von Gelb waren in sein Gewand verwebt, und sein gelocktes Haar war mit Antimon bestreut.

Nach einer Weile spach er zu mir und fragte nach meinem Wunsch.

Ich sagte ihm, ich begehrte den Gott zu sehen.

‚Der Gott ist auf der Jagd", sagte der Priester und sah mich scharf mit kleinen, schiefen Augen an.

‚Sage mir, in welchem Wald, und ich will mit ihm reiten', antwortete ich.

Er kämmte mit seinen langen, spitzen Nägeln die weichen Fransen seines Kleides aus.

‚Der Gott schläft', murmelte er.

‚Sage mir, auf welchem Lager, und ich will bei ihm wachen', antwortete ich.

‚Der Gott ist an seiner Tafel', rief er.

‚Wenn der Wein süß ist, will ich mit ihm trinken, und ist er sauer, so will ich auch mit ihm trinken', war meine Antwort.

Er neigte verwundert den Kopf, nahm mich bei der Hand und führte mich in den Tempel.

Und im ersten Gemach sah ich ein Idol auf einem Jaspisthron sitzen, der mit großen Perlen eingefaßt war. Es war aus Ebenholz geschnitzt, und seine Gestalt

war die Gestalt eines Mannes. Auf seiner Stirn war ein Rubin, und dickes Öl tropfte aus seinem Haar auf seine Schenkel. Seine Füße waren rot von dem Blut eines neu getöteten Lammes, und seine Lenden umgürtet mit einem kupfernen Gürtel, der mit sieben Beryllen besetzt war.

Und ich fragte den Priester: ‚Ist das der Gott?' und er antwortete mir: ‚Dies ist der Gott.'

‚Zeige mir den Gott', rief ich, ‚oder ich werde dich erschlagen'. Und ich berührte seine Hand, und sie wurde welk.

Da flehte der Priester und sprach:

‚Möge mein Herr seinen Diener heilen, und ich will ihm den Gott zeigen.'

Da blies ich mit meinem Atem auf seine Hand, und sie wurde wieder heil; und er zitterte und führte mich in das zweite Gemach, und ich sah ein Idol auf einem Nephritenlotos stehen, der mit großen Smaragden behangen war. Er war aus Elfenbein geschnitzt, und seine Gestalt war doppelt mannsgroß. Auf seiner Stirn war ein Chrysolith, und seine Brust war mit Myrrhen und Zimt bestrichen. In einer Hand hielt es einen Krummstab aus Nephrit und in der anderen einen runden Kristall. Es trug Stiefel aus Erz, und um seinen dicken Hals wand sich ein Kranz von Skleniten.

Und ich sagte zu dem Priester:

‚Ist dies der Gott?' und er antwortete mir: ‚Dies ist der Gott.'

‚Zeige mir den Gott', rief ich, ‚oder ich werde dich erschlagen.'

Ich berührte seine Augen, und sie wurden blind. Da flehte mich der Priester an und sprach:

‚Möge mein Herr seinen Diener heilen, und ich will ihm den Gott zeigen.'

Da blies ich mit meinem Atem auf seine Augen, und das Sehen kam zurück; und er zitterte wieder und führte mich in das dritte Gemach, und siehe! dort war kein Idol und auch kein Bildnis irgendwelcher Art, sondern nur ein Spiegel aus rundem Metall auf einem Altar aus Stein.

Und ich sprach zu dem Priester: ‚Wo ist der Gott?'

Und er antwortete mir:

‚Wir haben keinen Gott außer diesem Spiegel, den du siehst, denn das ist der Spiegel der Weisheit. Und er spiegelt alle Dinge, die im Himmel und auf der Erde sind, nur das Gesicht dessen nicht, der hineinsieht. Das spiegelt er nicht, so daß, der hineinsieht, weise sein kann. Es gibt viele andere Spiegel, aber es sind die Spiegel der Meinungen. Dieser allein ist der Spiegel der Weisheit. Und die diesen Spiegel besitzen, wissen alles, und nichts ist ihnen verborgen. Und die ihn nicht besitzen, haben auch nicht die Weisheit. Deshalb ist er der Gott, und wir beten ihn an.'

Und ich sah in den Spiegel, und es war, wie er gesagt hatte.

Und ich tat eine seltsame Tat; aber was ich tat, ist gleichgültig, denn in einem Tal, das nur eine Tagesreise von hier liegt, habe ich den Spiegel der Weisheit verborgen. Laß mich nur wieder in dich hinein und dir dienen, so sollst du weiser sein als alle Weisen, und alle Weisheit soll dein sein. Laß mich wieder in dich hinein, und niemand wird weiser sein als du."

Aber der junge Fischer lachte.

„Liebe ist besser als Weisheit", rief er, „und die kleine Seejungfrau liebt mich."

„Nein, es gibt nichts Besseres als Weisheit", sagte die Seele.

„Liebe ist besser", antwortete der junge Fischer; und er tauchte hinab in die Tiefe, und die Seele floh weinend über die Sümpfe davon.

Als nun das zweite Jahr vorüber war, kam die Seele wieder zum Strand des Meeres und rief den jungen Fischer; und der tauchte aus der Tiefe empor und fragte:

„Warum rufst du mich?"

Und die Seele antowrtete:

„Komm näher, daß ich mit dir reden kann, denn ich habe wunderbare Dinge gesehen."

Und er kam näher und setzte sich im Seichten nieder und stützte den Kopf in die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„Als ich dich verlassen hatte, wandte ich mich nach Süden und wanderte. Vom Süden kommt alles, was kostbar ist. Sechs Tage wanderte ich über die Landstraßen, die zur Stadt Asther führen; die staubigen roten Landstraßen, auf denen die Pilger gehen, wanderte ich, und am Morgen des siebenten Tages hob ich die Augen, und siehe! zu meinen Füßen lag die Stadt, denn sie liegt in einem Tal.

Neun Tore führen in diese Stadt, und vor jedem Tor steht ein bronzenes Pferd, das wiehert, wenn die Beduinen von den Bergen kommen. Die Mauern sind mit Kupfer beschlagen, und die Wachttürme auf den Mauern sind erzgedeckt. In jedem Turm steht ein Bogenschütze mit einem Bogen in der Hand. Bei Sonnenaufgang schlägt er mit einem Pfeil an ein Schallbecken, und bei Sonnenuntergang bläst er ein Widderhorn.

Als ich hinzukommen versuchte, hielten die Wachen mich an und fragten mich, wer ich wäre. Ich antwortete, ich wäre ein Derwisch und auf dem Wege nach Mekka, wo sich ein grüner Schleier befinde, darauf von den Händen der Engeln in silbernen Lettern der Koran gestickt sei. Und sie waren voller Staunen und baten mich hineinzukommen.

Und drinnen war es wie ein Basar. Wahrlich, du hättest mit mir sein sollen. Durch enge Straßen flattern bunte Papierlaternen wie große Schmetterlinge. Wenn der Wind über die Dächer weht, steigen und fallen sie wie bunte Seifenblasen. Vor ihren Buden sitzen die Kaufleute auf seidenen Teppichen. Sie haben schwarze Bärte, und ihre Turbane sind mit Goldzechinen geschmückt, und lange Bernsteinketten gleiten durch ihre Finger. Einige von ihnen verkaufen Galbanum und Narden und seltenes Ambra von den Inseln des Indischen Meers, und dickes Rosenöl und Myrten und kleine Nelken. Wenn man anhält, um mit ihnen zu reden, so werfen sie kleine Stückchen Weihrauch auf ein Kohlebecken und machen die Luft des Dufts voll. Ich sah einen Syrer, der hielt in der Hand eine dünne Rute wie ein Rohr. Graue Rauchfäden stiegen davon

auf, und der Duft war wie der der Mantelblüte im Frühling. Andere verkaufen silberne Armbänder, die rundherum mit milchigblauen Türkisen besetzt sind, und Knöchelspangen aus Erz waren mit kleinen Perlen gefranst, und Tigerklauen in Gold gefaßt, und die Klauen der goldgelben Katze, des Leoparden, auch in Gold gefaßt, und Ohrgehänge aus durchbohrten Smaragden, und Fingerringe aus Nephrit. Von den Teehäusern kommt der Ton der Gitarre, und die Opiumraucher sehen mit lächelnden Gesichtern heraus auf die Vorübergehenden.

Wahrlich, du hättest mit mir sein sollen. Die Weinverkäufer bahnen sich ihren Weg durch die Menge mit großen Schläuchen auf den Schultern. Die meisten verkaufen Wein aus Schiras, der süß ist wie Honig. Sie reichen ihn in kleinen metallenen Schalen und streuen Rosenblätter darauf. Auf dem Marktplatz standen die Fruchtverkäufer, die alle Arten von Früchten verkaufen; reife Feigen mit ihrem weichen Purpurfleisch, Melonen, die nach Moschus duften und gelb sind wie Topase, Zitronen und Rosenäpfel und runde, rotgelbe Orangen und schlanke Lemonen aus grünem Gold. Einmal sah ich einen Elefanten vorbeiziehen. Sein Rüssel war rot und gelb bemalt, und über den Ohren trug er ein Netz aus roter Seide. Er hielt vor einer der Buden und fing an, die Orangen zu fressen, und die Leute lachten nur. Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein merkwürdiges Volk es ist. Wenn sie froh sind, gehen sie zu einem Vogelverkäufer und kaufen von ihm einen Vogel in einem Käfig und lassen ihn frei, damit ihre Freude größer sei, und wenn sie traurig sind, geißeln sie sich mit Dornen, damit ihr Gram nicht geringer werde.

Eines Abends traf ich auf Neger, die eine schwere Sänfte durch den Basar trugen. Sie war aus vergoldetem Bambus, und die Stangen waren aus rotem Lack und mit erzenen Pfauen eingelegt. Vor den Fenstern hingen dünne Vorhänge aus Musselin, mit Käferflügeln und winzigen Perlen bestickt, und als sie vorüberzog, sah eine bleiche Zirkassin heraus und lächelte mich an. Ich folgte ihnen, und die Neger beschleunigten ihre Schritte und blickten finster. Ich aber kümmerte mich nicht darum. Ich fühlte eine große Neugier über mich kommen.

Schließlich hielten sie vor einem viereckigen, weißen Haus. Es hatte keine Fenster, nur eine kleine Tür, wie die Tür eines Grabs. Sie setzten die Sänfte nieder und klopften dreimal mit einem kupfernen Hammer. Ein Armenier in einer grünen Djellaba sah heraus, und als er sie erblickte, öffnete er und breitete einen Teppich auf den Boden, und die Frau stieg aus. Als sie hineinging, wandte sie sich um und lächelte mir wieder zu. Ich habe niemals jemanden so bleich gesehen.

Als der Mond aufging, kehrte ich zurück und suchte das Haus, doch es war nicht mehr da. Als ich das sah, da wußte ich, wer die Frau war und warum sie mir zugelächelt hatte. Wahrlich, du hättest mit mir sein sollen!

Am Neumondfest kam der junge Kalif aus seinem Palast und ging in die Moschee, um zu beten. Sein Haar und sein Bart waren mit Rosenblättern gefärbt und seine Wangen mit feinem Goldstaub bestäubt.

Bei Sonnenaufgang kam er aus seinem Palast in einem Gewand von Silber, und bei Sonnenuntergang kehrte er in einem Gewand aus Gold zurück. Das Volk warf sich zu Boden und verbarg die Gesichter, ich aber tat es nicht. Ich stand bei der Bude eines Dattelverkäufers und wartete. Als der Kaiser mich sah, zog er seine Augenbrauen in die Höhe und stand still. Ich blieb ganz ruhig und erwies ihm keine Huldigung. Das Volk staunte über meine Kühnheit und riet mir, aus der Stadt zu fliehen. Ich achtete nicht darauf, sondern ging hin und setzte mich zu den Verkäufern fremder Götzenstatuen, die wegen ihres Gewerbes verachtet sind. Als ich ihnen erzählte, was ich getan hatte, gab mir jeder von ihnen einen Gott, und sie baten mich fortzugehen.

Nachts lag ich auf einem Kissen im Teehaus in der Straße der Granatäpfel; da kamen die Wachen herein und führten mich in den Palast. Als ich eintrat, verschlossen sie hinter mir jede Tür und legten eine Kette davor. Drinnen war ein großer Hof, um den ein Säulengang lief. Die Mauern waren aus weißem Alabaster, der hier und da mit blauen und grünen Ziegeln belegt war. Die Pfeiler waren aus grünem Marmor und das Pflaster aus beinahe pfirsichfarbenem Marmor. Ich hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen.

Als ich durch den Hof ging, sahen zwei verschleierte Frauen von einem Balkon herab und beschimpften mich. Die Wachen eilten weiter, und die Lanzenschäfte dröhnten auf dem glänzenden Pflaster. Sie öffneten eine Tür aus geschnitztem Elfenbein, und ich befand mich in einem bewässerten Garten von sieben Terrassen. Er war mit Tulpen und Mondblumen und silberbedeckten Aloen bepflanzt. Gleich einem schlanken Rohr aus Kristall hing eines Springbrunnens Strahl in der dämmrigen Luft. Am Ende des Gartens stand ein kleines Zelt. Als wir uns näherten, kamen zwei Eunuchen uns entgegen. Ihre fetten Leiber schwankten, wenn sie gingen, und sie sahen mit ihren gelblidrigen Augen neugierig zu mir hin. Einer von ihnen nahm den Hauptmann der Wache beiseite und flüsterte ihm mit leiser Stimme zu. Der andere aß indessen duftende Pastillen, die er mit gezierter Geste einer länglichen Dose von veilchenfarbenem Email entnahm.

Nach einigen Augenblicken schickte der Hauptmann die Soldaten fort. Sie gingen zum Palast zurück; die Eunuchen folgten langsam und pflückten im Vorbeigehen süße Maulbeeren von den Bäumen. Einmal drehte sich der eine der beiden mit bösem Lächeln nach mir um.

Dann winkte mich der Hauptmann zum Eingang des Zelts. Ich ging ohne Zittern hin, zog den schweren Vorhang zur Seite und trat ein.

Der junge Herrscher lag auf einem Lager von Löwenfellen ausgestreckt, und ein Falke saß auf seiner Faust. Hinter ihm stand ein Nubier mit Turban, nackt bis zu den Hüften und schwere Ohrgehänge in den gespaltenen Ohren. Auf einem Tisch neben dem Lager lag ein gewaltiger Krummsäbel. Als der Kalif mich sah, zog er die Stirn in Falten und fragte: ‚Wer bist du? Weißt du nicht, daß ich der Herr dieser Stadt bin?' Ich aber gab ihm keine Antwort.

Er deutete mit dem Finger auf den Säbel, und der Nubier ergriff ihn und traf mich mit großer Gewalt. Die Schneide durchsauste mich, aber tat mir keinen

Schaden. Der Mann stürzte bebend zu Boden, und als er aufstand, schlugen ihm die Zähne vor Angst zusammen, und er verbarg sich hinter dem Lager.

Der Kalif aber sprang auf und nahm seine Lanze von einem Waffenständer und warf sie nach mir. Ich fing sie in ihrem Flug auf und brach sie mitten entzwei. Er schoß mit einem Pfeil nach mir, aber ich hob meine Hände auf, und er blieb in der freien Luft hängen. Da zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und bohrte ihn dem Nubier in den Hals, damit er nicht von seiner Schande erzählte. Der Mann wand sich wie eine zertretene Schlange, und roter Schaum tropfte von seinen Lippen.

Sobald er tot war, wandte sich der Kalif zu mir, und als er sich den hellen Schweiß mit einem kleinen Tuch aus purpurbestickter Seide von der Stirn gewischt hatte, sprach er zu mir:

‚Bist du ein Prophet, daß ich dich nicht töten kann, oder der Sohn eines Propheten, daß ich dich nicht verletzen kann? Ich bitte dich, verlaß meine Stadt zur Nacht, denn solange du in ihr weilst, kann ich ihr Herr nicht mehr sein.‘

Und ich antwortete ihm:

‚Ich will um die Hälfte deines Schatzes gehen. Gib mir die Hälfte deines Schatzes, und ich werde deine Stadt verlassen.‘

Er nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten. Als der Hauptmann der Wachen mich sah, staunte er. Und als die Eunuchen mich sahen, bebten ihnen die Knie, und sie fielen vor Furcht zu Boden.

Es gibt ein Gemach im Palast, das hat acht Wände aus rotem Porphyr und von der erzbeschlagenen Decke hängen Ampeln. Der Kalif berührte eine der Wände, und die öffnete sich, und wir gingen einen Gang hinab, der von vielen Fackeln erleuchtet war. In Nischen zu beiden Seiten standen große Tonkrüge, bis zum Rand mit Silberstücken gefüllt. Als wir die Mitte des Ganges erreicht hatten, sprach der Kaiser das Wort, das man nicht sprechen darf, und eine granitene Pforte sprang auf, durch eine geheime Feder bewegt; da legte er die Hände vor das Gesicht, um nicht geblendet zu werden.

Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein wunderbarer Raum es war. Da standen große Schalen voller Perlen und roter Rubine. Das Korngold war in Säcken aus Elefantenhäuten aufgespeichert, und der Goldstaub in ledernen Flaschen. Da lagen Opale und Saphire, jene in kristallenen Schalen, diese in Schalen aus Nephrit. Runde grüne Smaragde waren auf dünnen Elfenbeinplatten geordnet, und in einer Ecke lagen seidene Säcke, die einen voll Türkise und andere mit Beryllen. Doch man könnte müde werden, all die weitere Pracht zu beschreiben.

Und als nun der Kaiser die Hände vom Gesicht genommen hatte, sprach er zu mir:

‚Dies ist meine Schatzkammer, und die Hälfte von allem ist dein, wie ich es dir versprach. Ich will dir Kamele geben und dazu Kameltreiber, sie sollen tun, was du ihnen befiehlst, und deinen Teil des Schatzes bringen, wohin du auch gehen willst. Doch es soll heute abend geschehen, denn ich will nicht, daß die

Sonne, die mein Vater ist, sehe, daß in meiner Stadt ein Mann weilt, den ich nicht töten kann.'

Ich aber antwortete ihm:

‚Das Gold, das hier ist, ist dein, und das Silber ist auch dein, dein sind auch die kostbaren Juwelen und die Dinge von Wert. Ich – ich brauche es nicht. Und ich will nichts von dir nehmen außer dem kleinen Ring, den du am Finger deiner Hand trägst.'

Da runzelte der Kalif die Stirn:

‚Es ist nur ein Ring aus Blei', rief er, ‚und er hat keinen Wert. Deshalb nimm die Hälfte des Schatzes und gehe aus meiner Stadt.'

‚Nein', antwortete ich, ‚ich will nichts außer dem bleiernen Ring, denn ich weiß, was darauf geschrieben steht, und zu welchem Zweck.'

Da bebte der Kalif und flehte mich an und sprach:

‚Nimm den ganzen Schatz und zieh aus meiner Stadt. Die Hälfte, die mein ist, soll auch noch dein sein.'

Und ich tat eine seltsame Tat, aber was ich tat, ist gleich, denn in einer Höhle, die nur eine Tagesreise von hier liegt, habe ich den Ring des Reichtums verborgen. Sie ist nur eine Tagesreise von hier, und dort ist er dein. Der den Ring hat, ist reicher als alle Könige der Welt. Komm also und nimm ihn, und alle Reichtümer der Welt sind dein."

Aber der junge Fischer lachte.

„Liebe ist besser als Reichtum", rief er, „und die kleine Seejungfrau liebt mich."

„Nein, es gibt nichts Besseres als Reichtum", antwortete die Seele.

„Liebe ist besser", sagte der junge Fischer, und er tauchte wieder hinab in die Tiefe, und die Seele floh weinend über die Sümpfe davon.

Als nun das dritte Jahr vorüber war, kam die Seele wieder hinab zum Strand des Meers und rief den jungen Fischer; und der tauchte aus der Tiefe empor und fragte:

„Warum rufst du mich?"

Und die Seele antwortete:

„Komm näher, daß ich mit dir sprechen kann, denn ich habe wunderbare Dinge gesehen."

So kam er näher und setzte sich im Seichten nieder und stützte den Kopf in die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„In einer Stadt, von der ich weiß, steht ein Gasthaus an einem Fluß. Ich saß dort mit Seefahrern, die weiße und rote Weine tranken und Gerstenbrot aßen und kleine gesalzene Fische, die auf Lorbeerblättern mit Essig gereicht wurden. Und als wir dort saßen und guter Dinge waren, trat zu uns ein alter Mann, der einen ledernen Teppich trug und eine Laute mit zwei Bernsteinhörnern. Und als er den Teppich auf dem Boden ausgebreitet hatte, schlug er mit einem Hornplättchen auf die Saiten seiner Laute, und ein Mädchen, mit verschleiertem Gesicht, lief herein und tanzte vor uns. Ihr Gesicht war von einem Schleier

verhüllt, aber ihre Füße waren nackt. Nackt waren ihre Füße, und sie bewegten sich über den Teppich wie kleine weiße Tauben. Nie habe ich etwas so Wunderbares gesehen, und die Stadt, in der sie tanzt, ist nur eine Tagesreise entfernt."

Als nun der Fischer die Worte seiner Seele hörte, dachte er daran, daß Seejungfrauen keine Füße haben und nicht tanzen können.

Und so kam ein großes Verlangen über ihn, und er sprach zu sich selber:

„Es ist nur eine Tagesreise, und ich kann ja zu meiner Liebe zurückkehren", und er lachte und schritt zum Ufer.

Als er das trockene Ufer erreicht hatte, lachte er wieder und breitete die Arme aus nach seiner Seele. Und seine Seele stieß einen lauten Freudenschrei aus und lief zu ihm und trat in ihn ein, und der junge Fischer sah vor sich auf dem Strand den Schatten ausgebreitet, der der Leib der Seele ist.

Und seine Seele sagte zu ihm:

„Laß uns nicht verweilen und uns gleich auf den Weg machen; denn die Meergötter sind eifersüchtig, und sie haben Ungeheuer, die ihrem Befehl gehorchen."

So beeilten sie sich also, und die ganze Nacht wanderten sie im Mondschein und den ganzen folgenden Tag wanderten sie unter der Sonne, und abends kamen sie in eine Stadt.

Und der junge Fischer sagte zu seiner Seele:

„Ist dies die Stadt, wo sie tanzt, von der du mir erzähltest?"

Und die Seele antwortete:

„Es ist nicht diese Stadt, sondern eine andere. Trotzdem laß uns in die Stadt gehen."

So gingen sie hinein und zogen durch die Straßen, und als sie durch die Straße der Juweliere kamen, sah der junge Fischer eine schöne Silberschale in einem Verkaufsstand.

Und seine Seele sagte zu ihm:

„Nimm die Silberschale und verbirg sie!"

Und er nahm die Silberschale und verbarg sie in den Falten seines Gewands, und sie verließen rasch die Stadt.

Wie sie eine Meile zurückgelegt hatten, runzelte der junge Fischer die Stirn und sprach zu seiner Seele:

„Warum hast du mich geheißen, diese Schale zu nehmen und sie zu verbergen? Es ist von Übel, dies zu tun."

Aber seine Seele antwortete ihm:

„Sei ruhig, sei ruhig!"

Und am Abend des zweiten Tages kamen sie zu einer Stadt, und der junge Fischer sagte zu seiner Seele:

„Ist dies die Stadt, wo sie tanzt, von der du mir erzähltest?"

Und seine Seele antwortete ihm:

„Es ist nicht diese Stadt, sondern eine andere. Trotzdem laß uns in die Stadt gehen."

So gingen sie also hinein und zogen durch die Straßen, und als sie durch die

Straße der Sandalenverkäufer kamen, sah der junge Fischer ein Kind mit einem Wasserkrug stehen.

Und seine Seele sagte zu ihm:

„Schlage das Kind!"

So schlug er das Kind, bis es weinte, und als er das getan hatte, gingen sie rasch aus der Stadt.

Wie sie eine Meile zurückgelegt hatten, wurde der junge Fischer zornig und sprach zu seiner Seele:

„Warum hast du mich geheißen, das Kind zu schlagen? Es ist von Übel, dies zu tun."

Aber seine Seele antwortete ihm:

„Sei ruhig, sei ruhig!"

Am Abend des dritten Tages kamen sie zu einer Stadt, und der junge Fischer sagte zu seiner Seele:

„Ist dies die Stadt, wo sie tanzt, von der du mir erzähltest?"

Und seine Seele antwortete ihm:

„Es kann sein, daß es diese Stadt ist, deshalb laß uns in die Stadt gehen."

Und so gingen sie hinein und zogen durch die Straßen, aber nirgends konnte der junge Fischer den Fluß finden, noch das Gasthaus, das an seinem Ufer stand.

Und das Volk aus der Stadt sah ihn neugierig an, und er fürchtete sich und sprach zu seiner Seele:

„Laß uns wieder gehen, denn die mit weißen Füßen tanzt, ist nicht hier."

Aber seine Seele antwortete:

„Nein, laß uns hierbleiben, denn die Nacht ist dunkel, und Räuber werden auf den Straßen sein."

Da setzte er sich am Marktplatz hin und ruhte aus, und nach einer Weile ging ein Kaufmann vorbei, der einen Tuchmantel trug und sich mit einer Laterne leuchtete. Und der Kaufmann sagte zu ihm:

„Warum sitzt du auf dem Marktplatz, da doch die Buden geschlossen sind und die Ballen verschnürt?"

Der junge Fischer antwortete ihm:

„Ich kenne kein Gasthaus in dieser Stadt, und ich habe hier keinen Verwandten, der mir Obdach gäbe."

„Sind wir nicht alle Brüder?" sagte der Kaufmann. „Und schuf uns nicht ein Gott? So komm mit mir, denn ich habe immer Raum für Gäste."

Der junge Fischer folgte dem Kaufmann in sein Haus. Als sie durch einen Garten mit Granatapfelbäumen gegangen und in das Haus getreten waren, da brachte der Kaufmann ihm Rosenwasser in einer kupfernen Schüssel, damit er seine Hände wüsche, und reife Melonen, seinen Durst zu stillen, und setzte ihm Reis und ein Stück Lammbraten vor.

Als er satt war, führte ihn der Kaufmann in das Gastzimmer und wünschte ihm wohl zu ruhen. Der junge Fischer dankte ihm und küßte den Ring auf seiner Hand und warf sich nieder auf die Teppiche aus gefärbtem Ziegenhaar.

Und als er sich mit einer Decke aus schwarzer Lammwolle zugedeckt hatte, schlief er ein.

Aber drei Stunden vor Sonnenaufgang, als die Nacht noch ruhig war, weckte ihn seine Seele und sprach zu ihm:

„Erhebe dich und gehe in das Zimmer des Kaufmanns, wo er schläft, und erschlage ihn und nimm sein Gold; denn wir brauchen es."

So stand der junge Fischer auf und schlich zu dem Zimmer des Kaufmanns; zu Füßen des Kaufmanns lag ein Krummschwert, und auf dem Tisch neben dem Kaufmann lagen neun Beutel voll Gold. Er streckte die Hand aus nach dem Schwert, und als er es berührte, fuhr der Kaufmann hoch und erwachte, sprang auf und ergriff das Schwert und rief:

„Vergiltst du Böses für Gutes und zahlst mit Blutvergießen die Güte, die ich dir erwiesen habe?"

Da sprach die Seele zu dem jungen Fischer:

„Triff ihn!"

Er traf ihn so, daß er in Ohnmacht fiel, ergriff die neun Goldbeutel und floh durch den Garten.

Als sie eine Meile von der Stadt zurückgelegt hatten, schlug sich der junge Fischer an die Brust und sagte zu seiner Seele:

„Warum befahlst du mir, den Kaufmann zu erschlagen und sein Gold zu nehmen? Wahrlich, du bist böse."

Aber seine Seele antwortete:

„Sei ruhig, sei ruhig!"

„Nein", rief der junge Fischer, „ich will nicht ruhig sein, denn alles, was du mir befohlen hast, hasse ich. Dich hasse ich auch, und ich will, daß du mir sagst, warum du so bist."

Da antwortete seine Seele ihm:

„Als du mich in die Welt hinausgeschickt hast, gabst du mir kein Herz, und so lernte ich all diese Dinge tun und sie lieben."

„Was sagst du?" murmelte der junge Fischer.

„Du weißt", antwortete die Seele, „du weißt es genau. Hast du vergessen, daß du mir kein Herz gabst? Ich glaube nicht. Und also kümmere dich nicht um mich, sondern sei ruhig; denn es ist kein Schmerz, den du nicht geben sollst, und es ist keine Lust, die du nicht empfangen sollst."

Und als der junge Fischer diese Worte hörte, da zitterte er und sprach zu seiner Seele:

„Nein, du bist böse, und du hast mich meine Liebe vergessen lassen und mich auf den Weg der Sünde geführt."

Seine Seele antwortete ihm:

„Du hast vergessen, daß du mir kein Herz gabst, als du mich in die Welt hinausgeschickt hast. Komm, laß uns in eine andere Stadt gehen und lustig sein, denn wir haben Gold."

Aber der junge Fischer nahm die neun Beutel Gold und warf sie zu Boden und trat sie mit Füßen.

„Nein", rief er, „ich will nichts mit dir zu tun haben und will nicht mehr mit dir gehen, sondern wie ich dich vorher weggeschickt habe, so will ich dich wieder wegschicken, denn du hast mir nichts Gutes gebracht."

Er wandte den Rücken dem Mond zu, und mit dem kleinen Messer mit dem Griff aus grüner Vipernhaut versuchte er, von seinen Füßen den Schatten des Leibes zu schneiden, der der Leib der Seele ist.

Aber seine Seele ging nicht von ihm und achtete seinen Befehl nicht, sondern sprach zu ihm:

„Der Zauber, den dir die Hexe riet, nützt dir nichts mehr, denn ich kann dich nicht verlassen, noch kannst du mich vertreiben. Einmal im Leben kann der Mensch seine Seele wegschicken, doch der sie wieder aufnimmt, muß sie auf ewig behalten, das ist seine Strafe und sein Lohn."

Da erbleichte der junge Fischer und ballte die Fäuste und rief:

„Sie war eine falsche Hexe, daß sie mir das nicht sagte."

„Nein", antwortete die Seele, „denn sie war treu ihm, den sie anbetet und dessen Dienerin sie ewig sein wird."

Als nun der junge Fischer wußte, daß er sich nie wieder von seiner Seele trennen könnte und daß es eine böse Seele sei und daß sie immer in ihm sitzen würde, da fiel er zu Boden und weinte bitterlich.

Als es Tag wurde, stand der junge Fischer auf und sagte zu seiner Seele:

„Ich will meine Hände in Bande schlagen, daß ich nicht mehr tun kann, was du mir befiehlst, und meine Lippen verschließen, daß ich deine Worte nicht mehr spreche, und ich will dorthin zurückkehren, wo sie, die ich liebe, wohnt. In die Tiefe der See will ich zurückkehren und in die kleine Bucht, wo sie so lieblich sang. Ich will sie rufen und ihr sagen, was ich Böses getan habe und was du mir Böses angetan hast."

Seine Seele versuchte ihn fortzulocken und sprach:

„Wer ist deine Liebe, daß du zu ihr zurückkehren solltest! Die Welt hat viele, die schöner sind als sie: Tänzerinnen in Samaris tanzen leichtfüßig wie Vögel und Tiere; ihre Füße sind mit Henna bemalt, und in den Händen halten sie kleine kupferne Schellen. Sie lachen beim Tanzen, und ihr Lachen ist so hell wie das Springen des Wassers. Komm mit mir, und ich will sie dir zeigen. Denn was ist diese deine Sorge um die Dinge der Sünde? Ist, was lieblich zu essen ist, nicht für den Esser da? Ist Gott nicht in dem, was süß ist zu trinken? Quäle dich nicht, sondern komm fort mit mir in eine andere Stadt. Hier liegt eine kleine Stadt in der Nähe mit einem Garten voller Tulpenbäume. In dem schönen Garten gibt es weiß- und blaubrüstige Pfauen. Wenn sie ihre Räder zur Sonne schlagen, sind sie wie Scheiben von Elfenbein und Gold. Und die sie füttert, tanzt zu ihrer Lust, und manchmal tanzt sie auf Händen, und ein anderes Mal tanzt sie auf Füßen. Ihre Augen sind antimongefärbt, und ihre Nasenflügel sind wie die Schwingen der Schwalbe. Von einem Häkchen in einem Nasenflügel hängt eine Blume herab; die ist aus einer Perle geschnitzt. Sie lacht, wenn sie tanzt, und die Silberringe um ihre Knöchel klingen wie silberne Glocken. Also quäle dich nicht mehr, sondern geh mit mir in diese Stadt."

Der junge Fischer aber antwortete seiner Seele nicht, sondern verschloß die Lippen mit dem Siegel des Schweigens und band sich die Hände und wanderte dahin zurück, woher er gekommen war, zu der kleinen Bucht, wo einst seine Geliebte sang. Immer wieder versuchte ihn seine Seele auf dem Weg, aber er antwortete ihr nicht, und er tat nichts von all dem Bösen, das sie ihm antrug, so groß war die Macht seiner Liebe in ihm. Und als er den Meeresstrand erreicht hatte, löste er die Fessel von seinen Händen und nahm das Siegel des Schweigens von seinen Lippen und rief die kleine Seejungfrau. Aber sie kam nicht, obwohl er den ganzen Tag nach ihr rief und flehte.

Da verspottete ihn seine Seele und sprach:

„Nun ja, du hast wenig Freude an deiner Geliebten. Du bist wie einer, der zur Zeit der Wassernot Wasser in ein zerbrochenes Gefäß gießt. Du gibst weg, was du hast, und nichts wird dir wiedergegeben. Es wäre besser für dich, du gingst mit mir; denn ich weiß, wo das Tal der Lust liegt und was sich dir dort bietet."

Aber der junge Fischer antwortete seiner Seele nicht, sondern in einem Felsenspalt baute er sich eine Hütte aus Sand und wohnte dort ein ganzes Jahr. Jeden Morgen rief er die Seejungfrau, und jeden Mittag rief er sie wieder nachts nannte er ihren Namen. Aber nie tauchte sie aus der See zu ihm empor, noch konnte er sie dort finden, wie er auch in den Grotten und im grünen Wasser suchte, in den Abgründen der See und in den Brunnen, die es dort auf dem Boden der See gibt. Stets aber versuchte ihn seine Seele zum Bösen und flüsterte schreckliche Dinge. Aber sie hatte keine Macht über ihn, so groß war die Macht seiner Liebe.

Und als das Jahr vorüber war, da dachte die Seele für sich:

„Ich habe meinen Herrn mit Bösem versucht, und seine Liebe war stärker als ich. Ich will ihn jetzt mit Gutem versuchen, vielleicht geht er dann mit mir."

So sprach sie zu dem jungen Fischer:

„Ich habe dir von den Freuden der Welt erzählt und du hast mir kein Ohr geliehen. Laß mich dir jetzt vom Schmerz der Welt erzählen, und vielleicht wirst du darauf hören. Denn nur der Schmerz ist der Herr dieser Welt, und niemand entflieht seinem Netz. Viele haben keine Kleidung, und andere haben kein Brot. Witwen sitzen im Purpur, und Witwen sitzen in Lumpen. Über die Sümpfe ziehen die Aussätzigen, und sie sind grausam gegeneinander. Die Bettler ziehen die Straßen auf und ab, und ihre Taschen sind leer. Durch die Straßen der Städte zieht die Hungersnot, und an ihren Toren hockt die Pest. Komm, laß uns hinausziehen und Abhilfe schaffen und die Dinge ändern. Warum solltest du hier zögern und nach deiner Liebe rufen, da sie auf deinen Ruf nicht kommt? Und was ist die Liebe, daß du so großen Wert darauf legst?"

Der junge Fischer aber antwortete ihr nicht, so groß war die Macht seiner Liebe. Jeden Morgen rief er die Seejungfrau, und jeden Mittag rief er sie wieder, und auch nachts nannte er ihren Namen. Aber nie kam sie aus der

Tiefe zu ihm, noch konnte er sie im Meere finden, obwohl er sie in den Wogen der See suchte und in den Tälern, die unter den Wogen sind in dem Meer, das die Nacht purpurn färbt, und in dem Meer, das sich in der Dämmerung grau färbt.

Als nun das zweite Jahr vorbei war, sagte die Seele zu dem jungen Fischer eines Nachts, als er allein in seiner Schilfhütte saß:

„Siehe, jetzt habe ich dich zum Bösen versucht, und ich habe dich versucht zum Guten, aber deine Liebe war stärker als ich. Deshalb will ich dich nicht mehr versuchen, sondern ich bitte dich nur, laß mich in dein Herz eindringen, daß ich eins mit dir werde wie früher."

„Wahrlich, du darfst eindringen", sagte der junge Fischer, „denn in den Tagen, als du ohne Herz durch die Welt geirrt bist, hast du viel ertragen müssen."

„Ach!" rief seine Seele, „ich kann keinen Eingang finden, so umschlossen ist dein Herz mit deiner Liebe."

„Ach, ich wollte, ich könnte dir helfen", sagte der junge Fischer. Und als er dies rief, kam ein jammervolles Wehklagen vom Meer her, so wie ihn die Menschen hören, wenn einer vom Meervolk gestorben ist. Da sprang der junge Fischer auf und verließ seine Schilfhütte und lief hinab zum Ufer. Und die schwarzen Wogen rollten an den Strand und trugen eine Last, weißer als Silber. Weiß wie die Brandung war sie, und wie eine Seeanemone trieb sie auf den Wogen. Und die Brandung nahm sie von den Wogen, und die Gischt nahm sie von der Brandung, und der Strand empfing sie, und zu seinen Füßen sah der junge Fischer die kleine Seejungfrau liegen. Tot lag sie zu seinen Füßen.

Weinend, vom Schmerz überwältigt, warf er sich neben sie und küßte das kalte Rot ihres Mundes und spielte mit dem feuchten Bernstein ihres Haars. Er warf sich nieder in den Sand und weinte wie einer, der vor Freuden zittert, und in seinen braunen Armen hielt er sie fest an seine Brust gepreßt. Kalt waren die Lippen, aber er küßte sie. Salz war der Honig des Haars, aber er kostete ihn mit bitterer Freude. Er küßte die geschlossenen Augenlider, und die wilde Gischt, die darauf lag, war minder salzig als seine Zähren.

Und ihr, der Toten, beichtete er.

In die Muscheln ihrer Ohren goß er den rauhen Wein seiner Erzählung. Er schloß ihre kleinen Hände um seinen Hals, und mit seinen Fingern berührte er die schlanke Biegung ihres Halses. Bitter, bitter war seine Freude, und seltsam heiter war sein Schmerz.

Das schwarze Meer kam näher, und die weiße Gischt stöhnte gleich einem Aussätzigen. Mit weißen Klauen griff das Meer nach dem Strand. Vom Palast des Meerkönigs kam eine neue Klage der Trauer, und weit draußen auf der See bliesen die Tritonen heiser ihre Muschelhörner.

„Flieh", sagte seine Seele, „denn immer näher kommt das Meer, und wenn du zögerst, wird es dich zerschmettern. Flieh, denn ich fürchte mich, weil dein Herz sich mir verschlossen hat, deiner großen Liebe wegen. Flieh an einen

sicheren Ort. Denn du darfst mich nicht ohne Herz in eine andere Welt senden!"

Der junge Fischer aber hörte nicht auf seine Seele, sondern sprach zu seiner kleinen Seejungfrau:

Liebe ist besser als Weisheit, kostbarer als Reichtum und schöner als die Füße der Töchter der Menschen. Feuer kann sie nicht zerstören und Wasser sie nicht ertränken. Ich rief dich in der Dämmerung, und du kamst nicht auf meinen Ruf. Der Mond vernahm deinen Namen, aber du verschmähtest mich. Denn im Argen hatte ich dich verlassen, und zu meinem eigenen Schaden ging ich fort. Aber immer blieb deine Liebe bei mir, und immer war sie stark, und nichts hatte Gewalt über sie, ob ich auch auf das Böse sah und auf das Gute. Jetzt aber, da du tot bist, nun so will ich mit dir sterben."

Seine Seele aber flehte ihn an zu fliehen, aber er wollte nicht; so groß war seine Liebe.

Das Meer kam näher und suchte ihn mit seinen Wogen zu umschlingen. Als er wußte, daß das Ende nahe war, küßte er verzweifelt mit heißen Lippen die kalten Lippen der Seejungfrau, und sein Herz brach. Als nun in der Fülle seiner Liebe das Herz ihm brach, da fand die Seele einen Eingang und wurde wieder eins mit ihm wie früher. Und das Meer bedeckte den jungen Fischer mit seinen Wogen.

Am nächsten Morgen ging der Priester hinaus, das Meer zu beschwören, denn es war unruhig gewesen. Und mit ihm gingen die Mönche, Musikanten, Kerzenträger und Weihrauchschwinger und eine große Menge Volks.

Als der Priester ans Ufer kam, sah er den jungen Fischer ertrunken in der Brandung liegen, und in seinen Armen lag die kleine Seejungfrau. Da trat er scheu zurück und machte das Zeichen des Kreuzes und rief laut:

„Ich will das Meer nicht segnen, noch irgend etwas, was darin ist. Verflucht sei das Meervolk, und verflucht seien alle, die sich mit ihm einlassen! Und ihn, der um der Liebe willen Gott verließ und dort mit seiner Geliebten liegt, von Gott erschlagen, nehmt seinen Leichnam und den Leichnam seiner Geliebten, begrabt sie auf dem Feld der Walker, setzt keinen Stein für sie, noch ein anderes Zeichen, daß niemand den Ort ihrer letzten Ruhe kenne. Denn verflucht waren sie im Leben, und verflucht sollen sie sein im Tod!"

Das Volk tat, wie ihm geheißen wurde, und in einem Winkel auf dem Feld der Walker, wo keine Gräser wuchsen, gruben sie ein tiefes Loch und legten dort die Leichen zur letzten Ruhe.

Als nun drei Jahre ins Land gegangen waren, ging der Priester an einem Tag, der ein heiliger Tag war, in die Kapelle, um dem Volk die Wunden des Herrn zu zeigen und ihm vom Zorn des Herrn zu künden. Als er sich in seine Gewänder gekleidet hatte und hineintrat und sich vor dem Altar neigte, da sah er, daß der Altar von fremdartigen Blumen bedeckt war, wie er sie nie gesehen

hatte. Seltsam waren sie anzusehen, und ihre Schönheit verwirrte ihn, und ihr Duft betörte seinen Sinn. Und er war auf eine seltsame Weise froh, doch er wußte nicht, warum er froh war.

Und als er das Tabernakel geöffnet und die Monstranz beräuchert und das heilige Brot dem Volk gezeigt und es hinter dem Schleier der Schleier verborgen hatte, da begann er zum Volk zu reden, und er wollte reden vom Zorn des Herrn. Aber die Schönheit der weißen Blumen verwirrte ihn, und ihr Duft betörte seinen Sinn, und andere Worte entströmten seinen Lippen, und er redete nicht vom Zorn Gottes, sondern von Gott, dessen Name die Liebe ist. Und warum er so sprach, das wußte er nicht.

Als er seine Predigt beendet hatte, ging das Volk fort, und der Priester ging in die Sakristei, und seine Augen waren voll Tränen. Die Diakone kamen herein und nahmen ihm seine Gewänder ab und nahmen das Chorhemd und den Gürtel, die Manipel und die Stola. Und er stand wie im Traum.

Als sie ihm die Gewänder abgenommen hatten, blickte er auf sie und sprach:

„Was sind das für Blumen auf dem Altar, und woher kommen sie?"

Und sie antworteten ihm:

„Was es für Blumen sind, wissen wir nicht; aber sie kommen vom Winkel auf dem Feld der Walker."

Da erbebte der Priester und ging in sein Haus und betete zum Herrn.

Und am nächsten Morgen in der Dämmerung ging er hinaus mit den Mönchen, den Musikanten, den Weihrauchschwingern und den Kerzenträgern und einer großen Menge Volks. Am Strand aber segnete er das Meer und alle wilden Geschöpfe, die darin sind. Und die Faune segnete er, und die kleinen Wesen, die im Wald tanzen, und die Geschöpfe mit den leuchtenden Augen, die durch die Blätter spähen. Alle Geschöpfe auf Gottes Erde segnete er, und das Volk war voll Freude und Staunen.

Nie wieder aber wuchsen im Winkel der Walker Blumen, sondern das Feld blieb öde wie zuvor. Auch das Meervolk kam nicht mehr in die Bucht wie in alten Zeiten, sondern es verschwand in andere Weiten der See.

Das Sternenkind

Es waren einmal zwei arme Holzfäller, die durch einen großen Tannenwald nach Hause gingen. Es war Winter, und die Nacht war bitter kalt. Der Schnee lag tief auf der Erde und hoch auf den Zweigen der Bäume. Der Frost brach die kleinen Äste an den Seiten, an denen sie vorübergingen. Als sie zu dem Gebirgsbach kamen, hing er bewegungslos in der Luft, denn der Eiskönig hatte ihn geküßt.

Es war so kalt, daß selbst die Tiere und die Vögel nicht wußten, was sie anfangen sollten.

„Uu", knurrte der Wolf, als er durch das Unterholz strich, den Schwanz zwischen den Beinen, „das ist ja ein ganz abscheuliches Wetter. Daß da die Regierung nicht einschreitet!"

„Uiit! Uiit! Uiit!" tschilpten die Sperlinge, „die alte Erde ist tot, und sie haben sie in ihrem weißen Totentuch aufgebahrt."

„Die Erde will sich verheiraten, und dies ist ihr Brautkleid", flüsterten die Turteltauben einander zu. Ihre kleinen roten Füße waren ganz verfroren, aber sie meinten, es sei ihre Pflicht, die Lage romantisch aufzufassen.

„Unsinn!" heulte der Wolf, „ich sage euch, die Regierung ist an allem schuld, und wenn ihr mir nicht glaubt, so freß ich euch."

Der Wolf war von Grund auf praktisch gesinnt, und es fehlte ihm nie an guten Argumenten, vor allem dann nicht, wenn es um die Regierung ging.

„Nun, ich für meinen Teil", sagte der Specht, ein geborener Philosoph, „ich kümmere mich nicht die Spur um Erklärungen. Wenn etwas so ist, ist es so, und jetzt ist es furchtbar kalt."

Und furchtbar kalt war es wirklich. Die kleinen Eichhörnchen, die im Innern der großen Fichten wohnten, rieben fortwährend ihre Nasen aneinander, um sich warm zu halten, und die Kaninchen rollten sich in ihren Höhlen zusammen und wagten es nicht, sich draußen blicken zu lassen. Es schien, als ob nur die großen Ohreulen sich freuten. Ihre Federn waren vom Reif ganz steif, aber das war ihnen gleich, und sie rollten ihre großen gelben Augen und riefen sich durch den Wald zu:

„Tu-wiit! Tu-wuh! Tu-wiit! Tu-wuh! Was für wundervolles Wetter wir haben!"

Weiter und weiter gingen die beiden Holzfäller, bliesen sich kräftig die Finger und stampften mit ihren großen eisenbeschlagenen Stiefeln durch den

Schnee. Einmal sanken sie in eine Schneewehe und kamen ganz weiß wie die Müller heraus, wenn sie Korn mahlen; und einmal glitten sie auf dem blanken Eis aus, wo das Sumpfwasser gefroren war, und ihr Reisig fiel aus den Bündeln, und sie mußten es wieder zusammensuchen und zusammenbinden; und einmal glaubten sie, sie hätten sich verirrt, und große Angst befiel sie, denn sie wußten, daß der Schnee grausam ist gegen die, die in seinen Armen schlafen. Aber sie setzten ihr Vertrauen auf den guten Sankt Martin, der über allen Wanderern wacht, und gingen auf ihrer Spur zurück und lugten scharf aus.

Endlich erreichten sie den Saum des Waldes und sahen, weit unten im Tal zu ihren Füßen, den Lichtschein des Dorfes, in dem sie wohnten.

Ihre Freude über die Rettung war so groß, daß sie laut lachten, und die Erde schien ihnen wie eine silberne Blume, und der Mond wie eine Blume von Gold.

Aber nachdem sie gelacht hatten, wurden sie wieder traurig, denn sie erinnerten sich ihrer Armut; und einer von ihnen sagte zum anderen:

„Warum haben wir gelacht? Wir sehen doch, daß das Leben für die Reichen ist und nicht für Leute unseres Stands. Besser, wir wären vor Kälte im Wald gestorben, oder wir wären zum Fraß der wilden Tiere geworden."

„Den einen ist viel gegeben", antwortete sein Gefährte, „und wenig den anderen. Unrecht hat die Welt verteilt, und nichts ist gleich geteilt außer der Mühsal."

Als sie aber so ihr Elend beklagten, geschah etwas Seltsames. Vom Himmel fiel ein glänzender und schöner Stern. Er schwebte herab, an den anderen Sternen vorbei, und als sie ihm verwundert mit den Augen folgten, schien es ihnen, als sänke er hinter einem Weidengebüsch zu Boden, das dicht bei einer kleinen Schafhürde stand, nicht weiter als ein Steinwurf von ihnen entfernt.

„Ei! Da liegt ein Topf Gold für den, der ihn findet", riefen sie, und sie machten sich auf und liefen, so gierig waren sie nach dem Gold.

Und der eine von ihnen lief schneller als der andere und überholte ihn und arbeitete sich durch die Weiden und kam auf der anderen Seite heraus, und siehe da: Auf dem weißen Schnee lag wirklich ein goldenes Ding. Er eilte also hin und beugte sich darüber und legte Hand daran. Es war ein Tuch aus goldenen Fäden, seltsam mit Sternen besetzt und in viele Falten geschlagen. Und er rief seinem Gefährten zu, er habe den Schatz gefunden, der vom Himmel gefallen sei. Als sein Gefährte gekommen war, setzten sie sich auf den Schnee und lösten die Falten des Tuches, um die Goldstücke unter sich zu verteilen. Aber ach!

Es war kein Gold darin und auch kein Silber, noch überhaupt ein Schatz, sondern nur ein kleines schlafendes Kind. Da sprach der eine von beiden zum anderen:

„Das ist ein bitteres Ende unserer Hoffnung, und wir haben kein Glück, denn was soll ein Kind einem Mann nützen? Wir wollen es liegen lassen und unseres Weges gehen; denn wir sind arme Leute und haben selber Kinder, deren Brot wir nicht einem fremden geben dürfen."

Sein Gefährte aber antwortete ihm:

„Nein, es wäre Sünde, das Kind hier im Schnee umkommen zu lassen, und wenn ich auch arm bin wie du und viele Mäuler zu stopfen und nur wenig in der Schüssel habe, so will ich es doch mit nach Hause nehmen, und mein Weib soll dafür sorgen."

Und so nahm er das Kind ganz zart auf und hüllte es in das Tuch, um es vor dem schneidenden Frost zu schützen, und ging den Hügel hinunter zum Dorf, und sein Gefährte wunderte sich sehr über seine Torheit und Herzensweichheit.

Als sie zum Dorf kamen, sagte sein Gefährte zu ihm:

„Du hast das Kind, gib mir also das Tuch, denn es ist nur recht, daß wir teilen."

Aber der antwortete ihm:

„Nein, denn das Tuch gehört weder dir noch mir, sondern einzig dem Kind"; und er bot ihm ein „Gott zum Gruß!" und ging zu seinem Haus und klopfte an.

Und als sein Weib die Tür öffnete und sah, daß ihr Mann heil zurückgekehrt war, warf sie ihm die Arme um den Hals und küßte ihn und nahm ihm das Reisigbündel vom Rücken und fegte den Schnee von seinen Stiefeln und zog ihn herein.

Er aber sagte zu ihr:

„Ich habe etwas im Wald gefunden und es dir mitgebracht, daß du dafür sorgst", und er rührte sich nicht von der Schwelle.

„Was ist es?" rief sie. „Zeige es mir, denn das Haus ist leer, und uns mangelt vieles."

Da zog er das Tuch zurück und zeigte ihr das schlafende Kind.

„Ach, guter Mann!" murmelte sie, „haben wir nicht selber Kinder genug, daß du durchaus noch einen Wechselbalg bringen mußt, an unserem Kamin zu sitzen? Und wer weiß, ob es uns nicht Unglück bringen wird? Und wie sollen wir es pflegen?" Und sie war voll des Zorns über ihn.

„Ja, aber es ist ein Sternenkind", antwortete er; und er erzählte ihr, wie er es gefunden hatte.

Aber sie ließ sich nicht besänftigen, sondern spottete seiner und rief zornig:

„Unsere Kinder haben kein Brot, und wir sollen fremde Kinder füttern? Wer kümmert sich denn um uns? Und wer gibt uns Brot?"

„Ja, aber Gott sorgt selbst für die Sperlinge und gibt ihnen Nahrung", antwortete er.

„Sterben die Sperlinge nicht vor Hunger im Winter?" fragte sie. „Und ist nicht jetzt Winter?"

Der Mann aber antwortete nichts, aber er ging nicht von der Schwelle.

Ein eisiger Wind fuhr vom Wald her durch die offene Tür und ließ sie erzittern. Sie schauderte und sagte zu ihm:

„Willst du die Tür nicht schließen? Es weht ein eisiger Wind ins Haus, und mich friert."

„In ein Haus, in dem ein Herz hart ist, weht da nicht immer ein eisiger Wind?“ fragte er.

Und die Frau antwortete nicht, sondern kroch dichter ans Feuer. Und nach einer Weile drehte sie sich um und sah ihn an, und ihre Augen waren voll Tränen. Da trat er schnell hinein und legte ihr das Kind in die Arme; und sie küßte es und legte es in ein kleines Bett, wo das jüngste ihrer eigenen Kinder schlief. Und am Morgen nahm der Holzfäller das seltsame goldene Tuch und legte es in eine große Truhe, und eine Kette von Bernstein, die des Kindes Hals umschloß, nahm seine Frau und legte sie dazu. So wurde das Sternenkind mit den Kindern des Holzfällers aufgezogen und saß mit ihnen am gleichen Tisch und war ihr Spielgefährte. Und jedes Jahr wurde es schöner, so daß alle, die im Dorf wohnten, von Staunen erfüllt waren; denn während sie schwarzbraun und dunkelhaarig waren, blieb es weiß und zart wie Elfenbein, und seine Locken waren wie Goldgespinst. Und seine Lippen waren wie die Blätter einer roten Blüte, und seine Augen waren wie Veilchen an einem klaren Quell und sein Leib wie Narzissen auf einem Feld, wohin der Schnitter nicht kommt.

Aber seine Schönheit tat ihm Böses. Denn es wurde stolz und grausam und selbstsüchtig. Die Kinder des Holzfällers und die anderen Kinder des Dorfs verachtete es und sagte, sie seien von niederer Herkunft, während es edel geboren sei, denn es stamme von einem Stern ab; und es machte sich zum Herrn über sie und nannte sie seine Diener. Kein Mitleid hatte es mit den Armen oder für die, die blind waren, verkrüppelt oder siech; sondern es warf Steine nach ihnen und trieb sie hinaus auf die Landstraße und hieß sie ihr Brot anderswo erbetteln, so daß niemand außer den Geächteten zweimal in jenes Dorf kam, um um Almosen zu bitten. Ja, es war wie einer, der die Schönheit über alles liebt; und es verhöhnte, die da schwach und schlecht weggekommen waren, und spottete über sie, und sich selber liebte es; und im Sommer, wenn die Winde schliefen, dann lag es am Brunnen im Garten des Priesters und sah hinunter auf das Wunder seines Gesichtes und lachte vor Freude über seine eigene Schönheit.

Oft schalten es der Holzfäller und seine Frau und sagten:

„Wir haben nicht so an dir gehandelt, wie du an denen handelst; die ohne Trost sind und niemand haben, der ihnen beisteht. Warum bist du so grausam gegen alle, die Mitleid heischen?“

Oft schickte auch der alte Priester nach ihm und suchte ihm die Liebe zu allem Lebenden, das der Herr geschaffen hat, zu lehren und sagte zu ihm:

„Die Fliege ist dein Bruder. Tu ihr nichts. Die wilden Vögel des Waldes haben ihre Freiheit. Fange sie nicht zu deinem Vergnügen. Gott schuf die Blindschleiche und den Maulwurf, und jeder hat seinen Platz. Wer aber bist du, daß du Schmerz in Gottes Welt tragen dürftest? Selbst die Tiere auf dem Felde preisen Ihn.“

Aber das Sternenkind kümmerte sich nicht um solche Worte, sondern verzog die Stirn und spottete und ging zu seinen Spielgefährten zurück und führte sie. Und seine Spielgefährten folgten ihm, denn es war schön und schnellfüßig

und konnte tanzen und flöten und Musik machen. Und wohin das Sternenkind sie führte, dahin folgten sie, und was das Sternenkind sie tun hieß, das taten sie. Und als es mit einem scharfen Rohr dem Maulwurf die Augen ausstieß, so lachten sie, und wenn es mit Steinen nach den Aussätzigen warf, so lachten sie auch. Und in allen Dingen herrschte es über sie, und sie wurden hartherzig, so wie es selbst.

Nun kam eines Tages eine arme Bettelfrau durch das Dorf. Ihre Kleider waren zerrissen und zerlumpt, und ihre Füße bluteten von dem rauhen Weg, auf dem sie gewandert war, und sie war in arger Verfassung. Und da sie müde war, setzte sie sich unter einen Kastanienbaum, um auszuruhen.

Als das Sternenkind sie sah, sagte es zu seinen Spielgefährten:

„Seht! Da sitzt ein schmutziges Bettelweib unter dem schönen grünen Baum. Kommt, wir wollen sie fortjagen, denn sie ist häßlich und ungestalt."

Und sie kamen näher und warfen Steine nach ihr und verhöhnten sie; und sie sah es mit Schrecken an und wandte den Blick von ihm nicht ab. Und als der Holzhacker, der in einem nahen Windbruch Holz spaltete, sah, was das Sternenkind tat, lief er herbei und schalt es und sagte:

„Wahrlich, du hast ein hartes Herz und kennst kein Erbarmen; denn was hat dir dies arme Weib zuleide getan, daß du es so behandelst?"

Und das Sternenkind wurde rot vor Zorn und stampfte mit dem Fuß auf den Boden und sagte:

„Wer bist du, daß du mich fragst, was ich tue? Ich bin nicht dein Sohn, daß ich tue, was du mich heißt."

„Da sprichst du wahr", antwortete der Holzfäller, „aber ich erbarmte mich deiner, als ich dich im Wald fand."

Und als das Weib diese Worte hörte, stieß sie einen langen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Und der Holzfäller trug sie zu sich ins Haus, und seine Frau sorgte für sie; und als sie aus der Ohnmacht erwachte, in die sie gefallen war, setzten sie ihr zu essen und zu trinken vor und hießen sie guten Mutes sein.

Aber sie wollte weder essen noch trinken, sondern sagte zu dem Holzfäller:

„Sagtest du nicht, du hättest das Kind im Wald gefunden? Und war es nicht am heutigen Tag vor zehn Jahren?"

Und der Holzfäller antwortete:

„Ja, im Wald hab ich es gefunden, und heute sind es zehn Jahre her."

„Und was für Zeichen fandest du bei ihm?" rief sie. „Trug es nicht eine Bernsteinkette um seinen Hals? War es nicht eingehüllt in ein Tuch aus Goldgewebe, bestickt mit Sternen?"

„Ganz recht", antwortete der Holzfäller, „es war, wie du sagst."

Und er nahm das Tuch und die Bernsteinkette aus der Truhe, in der sie lagen, und zeigte sie ihr.

Und als sie sie sah, weinte sie vor Freude und sprach:

„Es ist mein kleiner Sohn, den ich im Walde verlor. Ich bitte dich, schicke sofort nach ihm; denn um ihn zu suchen, bin ich durch die ganze Welt gewandert."

Und der Holzfäller und seine Frau gingen hinaus und riefen das Sternenkind und sagten zu ihm:

„Geh ins Haus; dort wirst du deine Mutter finden, die auf dich wartet."

Und es lief hinein voll Staunen und großer Freude. Als es aber sah, wer dort wartete, lachte es verächtlich und sagte:

„Nun, wo ist meine Mutter? Denn ich sehe niemanden hier als das gemeine Bettelweib."

Und das Weib antwortete ihm:

„Ich bin deine Mutter."

„Du bist wahnsinnig!" rief das Sternenkind voll Zorn. „Ich bin nicht dein Sohn, denn du bist eine Bettlerin und häßlich und in Lumpen. Deshalb schere dich fort und laß mich nicht länger dein schmutziges Gesicht sehen."

„Nein, aber du bist wirklich mein kleiner Sohn, den ich in den Wald trug", rief sie; und sie sank auf ihre Knie und streckte die Arme nach ihm aus. „Die Räuber haben dich mir gestohlen und dich liegen lassen, damit du sterben solltest", murmelte sie, „aber ich erkannte dich, als ich dich erblickte, und die Zeichen habe ich auch erkannt, das Tuch aus Goldgewebe und die Bernsteinkette. Deshalb bitte ich dich: komm mit mir! Durch die ganze Welt bin ich gewandert, um dich zu suchen. Komm mit mir, mein Sohn, denn ich brauche deine Liebe!"

Aber das Sternenkind rührte sich nicht von der Stelle, sondern verschloß die Tür seines Herzens gegen sie, und man vernahm keinen Laut, als den Laut des Weibes, das vor Schmerz weinte. Und schließlich sprach es zu ihr, und seine Stimme war hart und bitter:

„Wenn du in Wahrheit meine Mutter bist", sagte es, „dann wäre es besser gewesen, du wärst fortgeblieben und nicht hierhergekommen, um mich in Schande zu bringen; denn ich glaubte, ich sei das Kind eines Sterns und nicht einer Bettlerin Kind, wie du behauptest. Darum mache dich auf und laß mich dich nicht mehr sehen!"

„Ach, mein Sohn", rief sie, „willst du mich nicht küssen, ehe ich gehe? Denn ich habe vieles erduldet, um dich zu finden."

„Nein", sagte das Sternenkind, „du bist zu garstig anzuschauen, und eher will ich die Natter küssen oder die Kröte als dich."

Da stand das Weib auf und ging fort in den Wald und weinte. Als das Sternenkind sah, daß sie fort war, freute es sich und lief zu seinen Spielgefährten zurück.

Aber als sie es kommen sahen, verhöhnten sie es und riefen:

„Ei, du bist so scheußlich wie die Kröte, und so ekelhaft wie die Natter. Mach dich fort, denn wir lassen dich nicht mit uns spielen", und sie jagten es aus dem Garten.

Und das Sternenkind runzelte die Stirn und sprach zu sich selber:

„Was bedeutet das, was sie sagen? Ich will an den Wasserbrunnen gehen und hineinsehen, und er soll mir meine Schönheit zeigen."

Und es ging an den Wasserbrunnen und sah hinein, und siehe: Sein Gesicht

war wie das Gesicht einer Kröte, und sein Körper war geschuppt wie der einer Natter.

Da warf es sich in das Gras und weinte und sprach zu sich:

„Wahrlich, das ist über mich gekommen wegen meiner Sünde. Denn ich habe meine Mutter verleugnet und sie fortgejagt und bin stolz und grausam gegen sie gewesen. Darum will ich gehen und sie in der ganzen Welt suchen und nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe."

Und da kam die kleine Tochter des Holzfällers zu ihm, und sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Was tut es, ob du deine Schönheit verloren hast? Bleibe bei uns, und ich will dich nicht verhöhnen."

Er aber sagte zu ihr:

„Nein, denn ich bin grausam gegen meine Mutter gewesen, und zur Strafe wurde mir dies Übel gesandt. Deshalb muß ich durch die Welt wandern, bis ich sie finde und sie mir Vergebung gewährt."

Und es lief fort in den Wald und rief seine Mutter, zu ihm zu kommen; aber es erhielt keine Antwort. Den ganzen Tag lang rief es nach ihr, und als die Sonne unterging, legte es sich auf einem Bett von Blättern nieder, um zu schlafen. Und die Vögel und die Tiere flohen von ihm, denn sie erinnerten sich seiner Grausamkeit, und es war allein; nur die Kröte sah es an, und die langsame Natter schlich vorüber. Und am Morgen stand es auf und pflückte bittere Beeren von den Bäumen und aß sie und ging seinen Weg durch den großen Wald und weinte. Und alles, was es traf, fragte es, ob es etwa seine Mutter gesehen hätte.

Es sagte zum Maulwurf:

„Du kannst unter die Erde gehen. Sage mir, ist meine Mutter dort?"

Und der Maulwurf antwortete:

„Du hast meine Augen blind gemacht. Wie sollte ich es wissen?"

Und es fragte den Sperling:

„Du kannst über die Wipfel der großen Bäume fliegen und die ganze Welt sehen. Sage mir, kannst du meine Mutter finden?"

Da antwortete der Sperling:

„Du hast mir die Flügel zu deinem Vergnügen beschnitten; wie sollte ich fliegen?"

Und das kleine Eichhörnchen, das in der Tanne wohnte und einsam war, fragte es:

„Wo ist meine Mutter?"

Da antwortete das Eichhörnchen:

„Du hast die meine erschlagen. Suchst du jetzt auch deine Mutter zu erschlagen?"

Und das Sternenkind weinte und neigte den Kopf und bat Gottes Geschöpfe um Vergebung und ging weiter durch den Wald und suchte nach dem Bettelweib. Und am dritten Tag kam es zur anderen Seite des Waldes und ging hinab in die Ebene.

Als es aber durch die Dörfer kam, verhöhnten es die Kinder und warfen mit Steinen nach ihm; und die Bauern wollten es nicht einmal in den Ställen schlafen lassen, aus Furcht, es könnte den Mehltau auf das gespeicherte Korn bringen, so furchtbar war es anzusehen, und ihre Tagelöhner jagten es davon, und niemand hatte Mitleid mit ihm. Und nirgends hörte es von dem Bettelweib, das seine Mutter war, obwohl es drei Jahre lang durch die Welt wanderte und oftmals glaubte, sie vor sich auf dem Weg zu sehen, und nach ihr rief und hinter ihr herlief, bis seine Füße von den scharfen Kieseln bluteten. Aber einholen konnte es sie nicht, und die am Wege wohnten, leugneten immer, sie gesehen zu haben, sie oder etwas Ähnliches, und sie verhöhnten seinen Gram. Drei Jahre lang wanderte es durch die Welt, und in der Welt war weder Liebe noch Güte noch Erbarmen für das Kind, sondern es war eine Welt, wie es sie in den Tagen seines großen Stolzes um sich geschaffen hatte.

Eines Abends kam es an das Tor einer stark befestigten Stadt, die an einem Fluß lag, und wenn es auch müde und wund war, machte es sich doch auf, hineinzugehen. Aber die Soldaten, die auf Wache standen, senkten ihre Hellebarden und sagten rauh zu ihm:

„Was hast du in der Stadt zu suchen?"

„Ich suche meine Mutter", antwortete es, „und ich bitte euch, laßt mich hinein, denn es kann sein, daß sie in dieser Stadt ist."

Aber sie verhöhnten es, und einer von ihnen schüttelte seinen schwarzen Bart, setzte seinen Schild nieder und rief:

„Wahrhaftig, deine Mutter wird sich freuen, wenn sie dich sieht; denn du bist scheußlicher als die Kröte des Sumpfes oder die Otter, die im Morast kriecht. Geh weg von diesem Ort! Deine Mutter wohnt nicht in dieser Stadt."

Und ein anderer, der eine gelbe Fahne in der Hand trug, sagte zu ihm:

„Wer ist deine Mutter, und warum suchst du sie?"

Und es antwortete:

„Meine Mutter bettelt wie ich, und ich habe sie schlecht behandelt; und ich bitte euch, laßt mich hinein, daß sie mir verzeihe, wenn sie in dieser Stadt weilt."

Aber sie wollten nicht und stachen nach ihm mit ihren Speeren. Und als es sich weinend fortwandte, kam einer, dessen Rüstung mit goldenen Blumen eingelegt war und dessen Helm einen geflügelten Löwen trug, und er fragte die Soldaten, wer da Eintritt verlangt hätte. Und sie sagten zu ihm:

„Es war ein Bettler und das Kind einer Bettlerin, und wir haben es fortgejagt."

„Ei", rief er lachend, „laßt uns doch das schmutzige Ding als Sklaven verkaufen für eine Schale süßen Weines."

Und ein alter Mann mit einem bösen Gesicht ging vorüber und rief aus und sagte:

„Ich will es um den Preis kaufen."

Als er den Preis gezahlt hatte, nahm er das Sternenkind bei der Hand und führte es in die Stadt.

Und nachdem sie durch viele Straßen gegangen waren, kamen sie an eine

kleine Tür in einer Mauer, die von einem Granatapfelbaum bedeckt war. Und der alte Mann berührte die Tür mit einem Ring aus geschnittenem Jaspis, und sie sprang auf; und sie gingen fünf erzene Stufen hinunter in einen Garten, in dem schwarzer Mohn wuchs und grüne Krüge aus gebranntem Lehm standen. Und der alte Mann nahm aus seinem Turban ein Tuch aus bunter Seide und band dem Sternenkind die Augen zu und stieß es vor sich her. Und als ihm das Tuch von den Augen genommen wurde, befand es sich in einem Kerker, den eine Öllampe beleuchtete.

Der alte Mann setzte ihm auf einem Holzteller schimmliges Brot vor und sagte: „Iß!" und salziges Wasser in einem Becher und sagte: „Trink!"; und als es gegessen und getrunken hatte, ging der alte Mann hinaus und verschloß die Tür hinter sich mit einer eisernen Kette.

Und am anderen Tag kam der alte Mann, der der verschlagenste aller libyschen Zauberer war und seine Kunst von einem gelernt hatte, der in den Gräbern am Nil wohnte, zu ihm herein, sah es finster an und sprach:

„In einem Wald nahe bei dieser Stadt der Ungläubigen liegen drei Stücke Gold. Eins ist aus weißem Gold, ein anderes aus gelbem Gold, und das Gold des dritten ist rot. Heute sollst du mir das Stück weißen Goldes bringen, und wenn du es nicht mitbringst, so werde ich dich mit hundert Schlägen strafen. Mache dich geschwind auf, und bei Sonnenuntergang werde ich dich an der Tür des Gartens erwarten. Sieh zu, daß du das weiße Gold bringst, oder es wird dir übel ergehen, denn du bist mein Sklave, und ich habe dich um den Preis einer Schale süßen Weins gekauft."

Und er verband dem Sternenkind die Augen mit dem Tuch aus bunter Seide und führte es durch das Haus und durch den Mohngarten und die fünf erzenen Stufen hinauf. Und nachdem er die kleine Tür mit seinem Ring geöffnet hatte, schob er es auf die Straße.

Und das Sternenkind ging zu den Toren der Stadt hinaus und kam zu dem Wald, wovon der Zauberer gesprochen hatte.

Und der Wald war von außen schön anzusehen und schien voll von singenden Vögeln und süßduftenden Blumen zu sein, und das Sternenkind ging froh hinein.

Aber die Schönheit nützte ihm wenig; denn wohin es auch ging, wuchsen scharfe Dornen und Sträucher aus der Erde empor und umklammerten es, und böse Nesseln brannten es, und die Distel stach es mit ihren Dolchen, so daß es in großer Not war. Und nirgends konnte es das Stück weißen Goldes finden, von dem der Zauberer gesprochen hatte, obwohl es vom Morgen bis zum Mittag suchte und vom Mittag bis zum Sonnenuntergang. Und bei Sonnenuntergang wandte es sein Gesicht heimwärts, und es weinte bitterlich, denn es wußte, was es erwartete. Als es aber den Saum des Waldes erreicht hatte, da hörte es aus einem Dickicht einen Schrei, wie von einem, der in Not ist. Und da vergaß es seine eigene Sorge und lief zurück und fand einen kleinen Hasen in einer Falle, die ein Jäger aufgestellt hatte.

Und das Sternenkind hatte Mitleid mit ihm und befreite ihn und sagte:

„Ich bin selbst nur ein Sklave, und doch kann ich dir die Freiheit geben."

Und der Hase antwortete ihm und sagte:

„Du hast mir die Freiheit gegeben, und was soll ich dir dafür geben?"

Und das Sternenkind sagte zu ihm:

„Ich suche nach einem Stück weißen Goldes und kann es nirgends finden, und wenn ich es meinem Herrn nicht bringe, wird er mich schlagen."

„Komm mit mir", sagte der Hase, „ich will dich zu ihm führen; denn ich weiß, wo es verborgen ist, und zu welchem Zweck."

Und das Sternenkind ging mit dem Hasen, und siehe: Im Spalt eines großen Eichbaumes lag das Stück weißen Goldes, das es suchte.

Und es war voller Freude und ergriff es und sagte zu dem Hasen:

„Den Dienst, den ich dir tat, hast du viele Male zurückgegeben, und die Güte, die ich dir erwies, hast du hundertfach zurückgezahlt."

„Nein", antwortete der Hase, „aber wie du an mir gehandelt hast, habe ich an dir gehandelt", und er lief hurtig davon, und das Sternenkind ging zur Stadt zurück.

Am Tor der Stadt aber saß ein Aussätziger. Über sein Gesicht hing eine Kappe aus grauem Leinen, und durch die Augenlöcher glühten seine Augen wie rote Kohlen. Und als er das Sternenkind kommen sah, schlug er an ein hölzernes Becken und klirrte mit seiner Glocke und rief es an und sagte:

„Gib mir ein Geldstück, oder ich muß Hungers sterben. Denn sie haben mich aus der Stadt gestoßen, und niemand hat Mitleid mit mir."

„Ach!" rief das Sternenkind, „ich habe nur ein Stück Goldes in meinem Beutel, und wenn ich das meinem Herrn nicht bringe, wird er mich schlagen, denn ich bin sein Sklave."

Aber der Aussätzige flehte es an und bat es, bis das Sternenkind Mitleid hatte und ihm das Stück weißen Goldes gab.

Als es zum Hause des Zauberers kam, öffnete ihm der Zauberer und ließ es herein und sagte:

„Hast du das Stück weißen Goldes?"

Das Sternenkind antwortete:

„Ich habe es nicht."

Da fiel der Zauberer über das Kind her und schlug es und setzte ihm einen leeren Teller vor und sagte: „Iß!" und einen leeren Becher und sagte: „Trink!" und warf es wieder in den Kerker.

Am anderen Morgen kam der Zauberer wieder zu ihm und sagte:

„Wenn du mir heute nicht das Stück gelben Goldes bringst, werde ich dich wahrscheinlich als meinen Sklaven behalten und dir dreihundert Schläge geben."

Das Sternenkind ging in den Wald, und den ganzen Tag lang suchte es nach dem Stück gelben Goldes, aber nirgends konnte es es finden. Bei Sonnenuntergang setzte es sich hin und begann zu weinen; und als es weinte, kam der kleine Hase zu ihm, den es aus seiner Falle befreit hatte.

Der Hase fragte:

„Warum weinst du, und was suchst du im Wald?"

Da antwortete das Sternenkind:

„Ich suche ein Stück gelben Goldes, das hier verborgen ist, und wenn ich es nicht finde, wird mein Herr mich schlagen und mich als seinen Sklaven behalten."

„Folge mir!" rief der Hase, und er lief durch den Wald, bis er an einen Teich kam. Und auf dem Grund des Teichs lag das Stück gelben Goldes.

„Wie soll ich dir danken?" sagte das Sternenkind, „denn siehe, das ist das zweitemal, daß du mir geholfen hast."

„Ja, aber du hattest zuerst Erbarmen mit mir", sagte der Hase, und er lief eilig fort.

Darauf nahm das Sternenkind das Stück gelben Goldes und steckte es in seinen Beutel und eilte zur Stadt. Aber der Aussätzige sah es kommen und lief ihm entgegen und kniete nieder und rief:

„Gib mir etwas Geld, oder ich werde Hungers sterben."

Das Sternenkind sagte zu ihm:

„Ich habe in meinem Beutel nur ein Stück gelben Goldes, und wenn ich es meinem Herrn nicht bringe, wird er mich schlagen und mich als seinen Sklaven behalten."

Aber der Aussätzige bat es so sehr, daß das Sternenkind Mitleid mit ihm hatte und ihm das Stück gelben Goldes gab.

Als es zum Hause des Zauberers kam, öffnete der Zauberer, ließ es herein und sagte:

„Hast du das Stück gelben Goldes?"

Das Sternenkind sagte:

„Ich habe es nicht."

Da fiel der Zauberer über das Sternenkind her, schlug es in Ketten und warf es wieder in den Kerker.

Am folgenden Morgen kam der Zauberer zu ihm und sagte:

„Wenn du mir heute das Stück roten Goldes bringst, will ich dich freilassen. Aber wenn du es nicht bringst, werde ich dich erschlagen."

Das Sternenkind ging in den Wald hinaus und suchte den ganzen Tag lang nach dem Stück roten Goldes, konnte es aber nirgends finden. Und am Abend setzte es sich hin und weinte, und als es weinte, kam der kleine Hase zu ihm und sagte:

„Das Stück roten Goldes, das du suchst, liegt in der Höhle hinter dir. Also weine nicht länger, sondern freue dich."

„Wie soll ich dir lohnen?" rief das Sternenkind, „denn siehe, dies ist das drittemal, daß du mir geholfen hast."

„Ja, aber du hattest zuerst mit mir Erbarmen", sagte der Hase, und er lief eilig fort.

Und das Sternenkind ging in die Höhle, und im entferntesten Winkel fand es das Stück roten Goldes. Und es steckte es in seinen Beutel und eilte zur Stadt. Und der Aussätzige sah es kommen und stellte sich auf die Mitte des Weges, rief aus und sagte:

„Gib mir das Stück roten Goldes, oder ich muß sterben."

Da hatte das Sternenkind wieder Mitleid mit ihm und gab ihm das Stück roten Goldes und sagte:

„Deine Not ist größer als meine." Aber sein Herz war schwer, denn es wußte, welch übles Schicksal seiner harrte.

Doch siehe: Als er durch das Tor der Stadt kam, neigten sich die Wachen und huldigten ihm und sagten:

„Wie schön unser Herr ist!"

Und eine Menge von Bürgern folgte ihm und rief:

„Wahrlich, niemand in der ganzen Welt ist schöner!"

Und das Sternenkind weinte und sprach zu sich:

„Sie spotten meiner und machen sich über mein Elend lustig."

So groß war der Zusammenlauf des Volkes, daß es die Richtung seines Weges verlor und sich zuletzt auf einem großen Platz fand, auf dem der Palast eines Königs stand.

Und das Tor des Palastes öffnete sich, und die Priester und die hohen Beamten der Stadt eilten ihm entgegen, und sie warfen sich vor ihm nieder und riefen:

„Du bist unser Herr, auf den wir gewartet haben, und der Sohn unseres Königs."

Da antwortete das Sternenkind ihnen und sprach:

„Ich bin keines Königs Sohn, sondern das Kind eines armen Bettelweibes. Und warum sagt ihr, ich sei schön, da ich doch weiß, daß ich häßlich anzusehen bin?"

Da hielt der, dessen Rüstung mit goldenen Blumen eingelegt war und dessen Helm einen geflügelten Löwen trug, einen Schild hoch und rief:

„Warum sagt mein Herr, er sei nicht schön?"

Und das Sternenkind sah hinein, und siehe: Sein Gesicht war, wie es gewesen war, und seine Schönheit war zurückgekehrt, und in seinen Augen sah es, was es zuvor in ihnen nie gesehen hatte. Und die Priester und die hohen Beamten knieten nieder und sprachen zu ihm:

„Es war seit langer Zeit geweissagt, daß am heutigen Tage kommen würde, der über uns herrschen soll. Deshalb nehme diese Krone und das Zepter, und in seiner Gerechtigkeit und Gnade sei er unser König über uns."

Aber es sprach zu ihnen:

„Ich bin nicht würdig, denn ich habe die Mutter, die mich trug, verleugnet, und ich darf nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe und ihre Vergebung erfuhr. Deshalb laßt mich gehen, denn ich muß wieder durch die Welt wandern und darf hier nicht weilen."

Als es so sprach, wandte es das Gesicht von ihnen und auf die Straße hinaus, die zum Tor der Stadt führte, und siehe: Unter der Menge, die die Soldaten umdrängte, sah es das Bettelweib, das seine Mutter war, und ihr zur Seite stand der Aussätzige, der am Weg gesessen hatte.

Ein Freudenschrei entfloh seinen Lippen, und es lief hinüber und kniete

nieder und küßte die Wunden an seiner Mutter Füßen und benetzte sie mit seinen Tränen. Es neigte sein Haupt in den Staub und schluchzte wie eines, dessen Herz brechen will, und es sprach zu ihr:

„Mutter, ich verleugnete dich in der Stunde meines Stolzes. Nimm mich auf in der Stunde meiner Niedrigkeit! Mutter, ich gab dir Haß. Gib du mir Liebe! Mutter, ich stieß dich zurück. Nimm jetzt dein Kind auf!"

Aber das Bettelweib antwortete ihm nicht ein Wort.

Das Sternenkind streckte die Hände aus und umfaßte die weißen Füße des Aussätzigen und sprach zu ihm:

„Dreimal gab ich dir von meinem Mitleid. Heiß meine Mutter einmal zu mir reden!"

Aber der Aussätzige antwortete ihm nicht ein Wort.

Da schluchzte es wieder und sprach:

„Mutter, mein Leiden ist größer, als ich es tragen kann. Gib mir deine Vergebung und laß mich zurück in den Wald!"

Und das Bettelweib legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach: „Stehe auf!" und der Aussätzige legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach auch: „Stehe auf!"

So stand es auf und sah sie an, und siehe: Sie waren ein König und eine Königin.

Und die Königin sagte zu ihm:

„Dies ist dein Vater, dem du geholfen hast."

Und der König sagte:

„Dies ist deine Mutter, deren Füße du mit deinen Tränen gewaschen hast."

Und sie fielen ihm um den Hals und küßten es und führten es in den Palast

und kleideten es in schöne Gewänder und setzten ihm die Krone aufs Haupt und legten das Zepter in seine Hand; und es regierte über die Stadt am Strom und war ihr Herr. Viel Gerechtigkeit und Gnade erzeigte es allen, und den bösen Zauberer verbannte es, und dem Holzfäller und seiner Frau schickte es viele reiche Gaben.

Doch das Sternenkind herrschte nicht lange, so groß war sein Leiden und so bitter das Feuer seiner Prüfung gewesen; denn nach drei Jahren starb es.

Der selbstsüchtige Riese

An jedem Nachmittag, wenn die Kinder aus der Schule kamen, gingen sie in den Garten des Riesen und spielten da.

Es war ein großer hübscher Garten mit weichem grünen Gras. Hier und da auf dem Rasen standen schöne Blumen wie Sterne, und es gab auch zwölf Pfirsichbäume, die im Frühling zart rosa und perlweiß blühten und im Herbst reiche Frucht trugen. Die Vögel saßen auf den Bäumen und sangen so süß, daß die Kinder immer wieder in ihren Spielen innehielten, um zu lauschen.

„Wie glücklich wir hier doch sind!" riefen sie einander zu.

Eines Tages kam der Riese nach Hause. Er war auf Besuch bei seinem Freund, dem gehörnten Menschenfresser, gewesen und sieben Jahre bei ihm geblieben. Als die sieben Jahre um waren, war alles gesagt, was er ihm zu sagen hatte, denn ihre Gesprächsstoffe waren sehr beschränkt, und so beschloß er, auf sein eigenes Schloß zurückzukehren. Als er nach Hause kam, sah er die Kinder in seinem Garten spielen.

„Was tut ihr hier?" rief er grimmig, und die Kinder liefen weg. „Mein Garten, das ist mein Garten", sagte der Riese, „das sieht jeder ein, und ich erlaube niemandem sonst, darin zu spelen, als mir selber."

Also baute er eine mächtige Mauer darum und stellte folgende Warnungstafel auf:

Unbefugten ist das Betreten dieses Grundstücks
bei Strafe verboten!

Er war ein sehr selbstsüchtiger Riese.

Die armen Kinder hatten jetzt nichts mehr, wo sie spielen konnten. Sie versuchten es auf der Landstraße, aber die Landstraße war sehr staubig und steinig, und sie gefiel ihnen nicht. So gingen sie also, wenn die Schule aus war, um die große Mauer herum und sprachen traurig von dem schönen Garten dahinter.

„Wie glücklich waren wir da!" sagten sie zueinander.

Da kam der Frühling, und überall waren kleine Blüten und kleine Vögel. Bloß in dem Garten des selbstsüchtigen Riesen blieb es Winter. Die Vögel wollten darin nicht singen, weil keine Kinder da waren, und die Bäume vergaßen zu blühen. Einmal steckte eine schöne Blume ihr Köpfchen aus dem Gras hervor, aber als sie die Warnungstafel sah, war sie so betrübt um die Kinder, daß sie

wieder in den Boden hineinschlüpfte und weiterschlief. Die einzigen, die sich freuten, waren der Schnee und der Frost.

„Der Frühling hat diesen Garten vergessen", riefen sie, „so wollen wir hier das ganze Jahr hindurch leben." Der Schnee bedeckte das Gras mit seinem großen weißen Mantel, und der Frost bemalte alle Bäume silberweiß. Dann luden sie den Nordwind ein, bei ihnen zu wohnen, und er kam. Er war ganz in Pelze eingehüllt und brüllte den ganzen Tag durch den Garten und blies die Schornsteine herunter.

„Das ist ein ganz herrlicher Platz", sagte er, „wir müssen den Hagel zu Besuch bitten."

Und so kam der Hagel.

Jeden Tag prasselte er drei Stunden lang auf das Schloßdach herunter, bis er fast alle Schieferplatten zerbrochen hatte, und dann lief er rund um den Garten, so schnell er nur konnte. Er war ganz grau angezogen, und sein Atem war von Eis.

„Ich versteh nicht, warum der Frühling so spät kommt", sagte der selbstsüchtige Riese, als er am Fenster saß und auf seinen kalten weißen Garten hinuntersah. „Ich hoffe, das Wetter ändert sich bald."

Aber der Frühling kam nie und auch nicht der Sommer. Der Herbst gab jedem Garten goldene Früchte, aber dem Garten des Riesen gab er keine.

„Er ist zu selbstsüchtig", sagte der Herbst. So herrschte dort stets Winter, und der Nordwind und der Hagel und der Frost und der Schnee tanzten um die Bäume.

Eines Morgens lag der Riese wach im Bett, als er eine liebliche Musik vernahm. Es klang so süß in seinen Ohren, daß er dachte, die Musikanten des Königs zögen vorüber. Aber es war bloß ein kleiner Hänfling, der vor seinem Fenster sang; doch hatte er so lange keinen Vogel mehr in seinem Garten singen hören, daß es ihm wie die schönste Musik der Welt vorkam. Da hörte der Hagel auf, über seinem Kopf zu tanzen, und der Nordwind zu blasen, und ein köstlicher Duft kam zu ihm durch den geöffneten Fensterflügel.

„Ich glaube, der Frühling ist endlich gekommen", sagte der Riese; und er sprang aus dem Bett und schaute hinaus.

Und was sah er?

Er sah was ganz Wunderbares. Durch ein kleines Loch in der Mauer waren die Kinder hereingekrochen und saßen in den Zweigen der Bäume. In jedem Baum, den er sehen konnte, saß ein kleines Kind. Und die Bäume waren so froh, die Kinder wieder bei sich zu haben, daß sie sich ganz mit Blüten bedeckt hatten und ihre Arme anmutig über den Köpfen der Kinder bewegten. Die Vögel flogen umher und zwitscherten vor Entzücken, und die Blumen guckten aus dem grünen Gras hervor und lachten. Es war entzückend anzusehen, und nur in einem Winkel war es noch Winter, und dort stand ein kleiner Junge. Er war so klein, daß er nicht an die Äste hinaufreichen konnte, und er lief immer um den Baum herum und weinte bitterlich. Der arme Baum war noch ganz bedeckt mit Frost und Schnee, und der Nordwind blies und heulte über ihm.

„Klettre herauf, kleiner Junge", sagte der Baum und senkte seine Äste, so tief er konnte, aber der Junge war zu klein.

Da wurde des Riesen Herz weich, als er das sah. „Wie selbstsüchtig ich doch war!" sagte er; „jetzt weiß ich, weshalb der Frühling nicht kommen wollte. Ich will dem armen kleinen Jungen auf den Baumwipfel helfen, und dann will ich die Mauer umwerfen, und mein Garten soll für alle Zeit der Spielplatz der Kinder sein." Er war wirklich sehr betrübt über das, was er getan hatte.

So schlich er hinunter und öffnete ganz leise das Tor und trat in den Garten. Aber als die Kinder ihn sahen, erschraken sie so, daß sie alle wegliefen, und im Garten wurde es wieder Winter. Bloß der kleine Junge lief nicht weg, denn seine Augen waren so voll Tränen, daß er den Riesen nicht kommen sah. Und der Riese kam leise hinter ihm heran, nahm ihn zärtlich auf seine Hand und setzte ihn hinauf in den Baum. Und sogleich fing der Baum zu blühen an, und die Vögel kamen und sangen in ihm, und der kleine Junge breitete seine Ärmchen aus, schlang sie um den Hals des Riesen und küßte ihn auf den Mund. Und wie die anderen Kinder sahen, daß der Riese nicht mehr böse war, kamen sie schnell zurückgelaufen, und mit ihnen kam auch der Frühling.

„Der Garten gehört jetzt euch, Kinderlein", sagte der Riese, und er nahm eine große Axt und hieb die Mauer um. Und als die Leute um zwölf Uhr zum Markt gingen, sahen sie den Riesen mit den Kindern spielen, in dem schönsten Garten, den sie je gesehen hatten.

Den ganzen Tag spielten sie, und am Abend kamen sie zum Riesen und sagten ihm ‚Gute Nacht'.

„Aber wo ist denn euer kleiner Kamerad?" fragte er, „der Junge, dem ich auf den Baum geholfen habe?" Der Riese liebte ihn am meisten, weil der ihn geküßt hatte.

„Wir wissen es nicht", antworteten die Kinder.

„Ihr müßt ihm sagen, er soll sicher morgen wiederkommen", sagte der Riese. Aber die Kinder antworteten, sie wüßten nicht, wo er wohne, und sie hätten ihn zuvor nie gesehen; da wurde der Riese sehr traurig.

Jeden Nachmittag nach Schluß der Schule kamen die Kinder und spielten mit dem Riesen. Aber der kleine Knabe, den der Riese so liebte, ließ sich nie mehr sehen. Der Riese war sehr gut mit den Kindern, aber er sehnte sich nach seinem kleinen Freund und sprach oft von ihm.

„Wie gern möcht ich ihn wiedersehn!" sagte er immer.

Jahre vergingen, und der Riese wurde sehr alt und schwach. Er konnte nicht mehr unten mit den Kindern spielen, und so saß er in seinem mächtigen Armstuhl und sah ihnen zu und freute sich an seinem Garten.

„Ich habe viele schöne Blumen", sagte er; „aber die allerschönsten Blumen von allen sind die Kinder."

An einem Wintermorgen sah er beim Ankleiden aus seinem Fenster. Jetzt haßte er den Winter nicht mehr, denn er wußte, daß der Frühling nur schlief und die Blumen sich ausruhten.

Plötzlich rieb er sich verwundert die Augen und sah und sah. Es war wirklich

ein wundersamer Anblick. Im fernsten Winkel des Gartens war ein Baum ganz bedeckt mit lieblichen weißen Blüten. Seine Äste waren lauter Gold, und silberne Früchte hingen an ihnen, und darunter stand der kleine Knabe, den er so geliebt hatte.

Hocherfreut eilte der Riese die Treppe hinunter und in den Garten. Er lief über den Rasen auf das Kind zu. Und als er ihm ganz nahe gekommen war, wurde sein Gesicht rot vor Zorn, und er sagte: „Wer hat es gewagt, dich zu verwunden?"

Denn an den Handflächen des Kindes waren Male von zwei Nägeln, und Male von zwei Nägeln waren an den kleinen Füßen.

„Wer hat es gewagt, dich zu verwunden?" rief der Riese; „sag es mir, damit ich mein Schwert nehme und ihn erschlage."

„Ach nein", antwortete das Kind; „dies sind die Wunden der Liebe."

„Wer bist du?" sagte der Riese, und eine seltsame Scheu überkam ihn, und er kniete nieder vor dem kleinen Kind.

Und das Kind lächelte den Riesen an und sprach zu ihm:

„Du ließest mich einst in deinem Garten spielen, heute sollst du mit mir kommen in meinen Garten, in das Paradies."

Und als die Kinder an diesem Nachmittag hereinstürmten, da fanden sie den Riesen tot unter dem Baum liegen und ganz bedeckt mit weißen Blüten.

Der ergebene Freund

Eines Morgens steckte der alte Wasserratz den Kopf aus seinem Bau heraus. Er hatte kleine, runde, glänzende Augen und einen steifen grauen Schnurrbart, und sein Schwanz war wie ein langes Stück schwarzer Kautschuk. Die kleinen Enten schwammen auf dem Weiher herum und sahen gerade so aus wie eine Schar gelber Kanarienvögel; ihre Mutter, die schön weiß war und ganz rote Beine hatte, versuchte, ihnen das Kopfstehen im Wasser beizubringen.

„Ihr werdet nie in der besten Gesellschaft verkehren, wenn ihr nicht auf dem Kopf stehen könnt", wiederholte sie ihnen immer wieder und zeigte ihnen immer wieder, wie sie es machen sollten. Aber die kleinen Enten schenkten ihr gar keine Aufmerksamkeit. Sie waren so jung, daß sie gar nicht wußten, welch Vorteil es ist, in der besten Gesellschaft zu verkehren.

„Was für unfolgsame Kinder!" rief der alte Wasserratz; „sie verdienten wahrhaftig, daß man sie ertränke."

„Durchaus nicht", sagte die Entenmama, „aler Anfang ist schwer, und Eltern können nie zu geduldig sein."

„Ah was!" sagte der Wasserratz, „ich kenne keine elterlichen Gefühle und bin kein Familienmensch. Ich war niemals verheiratet und denke auch gar nicht dran. Liebe, das mag ja auf seine Art ganz schön sein, aber Freundschaft steht doch viel höher. Ich wüßte wahrhaftig nichts Edleres oder Selteneres in der Welt als eine treue Freundschaft."

„Und was, ich bitte Sie, ist denn Ihre Vorstellung von treuer Freundschaft?" fragte ein Grünspecht, der nahebei in einer Weide saß und die Unterhaltung gehört hatte.

„Das möchte ich auch wissen", sagte die Ente, schwamm an das andere Ende des Weihers und stand da kopf, um ihren Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

„Dumme Frage!" rief der Wasserratz. „Ein treuer Freund, der muß mir eben einfach treu sein."

„Und was würden Sie ihm dafür bieten?" sagte der kleine Vogel, indem er sich auf ein Ästchen schwang und mit den Flügeln wippte.

„Ich versteh Sie nicht", antwortete der Wasserratz.

„Ich will Ihnen eine Geschichte darüber erzählen", sagte der Grünspecht.

„Handelt die Geschichte von mir?" fragte der Wasserratz. „Wenn sie von mir handelt, will ich zuhören, denn ich liebe Romane sehr."

„Sie läßt sich auf Sie anwenden", sagte der Grünspecht; und er flog herunter, ließ sich am Ufer nieder und erzählte die

Geschichte vom ergebenen Freund

Es war einmal ein braver kleiner Kerl namens Hans."

„War was Besonderes an ihm?" fragte der Wasserratz.

„Nein", sagte der Grünspecht, „ich glaube nicht, daß irgendwas Besonderes an ihm war außer seinem guten Herzen und seinem lustigen runden Gesicht. Er lebte ganz allein in einem kleinen Häuschen und arbeitete jeden Tag in seinem Garten. In der ganzen Gegend war kein Garten so schön wie der seine. Büschelnelken wuchsen da und Levkojen und Täschelkraut und Hahnenfuß. Da gab es gelbe und Damaszener Rosen, Krokus und purpurne und weiße Veilchen. Kalumbinen und Schaumkraut, Majoran und Basilikum, Primeln und Lilien, Narzissen und Gewürznelken blühten und dufteten, wie die Monate kamen und eine Blume der anderen Platz machte, so daß es immer etwas Schönes zu sehen und etwas Angenehmes zu riechen gab.

Der kleine Hans hatte eine große Menge Freunde; aber der treueste von allen war der große Müllerhugo. Ja, so ergeben war der reiche Müller dem kleinen Hans, daß er nie an dessen Garten vorüberging, ohne sich über den Zaun zu lehnen und sich einen großen Strauß oder eine Handvoll süßer Kräuter zu pflücken oder sich die Taschen mit Pflaumen oder Kirschen zu füllen, wenn Obstzeit war.

‚Wahre Freunde sollen alles gemeinsam haben', pflegte der Müller zu sagen, und klein Hans nickte dazu und lächelte und war sehr stolz darauf, einen Freund von so edler Auffassung zu haben. Manchmal meinten die Nachbarn wohl, es sei seltsam, daß der reiche Müller dem kleinen Hans nicht auch einmal was schenke, obwohl er doch in seiner Mühle hundert Säcke Mehl aufgestapelt hätte und sechs Milchkühe im Stall und eine große Schafherde. Aber Hans zerbrach sich nie seinen Kopf über all das, und nichts machte ihm mehr Freude, als den wundervollen Aussprüchen zu lauschen, die der Müller über die Selbstlosigkeit wahrer Freundschaft tat.

So arbeitete der kleine Hans immerzu in seinem Garten. Im Frühling, im Sommer und im Herbst war er sehr glücklich, aber wenn der Winter kam und er weder Früchte noch Blumen auf den Markt zu bringen hatte, da litt er recht unter Kälte und Hunger, und er mußte oftmals zu Bett, ohne was anderers gegessen zu haben als ein paar getrocknete Birnen oder einige harte Nüsse. Im Winter war er auch sehr einsam, denn nie kam da der Müller zu ihm.

‚Es hat gar keinen Sinn, daß ich den kleinen Hans besuche, solange der Schnee liegt', pflegte der Müller zu seiner Frau zu sagen; ‚wenn Menschen Sorgen haben, muß man sie mit sich allein lassen und nicht mit Besuchen belästigen. Das ist wenigstens meine Ansicht von Freundschaft, und ich weiß, sie ist die rechte. Daher will ich lieber warten, bis es Frühling ist, und ihn dann aufsuchen. Dann kann er mir auch einen großen Korb voll Primeln schenken, und das wird ihn ganz glücklich machen.'

‚Du sorgst dich wirklich sehr um andere', sprach die Müllerin, während sie in ihrem bequemen Armstuhl am hellen Kaminfeuer saß; ‚wirklich, du sorgst dich sehr. Es ist ein Genuß, dich über Freundschaft reden zu hören. Ich bin fest überzeugt, daß nicht einmal der Pfarrer so schöne Dinge darüber sagen kann wie du, obwohl er doch in einem dreistöckigen Haus wohnt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt.'

‚Aber könnten wir nicht den kleinen Hans einmal zu uns herauf bitten?' fragte des Müllers Jüngster.

‚Wenn der arme Hans in Not ist, will ich ihm die Hälfte von meiner Bohnensuppe geben und ihm meine weißen Kaninchen zeigen.'

‚Was für ein dummer Bub du bist!' rief der Müller; ‚ich weiß wirklich nicht, wozu ich dich in die Schule schicke. Du scheinst da gar nichts zu lernen. Siehst du nicht ein, daß der kleine Hans, wenn er da zu uns käme, unser warmes Feuer, unser Essen und den Krug mit Rotwein sähe, daß er dann leicht neidisch werden könnte? Und der Neid ist etwas sehr Böses und verdirbt den Charakter. Ich werde es nie erlauben, daß Hansens Charakter verdorben würde. Ich bin sein bester Freund und werde immer über ihn wachen und darauf sehen, daß er in keinerlei Versuchung geführt wird. Außerdem würde mich Hans, wenn er herkäme, vielleicht um einen Sack Mehl auf Borg bitten, und das könnte ich nicht tun. Mehl ist ein Ding und Freundschaft ein anderes, und man soll die beiden nicht durcheinanderbringen. Die Worte werden ganz verschieden buchstabiert und bedeuten auch etwas Verschiedenes. Das sieht jeder ein.'

‚Wie schön du sprichst', sagte die Müllerin und schenkte sich ein großes Glas Bier ein; ‚ich bin schon ganz schläfrig, es ist genauso, als wäre man in der Kirche.'

‚Leute, die gut handeln, gibt es eine Menge', antwortete der Müller, ‚aber nur ganz wenige sprechen gut, woraus sich ergibt, daß Sprechen von den beiden Dingen das weit Schwierigere ist und auch das weit Feinere.'

Und dabei sah er streng über den Tisch auf seinen kleinen Sohn, der beschämt den Kopf hängen ließ, purporrot wurde und in seinen Tee hinein zu weinen anfing. Aber er war ja noch so klein, und so darf man ihm das nicht übelnehmen."

„Ist die Geschichte aus?" fragte der Wasserratz.

„Keine Spur", antwortete der Grünspecht, „das ist der Anfang."

„Dann sind Sie sehr veraltet", sagte der Wasserratz. „Jeder gute Romanschreiber fängt heutzutage mit dem Ende an, läßt dann den Anfang folgen und schließt mit der Mitte. Das ist die moderne Methode. Ich hörte alles darüber ganz genau neulich einmal von einem Kritiker, der mit einem jungen Mann um den Teich herum spazierte. Er sprach sehr ausführlich über den Gegenstand, und ich bin fest überzeugt, daß er in allem recht hatte, denn er hatte eine blaue Brille und eine Glatze, und sooft der junge Mann eine Bemerkung machte, antwortete er immer nur ‚Bah!' – Aber erzählen Sie bitte weiter. Ich liebe den Müller ungeheuer. Ich habe selbst alle möglichen schönen Gefühle, so daß eine starke Übereinstimmung zwischen uns besteht."

„Also", fuhr der Grünspecht fort und hüpfte ein paarmal von einem Bein aufs andere, „wie nun der Winter vorüber war und die Primeln ihre blassen gelben Sterne auftaten, da sagte der Müller zu seinem Weib, daß er mal hinuntergehen und nach dem kleinen Hans sehen wolle.

‚Was für ein gutes Herz du hast', rief die Frau, ‚du denkst doch immer an die andern. Und vergiß nicht, den großen Korb mitzunehmen für die Blumen.'

Also band der Müller die Flügel der Windmühle mit einer starken eisernen Kette fest und ging den Hügel hinunter mit dem Korb am Arm.

‚Guten Morgen, kleiner Hans', sagte der Müller.

‚Guten Morgen', sprach Hans, auf seinen Spaten gelehnt, und lachte über das ganze Gesicht.

‚Und wie ging es den Winter über?' fragte der Müller.

‚Ach', rief Hans, ‚das ist wirklich zu gütig von dir, mich danach zu fragen, zu gütig. Die Wahrheit zu sagen, hab ich es ja schwer gehabt; aber jetzt ist der Frühling gekommen, und ich bin ganz glücklich: alle meine Blumen gedeihen.'

‚Wie oft haben wir von dir gesprochen, Hans', sagte der Müller, ‚und hätten gern gewußt, wie es dir ging.'

‚Das war lieb von euch', sagte Hans, ‚ich fürchtete schon halb, ihr hättet mich vergessen.'

‚Was sagst du da, Hans?' sprach der Müller; ‚Freundschaft vergißt niemals. Das ist gerade das Schöne an ihr; aber ich fürchte, du hast kein Verständnis für die Poesie des Lebens. Deine Primeln sehen übrigens entzückend aus!'

‚Ja, sie sind wirklich hübsch', sagte Hans, ‚und es ist ein Riesenglück für mich, daß ich so viele habe. Ich will sie nämlich auf den Markt bringen und der Bürgermeisterstochter verkaufen und mit dem Geld meinen Karren einlösen.'

‚Deinen Karren einlösen? Du hast ihn doch nicht etwa verkauft? Da wärest du doch wirklich zu dumm!'

‚Ja, weißt du', sagte Hans, ‚ich war gezwungen dazu. Es ist mir im Winter so schlecht gegangen, daß ich tatsächlich keinen Pfennig für Brot hatte. So verkaufte ich also erst die Silberknöpfe von meinem Sonntagsrock und dann meine silberne Kette und dann meine lange Pfeife und schließlich meinen Karren. Aber jetzt kann ich mir das alles wieder zurückkaufen.'

‚Hans', sagte der Müller, ‚ich will dir meinen Karren geben. Er ist zwar nicht mehr in sehr gutem Zustand, es fehlt ihm die eine Seite ganz, und dann ist auch an den Radspeichen etwas nicht in Ordnung, aber ich will ihn dir trotzdem geben. Ich weiß, es ist das sehr großmütig von mir, und eine Menge Leute werden mich für ganz verrückt halten, daß ich ihn verschenke, aber ich bin nicht wie die andern. Meiner Ansicht nach ist die Großmut die Quintessenz der Freundschaft, und außerdem hab ich mir einen neuen Karren gekauft. Also beruhige dich über die Sache und sei vergnügt – ich schenke dir meinen Karren.'

‚Das ist wirklich großmütig von dir', sagte klein Hans, und sein drolliges rundes Gesicht strahlte vor Freude. ‚Ich kann ihn ja leicht wieder in Ordnung bringen, denn ich habe eine große Holzplanke im Haus.'

‚Eine Holzplanke?' sagte der Müller; ‚denk mal, die brauche ich gerade für mein Scheunendach. Das hat ein großes Loch, und das Getreide wird mir ganz naß, wenn ich es nicht zumache. Wie gut, daß du davon sprachst! Es ist doch seltsam, wie eine gute Tat immer eine andere zur Folge hat. Ich gebe dir meinen Karren, und nun gibst du mir deine Holzplanke. Natürlich ist der Karren mehr wert als die Planke, aber wahre Freundschaft beachtet so was nicht. Bitte, hol mir doch das Brett gleich, denn ich will gleich heute noch die Arbeit an der Scheune machen lassen.'

‚Natürlich', rief der kleine Hans, und er rannte in den Schuppen und schleppte das Brett heraus.

‚Es ist ja kein sehr großes Brett', sagte der Müller, indem er es beschaute, ‚und ich fürchte, es wird dir zur Reparatur des Karrens nicht viel übrigbleiben, wenn mein Scheunendach damit geflickt ist, aber das ist natürlich nicht meine Schuld. Und da ich dir nun meinen Karren geschenkt habe, wirst du mir auch sicher gern ein paar Blumen dafür geben wollen. Hier ist der Korb, und mach ihn recht voll.'

‚Ganz voll?' sagte der kleine Hans ein wenig bekümmert, denn es war wirklich ein großer Korb, und er wußte, daß ihm keine Blumen mehr für den Markt bleiben würden, wenn er ihn ganz füllte, und er wollte doch so gern seine Silberknöpfe wiederhaben.

‚Es ist doch wahrhaftig nicht zuviel', antwortete der Müller, ‚daß ich dich um ein paar Blumen angehe, wo ich dir doch meinen Karren geschenkt habe. Vielleicht hab ich unrecht, aber ich denke, daß wahre Freundschaft frei von jedem Eigennutz ist.'

‚Aber mein lieber Freund, mein bester Freund', rief klein Hans, ‚alle Blumen meines Gartens stehen dir zur Verfügung! Mir ist an deiner guten Meinung viel mehr gelegen als an meinen Silberknöpfen, das weißt du doch', und er lief und pflückte alle seinen schönen Primeln und füllte des Müllers Korb damit.

‚Adieu, kleiner Hans', sagte der Müller und stieg mit der Planke auf der Achsel und dem Korb in der Hand den Hügel hinauf.

‚Adieu', sagte klein Hans und begann lustig zu graben, denn er freute sich über den Karren.

Am nächsten Tag rankte er gerade Geißblatt über die Tür, als er den Müller hörte, der ihn von der Landstraße aus rief. Gleich sprang er von der Leiter und schaute über den Zaun.

Da stand der Müller mit einem großen Sack Mehl auf dem Rücken.

‚Lieber kleiner Hans', sagte er, ‚würdest du wohl so gut sein, mir diesen Sack Mehl auf den Mattkt zu tragen?'

‚Es tut mir so leid', sagte der kleine Hans, ‚aber ich habe heut wirklich viel zu tun. Ich muß alle meine Kletterpflanzen aufbinden und alle meine Blumen noch gießen und den Rasen walzen.'

‚Na weißt du', sagte der Müller, in Anbetracht dessen, daß ich dir meinen Karren schenken will, ist es etwas unfreundlich von dir, daß du mir das abschlägst.'

‚Sag doch das nicht', rief klein Hans, ‚ich möchte nicht um die Welt unfreundlich sein', und er rannte nach seiner Mütze und schleppte sich mit dem schweren Sack auf den Schultern davon.

Es war ein sehr heißer Tag, und die Landstraße war schrecklich staubig; und bevor Hans den sechsten Meilenstein erreichte, war er schon so müde, daß er sich hinsetzen und ausruhen mußte. Aber gleich schritt er wieder tapfer vorwärts und erreichte endlich den Markt. Nachdem er da längere Zeit gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl für einen guten Preis und ging dann schnurstracks heim, denn er fürchtete Räuber, falls er zu spät in die Nacht hinein käme.

‚Das war schon ein schwerer Tag heute', sagte er zu sich selber, als er sich schlafen legte; ‚aber ich bin froh, daß ich dem Müller die Bitte nicht abgeschlagen habe, denn er ist mein bester Freund, und dann gibt er mir ja auch seinen Karren.'

Am nächsten Morgen in aller Früh kam der Müller um das Geld für sein Mehl. Aber der kleine Hans war so müde, daß er noch im Bett lag.

‚Du bist doch ein Faulpelz', sagte der Müller. ‚Dafür, daß ich dir meinen Karren geben will, könntest du, meine ich, schon etwas fleißiger arbeiten. Faulheit ist eine große Sünde, und ich kann es nicht ausstehen, wenn meine Freunde faul und träg sind. Du darfst mir meine Offenheit nicht etwa übelnehmen, und es würde mir nicht im Traum einfallen, so zu sprechen, wenn ich nicht dein Freund wäre. Aber was hätte die Freundschaft für einen Zweck, wenn man einander nicht aufrichtig die Meinung sagen könnte? Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien kann jeder sagen, aber ein wahrer Freund sagt stets unangenehme Dinge und kümmert sich nicht darum, ob er dem andern damit weh tut. Und wenn er ein wirklich wahrer Freund ist, dann tut er gern weh, weil er weiß, daß er damit Gutes tut.'

‚Ach verzeih', sagte der kleine Hans, indem er sich die Augen rieb und die Nachtmütze abnahm, ‚aber ich war so müde, daß ich mir dachte, bleibst noch ein Weilchen im Bett und hörst die Vögel singen. Weißt du, daß ich immer besser arbeite, wenn ich die Vögel hab singen hören?'

‚Das freut mich', sagte der Müller und schlug klein Hans auf den Rücken, ‚denn ich möchte, daß du gleich, wenn du fertig angezogen bist, hinauf zur Mühle kommst und mir das Scheunendach ausbesserst.'

Dem armen kleinen Hans lag viel daran, in seinem Garten zu arbeiten, denn seine Blumen hatten zwei Tage lang kein Wasser bekommen, und doch mochte er dem Müller seine Bitte nicht abschlagen, da er ein so guter Freund von ihm war.

‚Würdest du es für unfreundschaftlich von mir halten, wenn ich sagte, daß ich zu tun habe?' fragte er ganz schüchtern.

‚Na weißt du', sagte der Müller, ‚ich denke, es ist doch wohl nicht zuviel verlangt dafür, daß ich dir meinen Karren schenken will; wenn du nicht willst, dann geh ich und mach es selber.'

‚Das unter keinen Umständen!' rief klein Hans und sprang aus dem Bett, zog sich an und ging mit dem Müller.

Dort arbeitete er den ganzen Tag bis Sonnenuntergang, und bei Sonnenuntergang kam der Müller nachsehen.

‚Hast du das Loch im Dach schon ausgebessert, kleiner Hans?' rief er süß.

‚Es ist fertig', antwortete klein Hans und stieg die Leiter herunter.

‚Ach!' sagte der Müller, ‚keine Arbeit ist doch so erhebend wie die, die man für andere tut.'

‚Es ist wirklich ein großer Vorzug, dir zuhören zu dürfen, wie du sprichst', antwortete der kleine Hans, ‚wirklich ein großes Privileg. Ich fürchte nur, ich werde niemals so erhabene Gedanken haben wie du.'

‚Wird schon kommen', sagte der Müller, ‚du mußt dir nur mehr Mühe geben. Jetzt kennst du nur die praktische Seite der Freundschaft, aber du wirst schon auch ihre theoretische kennenlernen.'

‚Meinst du wirklich?' fragte klein Hans.

‚Ohne Zweifel', antwortete der Müller; ‚aber nun, da du das Dach ausgebessert hast, gehst du wohl besser heim und ruhst dich aus, denn ich möchte, daß du morgen meine Schafe auf den Berg treibst.'

Der arme kleine Hans wagte darauf kein Wort zu erwidern, und am nächsten Morgen brachte in aller Frühe der Müller seine Schafe, und Hans machte sich mit ihnen zum Berg auf. Er brauchte den ganzen Tag für den Hin- und Rückweg und war so müde, als er heimkam, daß er auf seinem Stuhl einschlief und erst am nächsten Morgen wieder aufwachte, als es bereits heller Tag war.

‚Wie schön wird's heut in meinem Garten sein', sagte er und ging gleich an die Arbeit.

Aber er kam nie dazu, nach seinen Blumen zu sehen, denn immerfort kam sein Freund, der Müller, zu ihm, schickte ihn auf weitläufige Besorgungen oder brauchte ihn in seiner Mühle. Klein Hans war zuzeiten ganz bekümmert darüber und ürchtete, seine Blumen könnten glauben, er habe sie ganz vergessen; aber dann tröstete er sich wieder damit, daß der Müller doch sein bester Freund sei und daß er ihm ja auch einen Karren geben wolle.

So arbeitete der kleine Hans für den Müller, und der sagte ihm alles mögliche Schöne über die Freundschaft, was Hans alles in ein Notizbuch aufschrieb und des Nachts durchlas, denn er war ein sehr gelehriger Schüler.

Eines Abends saß der kleine Hans beim Ofen, als laut an die Tür geklopft wurde. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Wind pfiff und tobte um das Haus, daß Hans erst glaubte, ez sei der Sturm. Aber da tönte ein zweites Klopfen und ein drittes lauter als das erstemal.

‚Es ist irgendein armer Wandersmann', sagte klein Hans und lief an die Tür.

Da stand der Müller mit einer Laterne in der einen und einem großen Stock in der anderen Hand.

‚Lieber kleiner Hans', rief der Müller, ich bin in großer Verlegenheit. Mein kleiner Junge ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, und ich muß den Arzt holen. Aber der wohnt so weit weg, und es ist eine so schlimme Nacht, daß ich auf den Gedanken kam, es sei eigentlich besser, wenn du statt meiner gingest. Du weißt, ich schenke dir meinen Karren, und da ist es ja eigentlich nur in Ordnung, daß du mir mal einen Gegendienst erweisest.'

‚Selbstverständlich', rief klein Hans, ‚ich rechne es mir als eine Ehre an, daß du dich an mich wendest, und ich mach mich sofort auf den Weg. Aber du mußt mir deine Laterne leihen, ich fürchte, ich falle sonst in einen Graben.'

‚Es tut mir sehr leid', antwortete der Müller, ‚aber es ist meine neue Laterne, und es wäre ein großer Schaden für mich, wenn etwas daran entzweiginge.'

‚Macht nichts, dann geh ich halt ohne Laterne', sagte klein Hans, griff nach Pelzrock und Wollmütze und ging.

Es war ein schrecklicher Sturm, und die Nacht war so schwarz, daß der kleine Hans kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, und der Wind blies so stark, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Aber er schritt tapfer vorwärts, und nach drei Stunden kam er an des Doktors Haus und klopfte an die Tür.

‚Wer ist da?' rief der Arzt und steckte den Kopf zum Schlafzimmerfenster heraus.

‚Klein Hans, Doktor.'

‚Und was willst du?'

‚Dem Müller sein Kleiner ist von der Leiter gefallen und hat sich was getan, und der Müller läßt Sie bitten, Sie möchten gleich kommen.'

‚Schön', sagte der Arzt, und er ließ anspannen und sich die hohen Stiefel und seine Laterne bringen und kam herunter und fuhr zu der Mühle, während klein Hans hinter ihm herlief.

Aber der Sturm wurde immer schlimmer, und der Regen fiel in Strömen, und klein Hans konnte nicht mehr sehen, wo er ging, und nicht mehr mit dem Gaul Schritt halten. Endlich kam er ganz vom Weg ab und geriet ins Moor, das sehr gefährlich war, da es tiefe Löcher hatte, und klein Hans sank ein und ertrank. Am andern Tage fanden Ziegenhirten seine Leiche auf dem Wasser schwimmen und brachten sie in das Gärtnerhäuschen.

Die ganze Gegend ging mit bei klein Hans' Begräbnis, denn jedermann hatte ihn gekannt, und der Müller war der Hauptleidtragende.

‚Da ich sein bester Freund war', sagte der Müller, ‚ist es nur in der Ordnung, daß ich den besten Platz bekomme', und so ging er in dem Trauergefolge als erster in einem langen schwarzen Rock und wischte sich immerfort die Augen mit einem großen Taschentuch.

‚Klein Hans haben sicher alle verloren', sagte der Schmied, als das Begräbnis vorbei war und alle bei Wein und Kuchen im Wirtshaus beisammensaßen.

‚Für mich ist es jedenfalls ein schwerer Verlust', sagte der Müller, ‚ich hatte ihm meinen Karren schon so gut wie geschenkt, und jetzt weiß ich nicht, was ich damit anfangen soll. Er ist mir zu Hause sehr im Wege und in einem Zustand, daß ich nichts dafür bekomme, wenn ich ihn verkaufe. Ich will mich jedenfalls hüten, jemals wieder etwas herzuschenken. Man hat unter seiner Großmut immer zu leiden.'"

„Nun, und?" sagte der Wasserratz nach einer langen Pause.

„Nun, das ist der Schluß", sagte der Grünspecht.

„Und was ist denn aus dem Müller geworden?" fragte der Wasserratz.

„Das weiß ich wirklich nicht", antwortete der Vogel, „und es ist mir auch ganz gleich."

„Dann ist es mir auch ganz klar, daß Sie nicht das geringste Mitgefühl in Ihrem Charakter haben", sagte der Wasserratz.

„Ich fürchte, Sie verstehen die Moral der Geschichte nicht ganz", bemerkte der Grünspecht.

„Die was?" schrie der Wasserratz.

„Die Moral."

„Wollen Sie damit sagen, daß die Geschichte eine Moral hat?"

„Natürlich", sagte der Grünspecht.

„Das hätten Sie mir", sagte der Wasserratz wütend, „vorher sagen sollen. Hätten Sie mir das zu Anfang gesagt, so hätte ich gar nicht zugehört; ich würde ‚Bah!' gesagt haben wie der Kritiker, was ich übrigens auch jetzt noch sagen kann."

So rief er also in den höchsten Tönen „Bah!", machte mit seinem Schwanz einen Schlenker und verschwand in seinem Bau.

„Mögen Sie den Wasserratz leiden?" fragte die Ente, die ein paar Minuten darauf angepaddelt kam. „Er hat ja sicher eine Menge gute Eigenschaften, aber was mich betrifft – ich habe ein Muttergefühl und kann nie einen überzeugten Junggesellen sehen, ohne daß mir Tränen in die Augen kommen."

„Ich fürchte fast, ich habe ihn gelangweilt", antwortete der Grünspecht; „ich habe ihm nämlich eine Geschichte mit einer Moral erzählt."

„Ach, das ist immer eine sehr gewagte Sache", sagte die Ente.

Und ich bin ganz Ihrer Meinung.

Äsopische Fabeln von Charles Dickens

Die Mücke und der Ochse

Eine Mücke ließ sich auf dem Horn eines Ochsen nieder und blieb dort geraume Zeit sitzen. Als sie sich ausgeruht hatte und sich zum Weiterfliegen bereitmachte, fragte sie den Ochsen: „Macht es dir etwas aus, wenn ich schon wieder gehe?" Der Ochse wandte kaum die Augen in die Richtung, aus der die Stimme kam, und sagte gleichmütig: „Mir ist es gleich. Ich habe nicht gemerkt, als du gekommen bist, und ich werde auch nicht merken, wenn du wieder gehst."

So sieht man, daß wir uns in unseren eigenen Augen oft viel wichtiger vorkommen, als wir es in den unserer Nachbarn sind.

Der Nordwind und die Sonne

Zwischen dem Nordwind und der Sonne kam es zu einem Streit, da jeder von beiden behauptete, er sei der Stärkere. Schließlich einigten sie sich darauf, ihre Kräfte an einem Wanderer zu messen. Wer ihm eher den Mantel abstreifen könne, habe gewonnen. Der Nordwind begann. Er sammelte alle seine Kräfte für diesen Angriff, fuhr wütend auf den Wanderer herab, als wolle er ihm den Mantel gleich beim ersten Anlauf entreißen. Doch je stärker er blies, desto enger zog der Wanderer den Mantel um sich. Dann kam die Sonne an die Reihe. Zunächst schien sie freundlich auf den Wanderer herab, der seinen Mantel aufknöpfte und ihn sich über die Schulter hängte. Dann schien sie mit ihrer vollen Kraft, und dem Mann wurde schon nach wenigen Schritten so heiß, daß er seinen Mantel gerne auszog und froh war, die Reise ohne ihn fortsetzen zu können.

So lernt man aus dieser Geschichte, daß Überzeugung eben besser ist als Gewalt.

Das Königreich des Löwen

Als der Löwe über alle Tiere auf Erden regierte, war er niemals grausam oder tyrannisch, sondern sanftmütig und gerecht, wie ein König sein soll. Während seiner Regierungszeit berief er eine Versammlung der Tiere ein und gab ihnen ein dickes Bündel Gesetze, nach denen sie in Gleichheit und Harmonie leben sollten: Der Wolf und das Lamm, der Tiger und der Hirsch, der Leopard und das Zicklein, der Hund und der Hase; sie alle sollten Seite an Seite in Frieden und Freundschaft leben. Der Hase sprach: „Oh, wie sehr habe ich auf diesen Tag gewartet, an dem der Schwache ohne Furcht seinen Platz an der Seite des Starken einnehmen kann!"

Die Stadtmaus und die Feldmaus

Die Stadtmaus und die Feldmaus hatten sich kennengelernt, und eines Tages lud die Feldmaus ihren Freund aus der Stadt zu sich ein. Die Stadtmaus kam, und man setzte sich zum Essen, das aus Gerstenkörnern und Wurzeln bestand, wobei die Wurzeln einen starken Erdgeruch hatten. Diese Kost war nicht sehr nach dem Geschmack des Gastes, und er konnte nicht umhin, seinen armen Freund zu bedauern: „Mein armer Freund", sagte er, „du lebst hier nicht besser als die Ameisen! Du solltest einmal sehen, wie ich lebe! Meine Speisekammer ist ein wahres Füllhorn; du mußt ein paar Tage mit zu mir kommen, und ich verspreche dir, du wirst leben wie die Made im Speck." Als die Stadtmaus in die Stadt zurückkehrte, nahm sie die Feldmaus mit und zeigte ihr stolz die Speisekammer voll mit Mehl, Feigen, Honig und Datteln. Die Feldmaus hatte solche Dinge noch nie gesehen und setzte sich, um den Luxus zu genießen, den ihr Freund ihr bot. Doch bevor sie richtig mit dem Mahl begonnen hatten, öffnete sich die Tür, und jemand trat ein. Die beiden Mäuse fuhren hoch und versteckten sich in einem engen und höchst unbequemen Loch. Als es wieder ruhig war, wagten sie sich wieder heraus, doch schon öffnete sich die Tür von neuem, und sie mußten sich wieder verstecken. Das war zuviel für die Feldmaus. „Adieu", sagte sie, „ich gehe. Du lebst inmitten von Luxus, das habe ich gesehen, doch umgeben von Gefahren. Ich dagegen kann zu Hause mein einfaches Mahl aus Gerstenkörnern und Wurzeln in Ruhe genießen."

Der Fuchs und die Trauben

Ein hungriger Fuchs sah ein paar Trauben an einer Rebe, die in einiger Höhe an einer Schnur entlanggezogen war. Der Fuchs sprang, so hoch er konnte, und mühte sich ab, um die Trauben zu erreichen, doch vergebens, sie hingen außerhalb seiner Reichweite. Deshalb gab er seine Bemühungen auf und ging mit würdevoller, unbeteiligter Miene davon, wobei er bemerkte: „Ich hatte geglaubt, die Trauben seien reif, doch nun sehe ich, sie sind ja noch ganz grün."

Inhalt

Eduard Mörike

Der Bauer und sein Sohn 5
Die Hand der Jezerte 11
Das Stuttgarter Hutzelmännlein 17

Theodor Storm

Hans Bär 77
Hinzelmeier 89
Am Kamin 115
Bulemanns Haus 133
Die Regentrude 149
Der Spiegel des Cyprianus 171

Wilhelm Hauff

Die Geschichte vom Kalif Storch 189
Die Geschichte vom kleinen Muck 199
Zwerg Nase 213

Ludwig Tieck

Der blonde Eckbert 235
Die Elfen 249

Oscar Wilde

Der glückliche Prinz 265
Der junge König 275
Der Geburtstag der Infantin 289
Das Sternenkind 333
Der selbstsüchtige Riese 347
Der ergebene Freund 353

Charles Dickens · Äsopische Fabeln

Die Mücke und der Ochse 363
Der Nordwind und die Sonne 363
Das Königreich des Löwen 364
Die Stadtmaus und die Feldmaus 364
Der Fuchs und die Trauben 365

Volkserzählungen und Märchen haben Generationen von Autoren fasziniert, besonders die romantische Bewegung und große Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Dichter wie Storm und Mörike haben sich die Hauptmotive der frühen Märchentradition zu eigen gemacht und ihnen eine neue Form gegeben – die des Kunstmärchens. So entstanden ganz neue Erzählungen – lebensklug, ironisch und bisweilen voller bissigen Humors – die auf die Menschen unserer Zeit zielen, für Leser, die sich mit all ihren Schwächen und Träumen in versteckter Anspielung darin wiedererkennen. Dieser Band vereinigt klassische Märchennovellen von Mörike, Storm, Hauff, Tieck, Wilde und Dickens, so unter anderem »Das Stuttgarter Hutzelmännlein«, »Kalif Storch«, »Der blonde Eckbert«, »Der Geburtstag der Infantin« und viele andere.

Illustrierte Ausgabe